Oberst Johannes Wieland

1791 – 1832

EIN BAUMEISTER
AM EIDGENÖSSISCHEN WEHRWESEN

—

INAUGURAL-DISSERTATION
zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen Philosophisch-Historischen Fakultät
der Universität Basel vorgelegt von

ERIC METTLER
von St. Gallen

Bern 1944

Druck von Benteli AG · Bern-Bümpliz

Oberst Johannes Wieland

1791 – 1832

EIN BAUMEISTER
AM EIDGENÖSSISCHEN WEHRWESEN

—

INAUGURAL-DISSERTATION
zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen Philosophisch-Historischen Fakultät
der Universität Basel vorgelegt von

ERIC METTLER
von St. Gallen

Bern 1944

Druck von Benteli AG · Bern-Bümpliz

Genehmigt von der Philosophisch-Historischen Fakultät
auf Antrag der Herren Professor Dr. Edgar Bonjour und
Dr. Hans Georg Wirz, P. D. an der Universität Bern,

Basel, den 3. März 1944

Der Dekan: PROF. DR. WALTER VON WARTBURG

Die Arbeit erscheint unverändert als Band IV der Sammlung «Gestalten und Gewalten der Schweizergeschichte» im Verlag von A. Francke AG. Bern
Printed in Switzerland

MEINEN ELTERN

ZUGEEIGNET

INHALT

Einleitung

Zur Themawahl 9
Zur Methode 11

I. *Biographischer Überblick*

Herkommen 13
Jugend 15
Dem Krieg entgegen 16
Spanien 16
England, Skandinavien, Heimkehr 19
Frankreich 1813/14 20
Basel 23
Vor der Eidgenossenschaft 24

II. *Erlebnis der kriegerischen Wirklichkeit*

Der Ernst der Vorbereitung 33
Der Spanienkrieg, als Ringen zwischen einem Heere und einer Nation 34
Angriff und Abwehr gegen Linientruppen 40
Bewährung in extremis 42
Disziplin 45
Milizsysteme 46
Das Gesicht des neuen Krieges 47

III. *Kriegswissenschaftliche Auswertung und Ergänzung des Erfahrenen*

Werden und Ausmaß der Studien 53
Zur Urteilsbildung über Volkskrieg und Infanterietaktik 56
Strategische Lehrmeister 58
Die Idee einer eidgenössischen «Nationaltaktik» 63
Unmittelbare Anreger 67
Rückblick und Ausblick 69

IV. *Vom Menschen Johannes Wieland*

Blick in eine Bruchstelle 73
Zum Bilde der Persönlichkeit 76
Resignation, Wendung und neuer Aufbruch 84

V. *Die eidgenössische Wehrhaftigkeit in den Jahren der Restauration*
Übergang von der alten zur neuen Kriegsverfassung ... 90
Die Militärorganisation von 1817 ... 98
Verwirklichung des Programms bis 1830 ... 103
Kampf der Geister um die bewaffnete Neutralität ... 108
Diskussion um die Gestalt der Wehrreform ... 117
VI. *Die Doktrin*
Legitimation ... 127
Geistige Mobilmachung ... 128
Grundprinzipien ... 133
Heeresorganisation ... 138
Ausbildung ... 141
Disziplin ... 147
Fechtweise, Grundlagen und Richtlinien ... 155
Operatives Handeln ... 156
Taktik der regulären Streitkräfte ... 159
Das Massenaufgebot ... 163
Notwendigkeit der wehrhaften Neutralität ... 166
Landesverteidigungsplan ... 170
VII. *Tätige Wirksamkeit*
In Basel ... 177
Im Rahmen der Eidgenossenschaft ... 188
VIII. *Verstrickung und Sterben*
Wielands politische Physiognomie vor den Unruhen der Dreißigerjahre ... 189
Militärische und politische Rolle in den Basler Wirren ... 194
Klage und Rechtfertigungsversuch ... 204
Das Ende ... 211
IX. *Würdigung*
Geistige Leistung ... 213
Haltung und Schicksal ... 216
Wirkung auf die Zeitgenossen ... 224
Ausstrahlen ... 228
Quellen- und Literaturangabe ... 237
Anmerkungen ... 245
Vita ... 275

EINLEITUNG

Zur Themawahl

Die *äußere* Geschichte des eidgenössischen Wehrwesens, das im Sturm der napoleonischen Epoche neu erstand und sich seither zu immer festeren Formen fügte, ist hinreichend dargestellt[1]. Was aber fehle, hat mit Recht gesagt werden können, sei «das scharfe Herausarbeiten der militärischen Tradition des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts[2]». Der nie erlahmende Kampf, den die Weitblickenden unter unsern Magistraten, Offizieren und Publizisten um die Einsicht des Schweizervolks geführt haben, die allmähliche Erziehung und Entwicklung dieses Volkes zu einer immer ernsthafteren Auffassung vom Wehrgedanken, das Ringen um die Lösung des jederzeit gestellten Problems, wie einer kleinen, von Großmächten rings umgebenen, föderativen Demokratie ein Wehrsystem gegeben werden könne, das kriegsgenügend und wesensgemäß zugleich sei, Werden und Wandel unserer taktischen, operativen und militärpolitischen Anschauungen; endlich, als eine Hauptsache jedoch, Erweiterung und Vertiefung des Disziplingedankens, sind bis heute nur ungenügend aufgezeigt. Es soll oberstes Ziel der vorliegenden Arbeit sein, ein Bescheidenes an diese noch ausstehende *innere* Geschichte der eidgenössischen Armee beizutragen[3].

Der Basler Oberst Johannes Wieland bleibt als Persönlichkeit bedeutend genug, um den Nachgeborenen Beispiel sein zu können. Sein geistiges und sittliches Format, seine Nahwirkung und sein mittelbares Ausstrahlen rechtfertigen aber eine eingehende Darstellung nur bedingt; der Geist war eher vermittelnder als schöpferischer Natur, und das ungestüm beschwingte Herz brach vor der Zeit. Was ihn uns wahrhaft bedeutsam zu machen vermag, ist vielmehr der Umstand, daß sich in seinem Leben und Werk, just in der so gefährdeten Jugendzeit der Armee, ein erstes Mal ein Großteil der grundsätzlichen Wehrprobleme spiegeln, die seither jeder eidgenössischen Generation zu erneu-

ter Lösung aufgegeben waren, daß bei ihm viele der Grundfragen aufgeworfen und manchmal schon gültig beantwortet sind, die sich den Verantwortlichen für Staat und Heer je und je stellen werden. Wenn wir Schicksal und Lehre Wielands darzustellen suchen, so hoffen wir also, in einem frühen Kristallisationspunkte einige jener widersprüchlichen Triebkräfte fassen und begreifen zu können, deren fruchtbare Spannung das eidgenössische Wehrwesen im Innersten bewegt; auch glauben wir, trotzdem nicht jener Betrachtungsweise verfallen zu müssen, die den Menschen in der Geschichte vor allem als Retorte, Vehikel oder Medium von Gedankenströmen sieht und seiner sittlichen, ureigensten Persönlichkeit nur ganz am Rande gedenkt.

Das Urteil, welches heute über die Wehrbestrebungen der Restaurations- und Regenerationszeit gefällt wird, will uns oft recht streng erscheinen, ist man doch geneigt, jene frühen Jahrzehnte als die Bürgergarde-Epoche abzutun und zu vergessen, wie ernsthaft im Rahmen des schwachen Staatenbundes, den die Erinnerung an das gemeineuropäische Erlebnis des napoleonischen Kriegs und der Druck der Kongreßmächte drohend bedrängten, um die rechte Wehrhaftigkeit gerungen wurde. Vielleicht vermag unsere Darstellung dieses Urteil etwas zu mildern.

Wenn es uns endlich gelingt, darauf hinzuweisen, daß die Stadtrepublik Basel der Eidgenossenschaft im vergangenen Jahrhundert nicht nur große Gelehrte, Staatsmänner und Handelsherren[4], sondern auch bedeutende Offiziere und Militärschriftsteller geschenkt hat – man denke nur an Johannes' Neffen, die Obersten Hans und Heinrich Wieland – dann soll unser Zweck erfüllt sein.

Macht einerseits unsere Blickrichtung auf gewisse Grundfragen der Armee hin eine thematische Darstellung wünschenswert, so ist andererseits auch die Gestalt des Stoffes derart, daß ihr Akzent mehr als auf eine zeitliche Folge auf ein Nebeneinander fallen kann. Damit scheidet sich unsere Arbeit in einen chronologisch-orientierenden, einen thematisch-beschreibenden und einen vergleichend-wertenden Teil. Dem ersten – er umfaßt vor allem die Kapitel I, V und VIII – soll alles angehören, was den rein biographischen Ablauf von Wielands Schicksal und das Äußere der eidgenössischen Situation, die ihn umgibt, betrifft; der zweite, enthalten hauptsächlich in den zentralen Abschnitten II, III, IV, VI und VII, beschreibt die Formung seiner Ideen und seines Charakters in Erlebnis und Studium, um dann den Gehalt seines Werks und die wichtigsten Züge seiner Tätigkeit im Dienste der Armee zu umreißen. Der dritte, ausgeführt im Schlußkapitel, wird Wielands geistige und menschliche Leistung zu würdigen, ihn als Typus gegen andere repräsentative Offiziere seiner Zeit abzugrenzen und sein Nachwirken zu skizzieren haben.

Überdies sind einige Bemerkungen zum Methodischen einzelner Abschnitte notwendig:

Oberst Brüderlin hat in der Allgemeinen Deutschen Biographie einen Abriß von Wielands Leben und Werk gegeben, um dessen Inhalt wir unsern einleitenden Überblick hätten kürzen können[5]. Da uns aber vermehrtes Quellenmaterial zur Verfügung stand und eine ausreichende Chronologie als Gerippe einer abgerundeten Arbeit nötig schien, haben wir im biographischen Teil eine gewisse Parallelität auf uns genommen. Wielands Verstrickung in die Tragik der Basler Wirren, die Ursache seines frühen Todes, mußte gesondert und erst an später Stelle untersucht werden, da sie ohne volle Kenntnis seiner fruchtbarsten Jahre nicht begriffen werden kann. Der Abschnitt, welcher sein Erlebnis der kriegerischen Wirklichkeit zu charakterisieren unternimmt, stützt sich bewußt auf seine per-

sönlichen Eindrücke und fragt z. B. nicht darnach, ob diese Eindrücke der historischen Realität des Spanienkrieges genau gerecht werden. Für unsern Zweck mußte es uns lediglich um sein eigenes Erinnerungsbild zu tun sein. Das Kapitel über die eidgenössische Situation, auf die er prallte, und in der er sich entfaltete, ist, wiederum im Interesse einer sachlichen Rundung, in seinen ersten Abschnitten nur in sehr beschränktem Sinne selbständige Leistung. Unser Hauptstück, die Darstellung von Wielands Doktrin, enthält keinen gesonderten Passus über seine Kriegsgeschichte. Im Hinblick auf unser Endziel haben wir darauf verzichtet, sie als historiographische Leistung zu werten. Ihre Bedeutung für die Formung seiner militärischen Theorie wird an anderer Stelle klar. Das Schlußkapitel endlich will, was den Ausblick auf Wielands Nachfolger im Dienst der großen, gemeinsamen Sache betrifft, nicht mehr als Andeutung sein. Das weitere Schicksal der Gedanken, die von ihm ausgingen oder sich in ihm spiegelten, könnte erst jene umfassende innere Geschichte der eidgenössischen Armee verfolgen, von der wir zu Beginn gesprochen haben.

I. BIOGRAPHISCHER ÜBERBLICK

Herkommen

Die Wielande sind im 16. Jahrhundert in Mülhausen und seither in Basel beamtet gewesen, als kaiserliche Notare, als Stadt- und Ratsschreiber vorzüglich, hie und da als Pfarrherren[1]. Der Stammvater des von 1587 an zu Basel verbürgerten Ratsgeschlechts, Hans Konrad Wieland (1563–1629), juris utriusque doctor, Burger- und Stadtschreiber in Klein-Basel, seit 1606 des Großen Rats, hatte militärische Passionen. Er übertrug, einem französischen Texte folgend, zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges Machiavellis «Arte delle guerra» ins Deutsche. Das Buch ist 1619 bei Foillet in Mümpelgard erschienen, als erste Deutschausgabe einer Machiavelli-Schrift überhaupt[2].

Johannes Wielands Vater, der spätere Bürgermeister Johann Heinrich Wieland, war ein Sohn des Hans Heinrich Wieland-Buxtorf, Pfarrer in Waldenburg[3]. Auch in ihm scheinen, kaum sichtbar zwar, militärische und historische Interessen wach gewesen zu sein. 1778 finden wir ihn, nach seiner ersten Ausbildung in Basel und Genf und vor seinem Göttinger Jahr, als Sekretär an der Ecole Militaire in Colmar. Zudem wird überliefert, daß er später, in den verärgerten Mußestunden am Wiener Kongreß, Cäsars Kommentare gelesen habe. 1782 ist er Kanzlist unter dem Ratsschreiber Ochs. 1787 führt er Valérie Weiß, die Tochter eines wohlhabenden Seidenfabrikanten heim, welche ihm der Tod nach Jahresfrist aber wieder entreißt. 1790 verehelicht er sich ein zweites Mal mit Maria Magdalena Schweighauser, die His «geistig aufgeweckt und gemütsvoll» nennt und von der ihr Sohn sagte, sie sei «la meilleure des mères et des épouses... et la meilleure des femmes». Auch die Schweighauser sind mit Vorliebe Juristen und Beamte gewesen[4]. Sie zogen vor dem Drucke der Gegenreformation aus dem Birseck nach Liestal. 1641 wurde der kaiserliche Notar Konrad Schweighauser, seiner Verdienste um die Stadt wegen, ins Basler Burgerrecht aufgenommen. Das Geschlecht erlischt in seiner städtischen

Manneslinie mit Johannes Schweighauser (1738–1806), dem Buchdrucker, Buchhändler, Sammler und Ratsherrn, dem Vater von Maria Magdalena. Für uns ist vor allem merkwürdig, daß Johannes Schweighauser eine Menge von Collectaneen und Exzerpten historischen Inhalts hinterlassen hat, ferner eine Handschriftensammlung über Basler Buchdrucker vom 15. bis ins 18. Jahrhundert und fünfzehn Folianten wertvoller Originalbriefe berühmter Männer.

Johannes Wieland war der erstgeborene Sohn des Johann Heinrich Wieland und der Maria Magdalena Schweighauser. Ihm folgten zwei Töchter, Valeria und Henriette, und zwei Söhne, August Heinrich, der von der Mutter die Schweighausersche Buchhandlung übernahm, Vater der späteren Obersten Johann Heinrich Wieland und Hans Wieland geworden ist und am 3. August 1833 in der Hard fiel, und Carl August, der seinerseits einen noch heute blühenden Familienzweig begründete.

Bevor wir Johannes Wielands Jugend und Auszug aufzeichnen, sei noch die Laufbahn seines Vaters bis zur großen Wende des Jahres 1813 in einigen Punkten vermerkt: 1786 wird er Schultheiß des Stadtgerichts. Von 1795 an bis zum Sturz der alten Eidgenossenschaft ist er Stadtschreiber in Liestal und erwirbt sich durch seine weitblickende soziale Haltung die Sympathie des Landvolks. 1798 erklärt er sich offen als Anhänger der Helvetischen Revolution. Als Präsident der Basler Verwaltungskammer, als Basler Regierungsstatthalter, als Finanzminister der bedrängten unitarischen Regierung von 1802, dient er der helvetischen Sache in wechselnden Funktionen, allem Personen- und Parteigezänk abgeneigt, wohl das standfesteste und eines der wirksamsten Glieder des gemäßigten Unitarierkreises. Die Mediation weist dem Allzufortschrittlichen nur den Basler Ratsschreibersessel zu. 1812 aber wird er Ratsherr, auf 1813 Bürgermeister und bewirkt als solcher für die kommenden Jahre «eine gewisse Wendung in der Basler Politik, vom starren Konservatismus zu einem gemäßigten Liberalismus alter

Schule[5]». Wir werden seine Rolle in dieser Zeit später nochmals zu streifen haben.

Jugend

Johannes Wieland wurde am 14. Februar 1791 zu Basel geboren[6]. Von seinem 4. bis zum 7. Altersjahr wuchs er in der ländlich freien Liestaler Luft recht wild heran. Als die Familie 1798 in die Stadt zurückkehrte, bezog er dort die öffentliche Schule und wurde nach einigen Anfangsschwierigkeiten rasch ein guter Schüler. 1802 schickte man den Elfjährigen für zwei Jahre nach Montbéliard in Pension. Der Aufenthalt gefiel ihm wohl, vermochte aber seine Kenntnisse nicht sonderlich zu fördern. Im März 1804 kehrte er heim, im November machte er sich nach Paris auf die Reise, wo er in einer befreundeten Familie weitergebildet werden und Welt sehen sollte. Bald fand er sich in das mondäne Leben des Hauses. Am Tage von Napoleons Krönung durch den Papst gelang es ihm, zur Zeremonie in die Notre Dame zu schlüpfen. Der Glanz und der Schimmer des großen Schauspiels erweckten in seinem Knabengemüt den Wunsch, ein Offizier des Kaisers zu werden. Vorerst aber ward der Bezauberte angehalten, im Salinenbüro, dem sein Hausherr vorstand, öde Kopistenarbeit zu leisten. Dann kehrte er nach einem Umweg über Ostende nach Basel zurück. Die Pariser Zeit mag ein Jahr gedauert haben. Der Wunsch des Vaters, er solle sich nun der Jurisprudenz zuwenden, vertrug sich schlecht mit seiner Abneigung gegen jedes Studium. Schließlich nahm ihn ein Onkel auf sein Kontor in die Handelslehre. «La rage au cœur» verlebte er dort eine trübe, fast zweijährige Lehrlingszeit. Als einziger Lichtblick dieser Jahre erschien ihm später seine Tätigkeit bei der kantonalen Miliz. Seit 1804 war er Artilleriekadett. Im Juli 1806 wurde er Souslieutenant. Der Lernbetrieb in der Reitbahn und auf dem Fechtboden sowie Oberst Bourcards Unterricht in Infanterietaktik und Mathematik ließen ihn den Kontordunst vergessen. Als 1806 die Eidgenossenschaft mühsam vier Regimenter für den französischen Kriegsdienst aufstellte, bestürmte er seinen Vater, ihm eine Offiziersstelle zu verschaffen. Erst nach

vielen abschlägigen Antworten unternahm dieser die nötigen Schritte.

Dem Krieg entgegen

So erhielt der Sechzehnjährige zu Anfang April des Jahres 1807 ein Offizierspatent als Premierlieutenant im 2. Schweizerregiment, das Oberst de Castella kommandierte. Das Regiment stand in Avignon. Wieland hatte aber noch einen Monat in Basel als Rekrutierungsoffizier auszuharren, bis der ersehnte Marschbefehl kam. Am 9. Mai verließ er Basel, um in Besançon zu seinem Depot zu stoßen. Mit frohem Stolz erinnert er sich in den «Souvenirs» der ersten Schritte, die er dort im roten Rock der Schweizer tat. Sein erster Auftrag, dessen er sich mit Energie und Umsicht entledigte, lautete, ein Detachement von 200 Rekruten allein nach Marseille zu führen, wohin das Regiment inzwischen verlegt worden war. In Marseille wurde er einer Grenadierkompagnie zugeteilt, deren Detailausbildung er zu überwachen hatte. Notdürftig von einem Zusammenbruch – der Folge des aufreibend harten Dienstbetriebs – genesen, reiste er erst einige Zeit nach dessen Abmarsch seinem Bataillon nach Toulon nach. Am 19. Oktober zirkulierte das Gerücht, es gehe nach Spanien. Als sich erwies, daß Wielands Bataillon noch nicht abgezogen werde, scheute er keine Mühe, sich versetzen zu lassen. Am 21. November kam er mit der Zentrumskompagnie des ersten Bataillons, nach einem frohen Marsch durch das paradiesische Languedoc, in Bayonne an, wo Dupont die 3. Division seines Korps formierte, mit der er seinen zwei Spitzendivisionen nach Spanien nachstoßen sollte. Am 15. Dezember passierte Wieland in der Heersäule dieser dritten Division Malzer die Bidassoa und feierte das Heraufkommen des Jahres 1808 im verschneiten spanischen Vittoria.

Spanien

Mitte Januar 1808 brach die Division wieder auf, marschierte durch das öde, altkastilische Land über Miranda und Burgos nach Valladolid, wo Dupont seine Armee zusammenzog, und

wurde dort in den Klöstern kantoniert. Am 8. Januar war Wieland zum Hauptmann befördert worden. An der Bändigung der ersten Volksaufstände in Valladolid hatte auch sein Säbel Anteil. Die Revolution von Aranjuez und die Verhandlungen von Bayonne setzten mit den andern auch Wielands Korps in Bewegung und führten es endgültig in den Krieg. Kaum von einer zweiten Krankheit wieder hergestellt, zog er, über Segovia und Guadarrama, mit nach dem Escurial. Am 16. Mai, kurz nach der Niederwerfung des Madrider Bauernaufstandes, erhielt er das Kommando über die 4. Kompagnie des 1. Bataillons, rückte an deren Spitze Anfang Juni zur Eroberung und Züchtigung des aufständischen Segovia, marschierte dann mit seiner Division, die nun General Frère führte, gegen Süden, wo sie Monceys Operationen zur Eroberung von Valencia unterstützen sollte, und fiel mit ihr nach einem Monat bösen Kleinkriegs auf Aranjuez zurück. Am 22. Juli, beim freudlosen Einzug Joseph Bonapartes, stand man in den ausgestorbenen Straßen Madrids Spalier. Am Tag der Krönungsfeierlichkeiten führte Wieland das Ordnungspikett.

Ende Juli mußte die französische Madrid-Armee dem Druck der spanischen Kolonnen, die von Süden und Westen anrückten, weichen. Den überstürzten, schlecht geführten Rückzug nach Burgos machte Wielands Bataillon im Rahmen der Nachhutdivision Grouchy mit. Bis im November folgte dann eine Periode mühsamer Märsche und Kontermärsche hinter dem Ebro, wieder und wieder durch Scharmützel, Strafexpeditionen und Gefechte unterbrochen, bis die aus Deutschland kommenden Verstärkungen der Armee endlich erlaubten, erneut die Offensive zu ergreifen. Anfang November wurde Burgos zurückgenommen; Marschall Soult übernahm das Korps, in dem das 2. Schweizerregiment diente, reorganisierte es und defilierte, 15 000 Mann stark, im Schein unzähliger gestohlener Kerzen, auf der Sant Ander-Straße vor dem Kaiser. Bis Mitte Dezember kämpfte das Korps Soult erfolgreich in Asturien und Leon. Als um diesen Zeitpunkt die englischen Heere von Moore und Baird in Lissabon und Coruña landeten und überraschend gegen Inner-

spanien vorstießen, fiel ihm die Aufgabe zu, die in Leon eingedrungene Feindkolonne frontal anzufallen und zurückzuwerfen. Die wütende Verfolgung der zäh hinhaltenden Engländer führte es über die Gefechte von Lugo, Betanzos und Coruña, wo der Feind buchstäblich auf seine Schiffe geworfen wurde, an den Ozean.

Nach der Einnahme von Ferol wurde Wielands Division nach Betanzos zurückverlegt. Anfang Februar 1809 ging sie nach San Jago de Compostela, wo Oberst de Castella das nur noch 1500 Mann zählende 2. Schweizerregiment dem Obersten Thomasset übergab. Trotzdem um diese Zeit bedeutende Truppenbestände und unentbehrliche Führer aus Spanien nach den mitteleuropäischen Kriegsschauplätzen abgezogen wurden, fiel dem Korps Soult im Zuge von Napoleons Planen eine neue Riesenaufgabe zu. Es sollte aus Galizien gegen Portugal vordringen, um sich in Lissabon mit der aus Estremadura angreifenden Armee des Marschall Victor zu vereinigen. Am 7. Februar brach es von Santiago auf, rückte über Pontevedre an den Minho, forcierte nach schweren Kämpfen gegen die spanische Armee Romana bei Orensa den Übergang, überschritt am 8. März die portugiesische Grenze und besetzte am 14. März Chaves, aus dem der portugiesische General Sylveira sich in die Berge geworfen hatte. «Ici finit l'histoire de mes exploits et celle de mes misères commence», heißt es zu diesem Moment in den «Souvenirs».

Schwer fieberkrank mußte Wieland mit 800 anderen Maroden und 60 Mann Bedeckung in Chaves zurückbleiben. Kaum war Soult abgezogen, brach Sylveira aus den Bergen hervor, umzingelte und berannte die Zitadelle, in die sich die Franzosen geschleppt hatten und zwang die völlig erschöpften Tapferen nach acht Tagen zur Kapitulation. Diese garantierte den Kapitulanten ihr persönliches Eigentum und sicherte den Offizieren zu, falls sie innerhalb eines Jahres nicht ausgewechselt würden, nach Frankreich abgeschoben, auf keinen Fall aber den Engländern ausgeliefert zu werden. Sie war ein Fetzen Papier. Die Gefangenen wurden ausgeplündert, mißhandelt, zum Teil vom Pöbel erstochen, die Überlebenden auf einer grauenvollen Reise

nach Lissabon verschleppt. Bis im September des nächsten Jahres (1810) schmachtete Wieland mit vielen Kameraden in den portugiesischen Kerkern. Am 21. dieses Monats – die Gefangenen konnten in der Ferne schon das verheißungsvolle Rollen von Massénas Artillerie vernehmen – wurde er mit acht andern Offizieren, seiner Kapitulation zum Hohne, den Engländern ausgeliefert. Den tief Erbitterten bedeutete dies neues, endloses Gefangensein.

England, Skandinavien, Heimkehr

Das Schiff, auf dem die Offiziere sich befanden, stach mit einem großen Geleitzug in See, legte, da der erste Einfahrtsversuch in den Ärmelkanal mißlang, nach langer, unheimlicher Sturmfahrt im irischen Hafen Cork an, wo ein mit Hilfe von Freunden eingeleiteter Fluchtversuch der gefangenen Offiziere scheiterte, lichtete dann die Segel erneut und ging am 20. Oktober 1810 auf der Reede von Portsmouth vor Anker. Entdeckte Anstalten zu einem zweiten Fluchtversuch trugen Wieland einen vier Wochen dauernden Aufenthalt in der Hölle eines «Prison-Ship» ein. Mitte November brachte die Fregatte Venus, zuerst hart vor der Küste Frankreichs segelnd und dann Kurs nach Norden nehmend, den Gefangenen nach Edinburg. Nach einem kurzen, scheußlichen Gefängnisaufenthalt ging der Transport nach Peebles weiter, einem schottischen Nest, wo Wieland nun, in einigem Kontakt mit der ansässigen Gentry, fast ein Jahr lang schlecht und recht das langweilige Leben eines kautionierten Offiziers fristete. Am 11. November 1811 wurde ihm in Dumfries ein neuer Aufenthaltsort zugewiesen. Sein teils mit Jagen, Reiten, Malen und Lesen, teils mit Geselligkeit in Provinzsalons verbrachtes Leben schien ihm sinn- und hoffnungslos so weiterplätschern zu wollen, bis ihm endlich doch die Flucht gelang.

Mit einem befreundeten Hauptmann verließ Wieland am Abend des 12. September 1812 verkleidet die Gegend, marschierte durch die Berge, eine Nacht, einen Tag, eine Nacht, kam in Peebles unentdeckt unter und erreichte nach einer weiteren Wandernacht den Hafen Leith. Nach fünfzehn gespannten Tagen

im Keller eines Freundes nahm sie ein norwegischer Schmuggler an Bord, brachte sie in den ersten Oktobertagen ungeschoren durch den englischen Küstenkordon und landete sie sicher im norwegischen Drammen. Am Hof des dänischen Statthalters in Christiania erreichte die Beiden die Kunde von Napoleons Sieg an der Moskwa. Mit Hilfe eines Landsmanns gelangten die Flüchtlinge unerkannt durch das von Frankreich kontrollierte Schweden nach Göteborg und von dort über Helsingör und Kopenhagen nach dem französischen Hamburg, das Ende Oktober erreicht wurde. Da ein Armeebefehl heimkehrende Gefangene in ihre Depots wies und ihnen untersagte, direkt zu ihren Korps in Rußland zu stoßen, trat das Paar sofort die Weiterreise an den Rhein an. In der Festung Mainz vernahmen sie von Kurieren der Großen Armee die ersten Nachrichten über den Rückschlag im Osten.

Nachdem man Wieland im Depot zu Lauterburg in Aussicht gestellt hatte, in zwei Wochen 200 Mann zum Regiment nachführen zu dürfen, brachte er seine Soldangelegenheiten in Ordnung, setzte seine Equipage wieder in Kriegszustand, retablierte sich vollends bei Ball und Gelage und reiste Anfang Dezember heim. Dort traf er im Vorzimmer seines Vaters auf die Ratsherren, die gekommen waren, dem neuen Bürgermeister zu seiner Wahl zu gratulieren. Beglückt fand er in Basel auch seine schöne Cousine Eleonora Bischof wieder, die ihm im Stillen seit jeher lieb gewesen war und von der er in der Gefangenschaft mehrmals hocherfreut vernommen hatte, daß ihre Hand noch frei sei. Nach wenigen bei Tanz und Fest froh verflogenen Wochen erreichte ihn am 8. Januar 1813 der Befehl, am 10. mit seinem Detachement von Lauterburg aufzubrechen. Vierundzwanzig Stunden später war er marschbereit und fuhr in der Diligence dem neuen Krieg entgegen.

Frankreich 1813/14

Mit dem Häufchen Leute, die der Rußlandfeldzug von seinem Regimente übrig gelassen hatte, zog er ins Lager von Utrecht.

Als ihm dort General Amey[7] die Charge eines ersten Adjutanten anbot, schlug er ein und trat damit aus dem Verband der Schweizerregimenter in den französischen Generalstab über, in dem er auf bessere Aufstiegsmöglichkeiten hoffen konnte. Im Herbst des Jahres 1813 rückte das Korps Amey, das als Kern einer Beobachtungsarmee an der Weser vorgesehen war, gegen Minden und scharmutzierte mit den Scharen von Lützow und Tschernitschew. Dann ging man, beweglich gegen überlegenen Feind fechtend, auf die Yssel-Linie zurück. Um den Jahreswechsel standen Amey und sein Adjutant in Köln, an der Spitze der 2. Division, im Rahmen des Korps Macdonald, das, nachdem Blücher in der Neujahrsnacht den Rhein bei Koblenz überschritten hatte, gegen die Marne zurückzufallen begann. Bei Lachaussée, wo man sich auf dem Marsch nach Brienne mit den Truppen Yorks in Kämpfe verwickelte, wurde der verwundete Wieland auf dem Schlachtfeld zum Chef de Bataillon brevetiert. Das Korps Macdonald zog sich schließlich unter verlustreichen Gefechten – Wieland zeichnete sich vor allem in den Nachhutaktionen bei Château Thierry und La Ferté sous Jouarre aus – bis auf Meaux zurück.

Als Napoleon im März frontal nicht mehr zu halten vermochte und sich entschloß, durch eine kühne Bewegung seiner Armeen auf die Kommunikationen der Verbündeten deren Marsch auf Paris zu lähmen, versuchte mit den übrigen französischen Truppen zwischen Seine und Marne auch Wielands Division wieder gen Südosten zu rücken. Die Divisionen Amey und Pacthod, zusammen kaum 5000 Mann und 16 Kanonen stark, vereinigten sich bei Sézanne und traten, in aller Eile den Marschällen Marmont und Mortier folgend, ohne Verbindung mit der Hauptarmee und schon von feindlicher Kavallerie umplänkelt, am 24. März den Marsch nach Fère-Champenoise an, in der Hoffnung, anderntags den Anschluß an die vorausmarschierenden Korps bewerkstelligen zu können. Die Marschälle stießen am frühen Morgen auf das Gros Schwarzenbergs, gingen in Unordnung, rechts an der Division Amey und Pacthod vorbei, zurück und überließen diesen, den Nachhutkampf zu führen.

So fiel die Last der Schlacht bei Fère-Champenoise fast ausschließlich auf Wielands Korps. Die Divisionen formierten sich schachbrettartig in starken Vierecken und gingen Schritt für Schritt zurück, bis sie schließlich endgültig gestellt wurden. An die zwölf Stunden hielten sie dem Ansturm der allierten Reitermassen, dem Schock der Infanterie und dem konzentrischen Feuer der Artillerie stand. Als die Nacht herabzusinken begann, traf Wieland in den Reihen des letzten Karrees ein Säbelhieb; bewußtlos sank er vom Pferde. Nach Stunden erst fand er die Besinnung wieder und sah sich blutend und ausgeplündert zwischen Toten und Verwundeten auf dem verlassenen Schlachtfeld. Es gelang ihm, sich ins große Hauptquartier der Alliierten zu schleppen, das in der Nähe der Walstatt aufgeschlagen war. Dort empfing er mit den anderen Gefangenen ehrenvollen Trost aus dem Munde Kaiser Alexanders und wurde vom Wundarzt des Königs von Preußen betreut. Da er den Gefangenentransport nach den Niederlanden noch nicht auszuhalten vermochte, hatte er vorerst in Laon zu bleiben und begab sich nach dem Friedensschluß nach Paris, wo der Autokrat aller Reußen seinem General und ihm im Mai nochmals die Ehre eines persönlichen Empfanges schenkte.

In Napoleons Kabinett lag bei dessen Sturz die Ernennung Johannes Wielands zum Adjutanten Berthiers und zum Ritter der Ehrenlegion zur Unterzeichnung bereit, als Auswirkung der durch die Ereignisse überholten Gesandtschaft der Bürgermeister Wieland und Rüttimann, die im Dezember 1813 als Proklamatoren der eidgenössischen Neutralität vom Kaiser in Gnaden empfangen worden waren[8]. Wieland folgte seinem General, der an der Loire eine Territorialdivision übernahm und erhielt, obwohl er den Bourbonen keinen Eid leistete, nun doch noch das Kreuz der Ehrenlegion und den Militärverdienstorden. Als die Schweizer Soldtruppen bei der Rückkehr Napoleons entlassen wurden[9], blieb er als französischer Generalstabsoffizier bei seinem Chef, nahm aber an keinen Kampfhandlungen teil. Die bourbonische Restauration veranlaßte General Amey, seinen Abschied zu nehmen. Wieland stand vor der Wahl, sich naturali-

sieren zu lassen, um französischer Stabsoffizier bleiben zu können, oder an seinem heimatlichen Bürgerrecht festzuhalten. Er entschied sich für sein Vaterland und beschloß im Herbst 1815, sich auf Halbsold nach Basel zurückzuziehen.

Als Kaiser Franz seinen Vater, der die Eidgenossenschaft in Wien vertreten, 1815 erfolglos für Neutralität plädiert und in der diplomatischen Kommission der langen Tagsatzung durch seine energisch mahnende, vermittelnde Haltung eine maßgebende Rolle für das Zustandekommen des Bundesvertrags gespielt hatte, mit einem Orden bedenken wollte, bat dieser sich, wie His erzählt[10], statt dessen ein österreichisches Adelspatent aus, da seinem Sohn, der in russische Dienste überzutreten gedenke, ein solches eher förderlich sei. Wir haben aber Wielands Absicht, sich der Armee Alexanders anzuschließen, in seiner Hinterlassenschaft nirgends angedeutet gefunden.

Basel

Zur Chronologie von Johannes Wielands Leben in Basel bis zum Moment, da er mit seiner ersten Schrift vor die gesamteidgenössische Öffentlichkeit trat, ist nur Spärliches bekannt[11].

1816 leistete er der Obrigkeit seiner Vaterstadt den Amtseid und übernahm die Doppelfunktion des Statthalters im Bezirk Basel und des kantonalen Polizeidirektors. Im Laufe des Jahres 1817 organisierte er die neue Kantonspolizei und rekognoszierte sein Hoheitsgebiet bis in die letzten Schlupfwinkel. 1818 bereiste er die Vogesen und Ardennen, studierte das Gelände von Waterloo und kehrte über die Hauptschauplätze des Feldzugs von 1814 zurück. 1819 ritt er mit einem Freund zu einem Augenschein des italienischen Kriegstheaters über den Simplon nach Mailand und Venedig, besichtigte auf dem Rückweg den Gotthard und die Rigi und sattelte zu Basel wieder ab. «Im Jahr 1820 machte ich Heurats-Expeditionen» notiert er dann. Am 19. September fand in der Kirche von Muttenz seine Trauung mit Sara Eleonora Bischof (genannt Nelly) statt[12]. 1821 ritt er wieder mit Freunden ins Berner Oberland, über Grimsel, Furka und Oberalp ins

Vorderrheintal und über Kunkelspaß, Pfäfers und die Zürichseeroute wieder heim. Noch im gleichen Sommer trieb es ihn, auch den Schwarzwald militärgeographisch zu erkunden.

Vor der Eidgenossenschaft

Wir sind nun auch im Erscheinungsjahr seiner ersten Schrift angelangt, die unter dem Titel «Einige Worte über die Bildung der eidgenössischen Streitkräfte[13]» bei Schweighauser herauskam. Äußeren Anlaß zu seiner Publikation gab ihm ein eben erschienenes Werk des bernischen Hauptmanns Emanuel Rudolf von Tavel[14], in dem dieser zur Erhöhung der eidgenössischen Wehrkraft Vorschläge machte, welche die Militärorganisation von 1817 hätten sprengen müssen. Wielands Entgegnung führte in der Hauptsache aus, die Prinzipien von 1817 seien gut. Den Federn der Erfahrenen liege vorzüglich ob, richtige Ausführungsbestimmungen vorzuzeichnen, anzugeben, wie die modernen Erfordernisse mit der «Nationaleigentümlichkeit» zu einem tüchtigen und tragbaren Ganzen verschmolzen werden könnten. Ein breit basiertes Volksheer wohl ausgebildeter Milizen vermöge das besser zu leisten als knappe, von Landsturmfluten chaotisch umspülte Eliteverbände. Es folgten konkrete Vorschläge zur Heeresorganisation, zur taktischen Gliederung und kriegsmäßigen Ausbildung der verschiedenen Waffengattungen und zu einer neuen Anlage des Kampfes der verbundenen Waffen, die Wielands strategische, taktische und nationalpädagogische Grundforderungen ein erstes Mal schwungvoll umrissen.

Die im Sachlichen zustimmende Rezension der Schrift in der «Neuen Zürcher-Zeitung», welche einen Ausfall Wielands gegen «laue Nichtschweizer und unheilbringende Redner» irrtümlicherweise auf Tavel bezog und kräftig rügte, war der Anlaß zu den ersten einer langen Reihe von Briefen, die sich die beiden Offiziere in den folgenden Jahren schrieben[15].

Im gleichen Zeitpunkt beteiligte sich Wieland mit zwei Beiträgen an der militärjournalistischen Kontroverse, die sich an

der Frage der Genfer Befestigung entzündet hatte und rasch auf weitere Bezirke übergriff[16]. Er skizzierte im ersten die möglichen Formen einer Verletzung der schweizerischen Neutralität, zeigte Struktur und Fechtweise der ihm vorschwebenden Landesverteidigung, sprach sich grundsätzlich gegen Grenzfestungen aus, brachte seine Konzeption eines Terrainausbaues im Landesinnern in Vorschlag und plädierte für Zerstörung der Simplonstraße bei drohender Kriegsgefahr. Im zweiten bekämpfte er den Gedanken einer Simplonbefestigung, nahm erneut energisch gegen einen überschweren Ausbau der exzentrischen Positionen von Basel und Genf Stellung und formulierte seine Ansicht, daß die Eidgenossenschaft den überlegenen Mitteln einer Großmacht nur durch Anwendung spezifisch *anders* gearteter Kampfmethoden gewachsen sein könne.

Die Fußreise, die ihn im Sommer 1822 ins Übungslager von Bière und an die Militärschule in Thun führte, hat er in einem beschwingt und volkstümlich geschriebenen Aufsatz festgehalten, der in Zschokkes «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit[17]» unter dem Titel «Skizze einer Reise durch das Schweizerland in militärischer Beziehung» erschien. Er erzählte darin in seiner vergnügten, feurigen Art, wie er im Juli mit Stock, Tornister und Feldflasche von Basel los und über die Berge nach Grandson und Bière zog. Vom Genfersee ging der weitgespannte Marsch über Chamonix, den Col de Balmes, Martinach, Château d'Oeux und das Simmental nach Thun, wo Wieland, der in Basel kein militärisches Kommando führte, seine Ernennung zum eidgenössischen Obrist-Lieutenant erfuhr. Nach einem Abstecher ins Oberland wanderte er durchs sommerliche Bernbiet und über den Hauenstein wieder an den Rhein. Eingehende militärgeographische Beschreibungen der durchzogenen Gebiete, besonders des Juras, Savoyens und des Wallis, sowie ausführliche Bemerkungen zum Lehrbetrieb in Bière und auf der Allmend von Thierachern unterbrachen die luftige Manier des Berichts, dessen Grundmelodie die Begeisterung für das junge, wunderschöne, gemeinsame Vaterland war.

«Die Schlacht bei Fère-Champenoise, in Verbindung mit dem

Feldzuge vom Jahr 1814 dargestellt», eine Arbeit, die im Maiheft der «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» erschien[18], und die er am 15. März, dem 8. Jahrestag der Schlacht datierte, sollte seinen Mitbürgern das beklemmende Schauspiel jener Winterschlachten vor Augen führen, welche dem Sturz des Imperators vorangegangen waren. Die Darstellung, in deren Zentrum naturgemäß die Ereignisse aus Wielands persönlichem Erlebnisbereich standen, schloß mit einer kritischen Würdigung der Haltung der Großen Armee in den rasch wechselnden Konstellationen von 1814/15 und mit der Lehre, daß nur freie Nationen zu großen Taten dauernder Wirkung fähig seien.

Eine weitere schmale Schrift desselben Jahres, die wieder von Einzelfragen ausgehend zu Grundsätzlichem ausholte, hieß «Betrachtungen über die in Vorschlag gebrachte Abänderung der Dienstordnung bei den Contingentstruppen des Kantons Basel[19]». Er bekämpfte darin die Kritik, die ein Mitbürger am Vorschlag der Basler Militärbehörde, das kantonale Auszüger- und das Reservekontingent zu zwei gleichwertigen Truppenkörpern zu amalgieren und das Remplacement zu erschweren, geübt hatte. Er erinnerte an den im Bundesvertrag von 1815 aufgestellten Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, wies nach, daß das dem Lande lebensnotwendige Wehrwesen nur bei innerer Beteiligung aller Bürger erstarken könne, fiel heftig gegen alle Hintertreiber und Kleinmütigen aus und begründete mit kriegsgeschichtlichen Beispielen die Notwendigkeit der unter seinem Einfluß vorgeschlagenen Reform.

Wielands wesentliche Schrift des Jahres 1822 aber, durch die er weiteren Kreisen bekannt wurde und die von Pictet de Rochemonts[20] kurz zuvor erschienenem Buch «La Suisse dans l'intérêt de l'Europe[21]» angeregt war, hieß «Die Neutralität der Schweizerischen Eidgenossenschaft und die Mittel zu ihrer Behauptung[22]». Hatte er sich in seinem Beitrag «Einige Worte...» hauptsächlich den Problemen der eidgenössischen Heeresorganisation und Kampfmethode zugewandt, so warf er jetzt, in enger Anlehnung an die Thesen von Erzherzog Karl, Jomini und Pictet, einen Blick auf den großen mitteleuropäischen Kriegs-

schauplatz und führte den Beweis, daß der Besitz der Schweiz weder Frankreich noch Österreich strategisch nötig oder auch nur vorteilhaft sei, außer wenn eine überwiegende Suprematie der einen und eine ungewöhnliche Apathie der andern Macht eintrete und die Eidgenossenschaft in der alten Kraftlosigkeit verharre. In einem zweiten Abschnitt untersuchte er den strategischen Charakter des eidgenössischen Hoheitsgebiets, skizzierte die einzuleitenden Operationen für den Fall verschiedener möglicher Angriffe auf die Schweiz und schloß nach der Schilderung des unbeweglichen Teils unserer Landesverteidigung mit ausgebauten Vorschlägen zur Gestaltung und Verwendung ihres beweglichen Elements, der eidgenössischen Armee. Ein Anhang wies auf Art und Weise des jahrelangen Abwehrkampfes hin, den Katalonien gegen die französischen Invasionsheere durchgestanden hatte.

Ein Jahr später erschien Wielands Neutralitätsschrift erweitert in einer französischen Übertragung, die, dem Tenor der Einführung zufolge, wahrscheinlich Pictet selbst besorgt hat[23]. Die Vorschläge zur Gestaltung und Verwendung der eidgenössischen Armee waren darin vertieft und mit weiteren Einzelheiten versehen. Aus dem Anhang über das katalonische Vorbild wurden zwei umfangreiche Kapitel: ein «Essai sur la guerre nationale adaptée à la défense de l'Helvétie», in dem er versuchte, das Beispiel der amerikanischen und spanischen Erhebung sowie des Volkskriegs in der Vendée und im Tirol auf die eidgenössische Verteidigungsaufgabe anzuwenden; ferner eine «Conclusion», in der er mit Genugtuung vom Erscheinen des seine Hauptansichten bestätigenden zehnten Bandes von Jominis Geschichte der Revolutionskriege Kenntnis nahm und sich mit jüngst in der Edinburgh Review veröffentlichten englischen Glossen[24] zur schweizerischen Politik auseinandersetzte.

Das Jahr 1823 vermochte seine Aktivität weiter zu steigern. Er begann die lange Reihe seiner dienstlichen Erkundungsfahrten, indem er im Auftrag der eidgenössischen Militäraufsichtsbehörde mit Oberst de Pourtalès und dem Topographen Hauptmann Buchwalder das Gebiet der Leberbergischen Ämter

rekognoszierte[25]. Das Protokoll der Basler Freiwilligen Militärgesellschaft nennt ihn zum erstenmal als Mitglied der leitenden Kommission[26]. Angeregt durch die Beschäftigung der öffentlichen Meinung mit dem aktuellen spanisch-französischen Konflikt, veröffentlichte er einen Aufsatz, der vor allem die Erinnerung an den iberischen Befreiungskampf gegen Napoleon wachrufen sollte[27]. In einer blutvollen, mit persönlichen Reminiszenzen über Land und Leute durchwirkten Schilderung zeichnete er den verbissenen Versuch der französischen Heere, sich gegen die insurgierte Nation auf der Halbinsel zu halten, riet seinen ehemaligen Feinden, der heranziehenden neuen Invasion ähnlich zu begegnen wie 1808–1814, rückte von der Sache der spanischen Oberschicht ab und stand zu den Revisionsforderungen des Volkes.

Im Sommer 1824 löste Wieland, zusammen mit Oberst Von der Weid und Ingenieur-Lieutenant Gatschet, seinen zweiten offiziellen Erkundungsauftrag; er rekognoszierte die Rheinlinie vom Schollberg bis Romanshorn, das Appenzellische und das Toggenburg[28]. Im eidgenössischen Übungslager zu Schwarzenbach bei Wil, dem Oberst Füeßli als Kommandant und Oberst von Schmiel als Stabschef vorstanden, fungierte er als Generaladjutant[29]. Wichtigstes Ereignis dieses Jahres aber war das Erscheinen des ersten Teils seines Hauptwerkes, betitelt «Handbuch zum Militärunterricht für Schweizer Offiziere aller Waffen, als Versuch eines Verteidigungs-Systems der schweizerischen Eidgenossenschaft[30]». Das Werden dieses Werks, dessen Grundmaterialien für Vorlesungen in der Basler Militärgesellschaft zusammengestellt wurden, läßt sich in der Korrespondenz mit Hauptmann von Tavel bis 1822 zurückverfolgen[31]. Seine Entstehung entsprang einer doppelten Absicht: es sollte den im Durchschnitt militärisch ungenügend gebildeten schweizerischen Stabsoffizieren aus der zu einer kaum übersehbaren Literatur angeschwollenen Theorie vom Kriege das Wesentliche in knapper, leicht faßlicher Form vorlegen. Sein zweiter Zweck war, in dringender Ergänzung der schon bestehenden Reglemente und in Vertiefung der in Wielands Anfangsschriften ver-

tretenen Gedanken, aus den staatspolitischen Notwendigkeiten eine schweizerische Verteidigungsorganisation und eine unsern nationalen Gegebenheiten gemäße Kampfmethode abzuleiten, zu zeigen, wie die in langsamer Bildung begriffenen eidgenössischen Truppen in der Zusammenarbeit des Gefechts zu verwenden und die Gefechte im Rahmen unseres Abwehrkrieges operativ anzusetzen seien[32].

In einer aufrüttelnden Einleitung wurde dargetan, wie einzig eine «eigentümliche» Rüstung und eine umfassende Ausschöpfung der Wehrkraft das nationale Selbstvertrauen zu heben und die nationale Existenz zu sichern imstande seien. Einer kriegswissenschaftlichen Begriffsklärung, einem Abriß der Kriegsgeschichte und einer militärpolitischen Charakteristik der Schweiz folgten sehr detaillierte Kapitel über Organisation, Bewaffnung, Ausrüstung, Ausbildung und Disziplin der eidgenössischen Truppen. Die Ableitung einer spezifisch schweizerischen Fechtweise und Operationsführung aus den angeführten taktischen und strategischen Grundregeln gipfelte in der Schilderung des auf der Basis der «Nationalfestung» Nidwalden geführten Verzweiflungskampfes gegen die Invasionsheere einer westlichen Macht. Einem Kapitel über Volkskrieg, Gebirgskrieg und Kleinkrieg folgten dann Abschnitte über Befestigungskunst und Administration. Den Schluß des mit kriegerischen Beispielen reich und farbig ausgestatteten Werks bildete eine Art taktischer Rezeptsammlung, die dem Unterführer für alle möglichen Aufgaben und Situationen des großen und kleinen Kriegs brauchbare Anhaltspunkte zu geben suchte. Ein Anhang bot in mehreren, zum Teil von Wieland selbständig verfaßten, zum Teil von Tavel inspirierten Aufsätzen nochmals Aufschluß über wichtige Einzelforderungen wie Nationaltaktik, Nationaldisziplin, Übungslager, Generalstabsorganisation, Scharfschützenwesen und Bajonettkampf. Die 1825 folgende Zweitausgabe war doppelt eindringlich eingeleitet und kriegsgeschichtlich noch reicher belegt.

Im Herbst dieses Jahres rekognoszierte Wieland mit Oberst May und Leutnant Vaucher im Waadtland[33]. Resultat dieser

Dienstreise war eine der Militäraufsichtsbehörde eingereichte Denkschrift mit Plänen für den Fall eines französischen Angriffs. Öffentlich erschien in diesem Jahre nichts aus seiner Feder, in seinem Schreibtische aber häufte sich seit Monaten Stoff zu einem zweiten Teil seines Handbuchs, bei dessen Vorbereitung er wieder Tavels Rat von Zeit zu Zeit beansprucht hatte[34]. Dieser zweite Teil verließ 1826 und 1827 in zwei Bänden die Schweighausersche Offizin unter dem Titel «Geschichte der Kriegsbegebenheiten in Helvetien und Rätien als Handbuch zum Militärunterricht für Schweizer Offiziere aller Waffen[35]». Zweck dieser schweizerischen Kriegsgeschichte war, anhand der erreichbaren Quellen einen brauchbaren Abriß der eigenen militärischen Vergangenheit zu geben und aus den Leistungen und Unterlassungen der älteren und neueren Eidgenossen das der gegenwärtigen Epoche Notwendige heraufzuleiten. Die chronologische, hauptsächlich «rein-militärisch», hie und da aber auch ethisch wertende Darstellung wurde daher in größeren Abständen von zusammenfassenden Zwischenkapiteln unterbrochen, die Wielands zentrale Anliegen hervorhoben. Der erste Band umfaßte Ereignisse und Zustände bis vor 1798. Der zweite, manches politische Schlaglicht und eingehende Darstellungen der französischen Heerführung in der Schweiz enthaltend, führte bis zur Militärorganisation von 1817 und steckte die nächsten Ziele. Ein Schlußabschnitt, in dem der Verfasser für seinen Stil und sein mangelhaftes Quellenmaterial um Nachsicht bat, versuchte, den Zeitgenossen nochmals zu zeigen, was in der Geschichte der Schweizer Wehrkraft Konstante und was Variable sei.

Den Sommer des Jahres 1826 hat Wieland in einem Büchlein festgehalten, das er in der Überschrift dem militär-poetischen Bericht über die große Fußpromenade von 1822 zur Seite stellte.[36] Diesmal ging die Reise zu Pferd mit Hauptmann Geigy über den Jura und die Schlachtfelder von Murten, Laupen und Neueneck ins eidgenössische Übungslager zu Thun. Den frohen, doch nicht unkritischen Manöverberichten ließ er einen aufschlußreichen Dialog folgen, in dem er seine literarische Tätig-

keit öffentlich rechtfertigte. Die kleine Schrift, in der mahnende, anfeuernde Töne mit Witz und Spott wechselten, schloß mit dem Bericht über eine befohlene Rekognoszierungsreise quer durch das Freiburgerland. Wieland wurde in diesem Jahre zum eidgenössischen Oberst befördert. 1827 benutzte er eine Amtsreise nach Paris zu einem Studienabstecher in die unteren Vogesen. Im September und Oktober rekognoszierte er mit Hauptmann Geigy wieder im westlichen Grenzgebiet, vorzüglich zwischen Bieler- und Neuenburgersee[37], und sprach zweimal vor einer Versammlung der regionalen Offiziersvereinigung in Neuenburg[38]. Die Erkundungen fanden ihren Niederschlag in zwei gründlichen Denkschriften, welche er auf Jahresende zu Handen der eidgenössischen Militäraufsichtsbehörde zusammenstellte[39].

Die Basler Freiwillige Militärgesellschaft wählte den 37jährigen Obersten für 1828 zu ihrem Präsidenten[40]. Auch seinen Einfluß in der Eidgenossenschaft vermochte er in jenem Jahre erneut zu mehren. Er weilte mehrere Wochen als Mitglied der Militäraufsichtsbehörde in Zürich und war im Lager von Wohlen als Brigadekommandant erfolgreich. Da ihm für den Sommer 1829 graubündisches Gebiet zur Rekognoszierung zugewiesen war, fand er für gut, sich vorher noch die strategisch wichtigen Gegenden an der mittleren Donau und im Tirol zu besehen. So fuhr er am 18. Mai 1829 im Postwagen von Basel ab und über die Schlachtfelder von Stockach und Engen gegen Ulm. Über Augsburg, München, Linz ging es weiter nach der österreichischen Hauptstadt. Nach einer eintägigen Besichtigung des Kampfgeländes von Eßlingen und Wagram und einem Aufenthalt von sechs Tagen in Wien fuhr er bei miserablem Wetter und halsbrecherischen Straßenverhältnissen wieder westwärts. St. Pölten, Inns, Wels, Zambach, Salzburg, Reichenhall, St. Johann, Ellnau, Rottenburg, Kufstein, Innsbruck, Landeck und der Arlberg waren die Stationen der ungemütlichen Rückreise.

Am 10. August verließ er Basel wieder, begab sich nach Ragaz und von dort mit Geniehauptmann Sulzberger durch das Taminatal zu Oberst Ulrich von Planta auf Schloß Reichenau, der von der Militäraufsichtsbehörde als drittes Glied der Erkundungs-

equipe für Bünden bezeichnet worden war[41]. Die Betriebsamkeit und Leistungsfähigkeit, die Wieland in der kurzen Zeitspanne von Mitte August bis Anfang September entfaltete, ist erstaunlich. Zuerst rekognoszierten die Herren gemeinsam die Gebiete von Davos, Filisur und Bergün, das Oberengadin, das Oberhalbstein, das Schanfigg, die Lenzerheide und das Domleschg und legten die Resultate zu Reichenau in einer Denkschrift nieder. Dann schwang sich Wieland nochmals allein und ohne Auftrag aufs Pferd, ritt durch die Via Mala und über die neue Splügenstraße nach Cleven, durchs Kriegstheater seines Helden Rohan und über Umbrail und Ofenpaß ins Unterengadin, von dort hinüber ins Prätigau, nochmals hinüber ins Montafun, schließlich, Frastenz und die Luziensteig berührend, an die Postroute bei Malans.

Der Sommer 1830 sah ihn wieder in Bünden in offizieller Mission. Diesmal nahm er den Weg nach Reichenau, auf Suworoffs und Molitors Spuren, durchs Glarner Land. Der Genieoffizier, der die beiden Obersten begleitete, war jetzt Hauptmann Biedermann aus Winterthur. Man begann mit einer gründlichen Untersuchung der Rätikon-Übergänge und machte sich dann an die Erkundung der südlichen Päße. Avers, Septimer, Bergell, Oberengadin, Puschlav, Veltlin, Livigno, Tschierfserjoch, Unterengadin, Albula, Schyn waren die Hauptobjekte und Wendepunkte der Exkursion, die wieder mit der gemeinsamen Niederschrift des Erarbeiteten im Reichenauer Schloßgarten, hoch über dem Zusammentreffen der Rheine, ihr frohes Ende nahm.

Hier wollen wir unseren biographischen Überblick abbrechen, denn mit dem Jahre 1831 sind wir im Zeitabschnitt angelangt, in dem das Leben Johannes Wielands, das mit brausenden Akkorden begann, sich dann in straffer, schöner Melodie erhob, in jähen Dissonnanzen zerbrach.

« Le plus mince détail, pris sur le fait dans une action de guerre, est plus instructif pour moi, soldat, que tous les Thiers et Jomini du monde, lesquels parlent sans doute pour les chefs d'Etats et d'armées, mais ne montrent jamais ce que je veux savoir, un bataillon, une compagnie, une escouade en action».
Ardant du Picq. [1]

Der Ernst der Vorbereitung [2]

Der prächtige Anblick der Gardegrenadiere, das hinreißende Schaugepränge der Kaiserkrönung, haben im Knaben Wieland den Wunsch geweckt, eines Tages auch in den strahlenden Bannkreis der Großen Armee zu treten. Als die Wartezeit um ist, als er mit 16 Jahren als blutjunger Subalternoffizier zu einem ihrer Regimenter stößt, bekommt er gleich zu Beginn in aller Schwere zu spüren, daß sich hinter dem Paradeglanz der napoleonischen Truppen und ihrer Kaders ein Alltag verbirgt, über dem die allein maßgebende Forderung des Kriegsgenügens schwebt wie ein Schwert. Er hat nur das äußere Bild der kaiserlichen Kriegführung gesehen, von den Streichen vernommen, die der geniale Feldherr geführt; nun erlebt er am eigenen Leibe, wie dessen Schlachteninstrumente gehärtet und geschliffen werden. Seine erste Aufgabe, ein Detachement von 200 untrainierten Rekruten ohne Unterstützung durch Unteroffiziere von Besançon nach Marseille zu führen, gibt ihm einen Vorgeschmack der kommenden Strapazen. «Fatigué d'une manière horrible» langt er in Lyon an, wo ein Schiff die Abteilung aufnimmt. Vier Tagesmärsche, während denen man unter der glühenden Sonne der Provence in Staub und Schweiß schier erstickt, dauert die Reise von Avignon bis ans Meer. Dort muß er sofort sein Detachement als provisorische 10. Kompagnie des Regiments organisieren. Kaum hat er den undankbaren administrativen Teil dieses Geschäfts erledigt, «ce diable de comptabilité» in Ordnung gebracht, übernimmt ein Hauptmann die

Schulung der neuen Formation. Da der Kommandant der Kompagnie, der er nun definitiv zugeteilt wird, den Unterricht aller Unteroffiziere im Regiment zu leiten hat, fällt die gesamte Detailausbildung seiner Einheit ihm zu. Der völlig im Schatten der kriegerischen Notwendigkeit stehende Ausbildungsbetrieb ist hart, die Beanspruchung der Offiziere schonungslos. Von drei bis fünf Uhr früh haben sie theoretischen Unterricht. Von fünf bis acht Uhr wird mit der Truppe exerziert, von neun bis zwölf Uhr ist Parade, von drei bis fünf Uhr nachmittags wieder Theorie für Offiziere, von fünf bis acht Uhr wieder Exerzitium, und abends sind die Herren gehalten, sich im Theater zu abonnieren. Kein Wunder, daß Wieland bei diesem Arbeitsrhythmus recht bald ernstlich erkrankt. Die halbe Flasche Schnaps und Pfeffer, mit der ihn sein Hauptmann kurieren will, macht die Sache nur schlimmer; den Rat des Regimentsarztes schlägt er in den Wind; erst nach vier Wochen gelingt es einer betreuenden Kantiniere, seiner unverwüstlichen Konstitution wieder auf die Beine zu helfen. So erlebt er in kurzer, schmerzender Eindringlichkeit jene unerbittliche Schule, in der die Soldaten herangebildet wurden, die, scheinbar mühelos und wie vom Kriegsgott selbst geführt, über die Schlachtfelder Europas von Sieg zu Sieg schritten.

Der Spanienkrieg als Ringen zwischen einem Heere und einer Nation[3]

Das in schwerer sozialer Gärung begriffene spanische Volk, welches den Anmarsch der französischen Bajonette in der Hoffnung geduldet hatte, daß sie den Thron des Prinzen Ferdinand stützen würden, stand nach der brüsken Wendung von Bayonne mit spontaner Wucht gegen die Invasionsarmeen auf. Die Massen zwangen die Behörden, mitzutun[4]; überall erhob die Insurrektion ihr blutiges Haupt und begann die Heere des Eindringlings mit ihren Scharen zu umschwirren wie mit einem Wespenschwarm.

Das Erlebnis des Kampfes mit dem irregulären Feind lastet auf Wielands Erinnerungen wie ein nachwirkender Albdruck.

Der Juni 1808 bringt die ersten größeren Kampfhandlungen. In Segovia rotten sich 18 000 Bauern zusammen; 3000 Franzosen ziehen nachts hinauf, fallen sie überraschend an, zerstreuen sie, nehmen die leicht zu verteidigende Stadt im Bajonettangriff, halten Standgericht, hängen, füsilieren, besetzen die Klöster: eine erste von unzähligen Strafexpeditionen. Dann rückt man gegen Valencia. Eisigen Biwaknächten folgen glühendheiße Marschtage. Es gibt Soldaten, die sich eine Kugel durch den Kopf jagen, um ihre Mühsal zu enden, andere sterben den Erschöpfungstod an der Straße. Kleinere Insurgentenansammlungen werden rasch durch Schock und Artillerie zerschlagen. Größeren Feindmassen, die sich etwa zur Schlacht stellen würden, begegnet man nicht. Trotzdem ist alles Land ringsum im Aufstand. Bewaffnete Bauern folgen dem Heer, in Getreidefeldern und Olivenhainen versteckt, schattenhaft wie Schakale. Soldaten, die sich nur eine Viertelmeile von der Kolonne wegbegeben, werden erschlagen und verstümmelt. Der Rückzug nach Norden, der Kleinkrieg hinter dem Ebro, die Wiederaufnahme der Offensive gegen Burgos, zeigen Wieland alle Schrekken eines Kampfes mit einem unfaßbaren Feind. Um nur eine von vielen Episoden anzuführen, soll er z.B. einen Schlupfwinkel der Insurgenten ausnehmen. Nach einem beschwerlichen Nachtmarsch dringt er mit seiner Abteilung in das Bergnest ein, stößt aber nur noch auf schwache Nachhuten. Doch kaum ist er drin, ertönt Sturmgeläut in allen Dörfern, bewaffnete Bauern erscheinen in Scharen auf den beherrschenden Höhen und zwingen, selbst gedeckt, durch wohlgezieltes Feuer die Franzosen zum verlustreichen Abzug. In der Schlacht um Burgos treten Priester, das Kruzifix in der hocherhobenen Faust, an der Spitze der spanischen Pelotons der Angriffsinfanterie entgegen. Die Stadt, deren Bevölkerung mehrere Hundert französischer Verwundeter, die dem Rückzug nicht hatten folgen können, umgebracht hat, wird geplündert, zum Teil verbrannt und blutigen Repressalien unterworfen.

Alle Blessierten, Nachzügler und Versprengten sind dem sicheren Tode verfallen. Nachrichtenstaffetten, Offizierspatrouil-

len, Fouragierabteilungen, Lebensmittelkolonnen, Gefangenentransporten ist der Überfall und die Vernichtung fast gewiß. Die Verluste in offener Feldschlacht sind gering an dem gemessen, was man durch diese Wespenstiche verliert, deren Wirkung strategisches Ausmaß anzunehmen droht. Man besitzt nur, was man soeben erobert hat oder stark genug zu besetzen vermag. Um wichtige Kommunikationen ständig mit mobilen Kolonnen zu decken oder in ihrer ganzen Länge zu befestigen, fehlt es an Truppen. Erscheint man irgendwo mit bedeutenden Kräften, so zerstieben die Bewaffneten, die Bevölkerung flieht mit ihrer Habe in die Berge, die Zurückbleibenden zeigen sich fügsam, «mais si on avait le malheur d'y rester un quart d'heure après le départ de la Colonne on était assassiné[5]».

Wieder und wieder geworfen, verflüchtigen sich die spanischen Armeen und Volksaufgebote, bevor sie tödlich getroffen sind, und erscheinen von neuem, in immer wechselnder Gestalt und immer festeren Massen. Uniformiert und dadurch als Kombattante erkennbar sind nur wenige ihrer Streiter, die meisten kämpfen in der Landestracht, in Espadrilles, langen Hosen, einer Weste und einem dunkelbraunen Mantel, mit Büchse und Dolch, die Reiter mit Lanze oder Stoßdegen. Von einer Übermacht bedroht oder gestellt, verstecken sie ihr Kriegsgerät, verschwinden in ihre Schlupfwinkel oder treten den Franzosen als harmlose Bauern entgegen. Anderntags zermürben sie die feindlichen Kolonnen wieder durch Fernfeuer von den Höhen und durch allnächtliche Überfälle, die einen ständigen Alarmzustand erzwingen. Oft gelingt es, sie in Massen zu fangen, wo aber soll man die Truppen hernehmen, die sie bewachen oder sicher nach Frankreich befördern? So läßt man sie schwören, die Waffen nie mehr gegen Frankreich zu ergreifen, setzt sie in Freiheit und hat sie über Nacht wieder auf dem Hals. Die Grenadiere ziehen die Konsequenz, machen die Gefangenen fortan sofort nieder und rufen dadurch neuen Grausamkeiten der verzweifelten Bevölkerung.

Die eroberten Landstriche systematisch niederzuhalten, ganz Spanien mit einem Netz von Zitadellen, befestigten Magazinen

und Spitälern zu überziehen und deren Verbindungen mit fliegenden Kolonnen zu sichern, ist der beschränkten Mittel wegen ausgeschlossen. Zudem schwächen sich die kaiserlichen Armeen durch eigene Unterlassungen. Die Administration arbeitet verheerend unregelmäßig, schafft monatelang keinen Sold herbei, verteilt nur in seltenen Fällen Lebensmittel, beläßt Schuhe und Bekleidung ihrer Soldaten in trostlosem Zustand, lähmt so die Schlagkraft der Truppe und lenkt deren Blick von der eigentlichen Kampfaufgabe ab. Einst wohldisziplinierte Verbände werden vorübergehend oder auf die Dauer zu marodierenden Landsknechtsbanden.

Wir haben bis hierher versucht, Wielands unmittelbare Eindrücke von der Natur des Spanienkriegs, wie sie sich in seinen Erinnerungen spiegeln, in ihren Hauptzügen wiederzugeben. Mittelbar nimmt er am militärischen Geschehen auf der ganzen Halbinsel und während der ganzen Dauer der Operationen derart regen Anteil, daß wir einige weitere Erfahrungen, die französische Heere auf spanischen Kriegsschauplätzen machten und die Wieland später wiederholt zur Stützung seiner Argumentation herangezogen hat, hier berühren wollen. Erst dann wird ein Wort über die innere Hauptgewalt des iberischen Kriegs, über den Geist, der die spanische Nationalverteidigung erfüllte, zu sagen und festzustellen sein, wie dieser sich in Wielands Erinnerung verhaftete[6].

Unauslöschlichen Eindruck auf Wieland und seine Kriegskameraden macht die Haltung gewisser spanischer Städte, vor allem Saragossas, welche sich mit einer Verbissenheit und einem Heroismus verteidigen, die an den Verzweiflungskampf des alten Sagunt erinnern. Saragossa, dessen Häuser sich in Forts mit Graben und Schießscharten verwandelt haben, wo sogar Mönchskompagnien aktiv fechtend in die Reihen der Verteidiger treten, kann von Lannes erst genommen werden, nachdem er einen Teil der Stadt in die Luft gesprengt hat. Gerona evakuiert noch rechtzeitig einen Teil seiner Einwohner und nimmt dafür aus der Umgebung waffenfähige Männer auf. Dann lebt seine gesamte Bevölkerung nur noch dem Widerstand. Linientruppen

und Stadtmilizen kämpfen Seite an Seite, die angesehenen Bürger bedienen die Artillerie, die Geistlichkeit stellt die fehlenden Anführer, Frauenabteilungen besorgen den Sanitätsdienst, der Familienunterhalt wird zentralisiert und jeder verpflichtet sich eidlich, nie von Übergabe zu sprechen und bei Verstoß des Todes schuldig sein zu wollen. Im Mai 1809 zum erstenmal berannt, fällt die Stadt am 10. Dezember, nachdem sie den Belagerer 12 000 Mann gekostet hat[7].

Die jahrelange Verteidigung Kataloniens unter Palafox und Castaños zeigt auf dem Gebiete einer einzelnen Provinz den Charakter des gesamtspanischen Volkskriegs besonders eindrucksvoll, als die zähe, jahrelange Fortsetzung «eines nirgends gänzlich beendigten und bis zur einzelnen persönlichen Feindschaft gehenden Kampfes[8]». Wieland schildert die Struktur der sich auf ein durchschnittenes Gebirgsland stützenden katalonischen Streitkräfte so: «14 000 Mann geregelter spanischer Truppen bildeten den Kern der Landesverteidigung von Katalonien; in den festen Plätzen formierten sich Bürgerkompagnien, welche Arbeit und Dienst auf den Wällen mit den Besatzungen teilten, und die übrige ganze waffenfähige Einwohnerschaft wurde in zwei Militärklassen geteilt. Die sogenannten Miquelet traten freiwillig in Kompagnien und Bataillone zusammen; sie erhielten Sold und Verpflegung und folgten überallhin den Anführern der Truppen oder verteilten sich als Guerillas und Partidas zu Streifzügen unter bezeichneten Anführern. Die Sommatenes oder Landwehrmänner vereinigten sich nach ihren Kirchgemeinden oder andern gewohnten Abteilungen mit der allgemeinen Verpflichtung, auf jede Art dem Feind zu schaden und auf Ansuchen der kommandierenden Offiziere überall augenblicklich unter den Waffen zu erscheinen[9].»

Anfänglich zeigt sich die französische Führung und Gefechtstechnik eindeutig überlegen und schlägt alle spanischen Massierungen ohne große Mühe. Der Krieg ist aber nie zu Ende. Die Spanier fallen auf Verstecke und schwer einnehmbare Stützpunkte zurück, führen von dort den Kleinkrieg und zwingen die Franzosen, das verwüstete, aller Mittel beraubte Land, Stück

für Stück methodisch zu erobern, zu befestigen und zu halten. Oft sind ganze Brigaden zur Übermittlung einer Meldung nötig. Lange Operations- und Verbindungslinien müssen förmlich verschanzt und Lebensmittel- und Fouragetransporte weit aus Frankreich herangeschafft werden. Mannschaftsverstärkungen sind nur momentan wirksam. Jeder neue Durchzug kostet unverhältnismäßig hohe Blutopfer. Zudem gewinnen die spanischen Truppen im Lauf der Jahre an innerer Festigkeit, machen sich allmählich sogar die regulären taktischen Formen zu eigen und beginnen, in enger Kombination mit den erprobten Guerillapraktiken, dem Eroberer auch in offener Feldschlacht entgegenzutreten.

Die Stellen in Wielands Erinnerungen, die seinen Eindruck vom Geist der spanischen Nation widerspiegeln, durchzieht ein bedeutsamer Zwiespalt. Er haßt die Feinde seiner Fahne, ihren wilden Fanatismus, ihre hinterhältige, unritterliche Kampfweise, und er bewundert sie ob ihres kriegerischen Geschicks, vor allem aber ob ihrer heroischen Zähigkeit und ihres grenzenlosen Opfersinns. Über sein erstes Zusammentreffen mit Spaniens Land und Leuten in Altkastilien notiert er «quel pays affreux..., des plaines immenses mal cultivées, des habitations chétives bâties en boue, des habitants déguenillés, sales et avec cela de la fierté la plus révoltante». Der Hidalgo ist ihm lächerlich, die Oberschicht charakterisiert er als «fiers, réfléchis, polis avec leurs femmes, sobres pour la boisson, jaloux à l'excès et surtout très fanfarons», die Mönche, deren antifranzösische Hetze ihn besonders erbittert und die er als nationales Unglück empfindet, als «méchants, ignorants, sales, cruels, bien-nourris et cafards». Das prunkvolle Kloster im elenden Land, der Misthaufen neben dem Portal des Escurial sind ihm Symbole klerikaler Bevormundung. Was ihm aber Bewunderung abringt, ist der unerschütterliche Geist des Widerstandes, der das ganze Volk beseelt, den kein Rückschlag, und deren Zahl ist Legion, aufzuweichen vermag: «Ce que j'ai le plus admiré chez eux, c'est leur esprit national et leur persévérance. Dans les plus grands revers de leurs armées, parlait-on à un espagnol pour lui

persuader que la soumission était nécessaire et que toute résistance inutile et ne servait qu'à dévaster le pays – Patientia, Patientia Caballero, veremos – était leur réponse. Ils étaient pénétrés de la force d'une nation nombreuse, favorisée par la situation géographique et par sa topographie, et décidée à conquérir son indépendance. Exemple grand et louable pour toute nation, mais pour le suivre aucun sacrifice doit paraître pénible et tout intérêt particulier doit faire place au bien général.»

Angriff und Abwehr gegen Linientruppen[10]

Wenn wir im letzten Abschnitt den Akzent fast ausschließlich auf die primitiven Kampfformen gelegt haben, auf die zu operativer Auswirkung gesteigerte Schädigungs- und Zermürbungstaktik, der Wieland auf dem spanischen Kriegsschauplatz begegnet, so will das nicht heißen, daß er nicht auch dort geschulte, regulär kämpfende Truppen zum Feinde hat. Neben den Guerillas und Partidas, die oft am Mark des eigenen Volkes fressen wie an dem der Invasionsarmeen, und neben den anfänglich recht chaotischen Verklumpungen der Provinzialmilizen, treten den Franzosen spanische Linientruppen und englische Söldnerheere entgegen.

Das Wesen der Verfolgungsschlacht lernt Wieland in jener Reihe von Gefechten kennen, die den berühmten Rückzug der englischen Armee Baird durch Leon und Galizien an den Atlantik begleiten. Die Engländer, denen die Franzosen, oft nur von einigen Kastanien und etwas Schneewasser ernährt, trotz Frost und dauernden Niederschlägen auf den Fersen bleiben, decken sich mit umfangreichen Zerstörungen und Verwüstungen und führen den hinhaltenden Kampf mit zähem Geschick. Allmählich nimmt der Rückzug aber ein Tempo an, dem die Bagage nicht mehr zu folgen vermag. Geschütze und Caissons bleiben stecken, Kavalleriepferde, denen es an Beschlag und Futter gebricht, fallen massenweise aus. Schließlich wirft sich der Rest der Armee im französischen Artilleriefeuer fluchtartig auf die Schiffe.

Wir verzichten auf eine Relation der vielen, regelmäßig siegreichen Schlachten, Gefechte und Scharmützel, in denen Wieland spanischen Linientruppen gegenübersteht, da ihm aus ihnen keine wesentlich neuen und bestimmenden Erkenntnisse erwachsen sind.

Im Lager von Utrecht erlebt er als französischer Generalstabsoffizier in tätigem Mitwirken, wie große Truppenmassen organisiert und in Bewegung gesetzt werden. Die Kämpfe mit den preußischen und russischen Streifkorps an der Weser und die Gefechte und Manöver an der Yssel schulen ihn erneut in den beweglichen Formen des kleinen Kriegs. Der Rückzug durch die Vogesen und die Champagne sieht nun ihn selbst im Nachhutkampf gegen einen überlegenen, energisch nachdrängenden Gegner. Sein Haupterlebnis im Bereich der regulären Fechtweise aber ist die in offenem Gelände statthabende Defensiv- und Untergangsschlacht von Fère-Champenoise:

Die Kolonnen Pacthod und Amey, bei Villeseneux, östlich von Fère-Champenoise, angegriffen, formieren sich zur Abwehr, den linken Flügel durch ein Brigadeviereck gedeckt, den rechten an das Dorf gelehnt, das Geschütz in den Zwischenräumen und hinten die Heerwagen. So halten sie von neun bis elf Uhr gegen die feindliche Reiterei. Als Blüchersche Truppen von Châlons her in den Kampf einzugreifen beginnen und der Train durch Artilleriewirkung in Unordnung gerät, gehen sie in sechs Vierecken, das Geschütz in der Mitte, schachbrettförmig auf Fère-Champenoise zurück, anhaltend und mit Kanonade und Gewehrfeuer wehrend jedesmal, wenn der feindliche Ansturm zu heftig wird. «Links in der Ebene brauste gewaltig mit lautem Hurrah-Rufe die feindliche Reiterei, durch mehrere Batterien unterstützt, gegen die französischen Vierecke an. Die Erde erdröhnte unter dem Hufschlag der Rosse. Blutig war der Anprall. Aber die junge Infanterie hielt fest zusammen; sie sparte ihr Feuer, bis sie solches den verwegensten Reitern ins Gesicht jagen konnte, und bot dann entschlossen das Bajonett dar. Die mehrmals erneuerten, wütenden Anfälle der russischen und preußischen Reiterei, die Verheerungen, welche ihr Geschütz unter

den Franzosen anrichtete, der Anblick der ungeheuren Übermacht – nichts brachte sie aus der Fassung; keins der Vierecke ward geworfen; unverrichteter Sache zog die Kavallerie ab und ward dabei durch heftiges Kanonenfeuer begleitet.»[11]

Der dritte Angriff, von vorn und vom Rücken her vorgetragen, wird wieder zurückgewiesen. Um vier Uhr nachmittags, nach siebenstündigem Kampf und vier Wegstunden Rückzugs, werden die Franzosen am Morast von St. Gond endgültig gestellt. Der russische Kaiser und der preußische König, die um diese Zeit bei Fère-Champenoise anlangen, vernehmen den Kampflärm rechts von ihrer Route, dirigieren sofort neue Reitermassen dahin und lassen den Anmarsch der Hauptinfanterie und der Reserveartillerie beschleunigen. Der vierte Sturm hebt an. Kürassiere, Jäger, Dragoner, Chevaux-Légers, Lanzenreiter, Russen, Preußen, Österreicher, Deutsche, Kosaken, Kalmüken, Baschkiren berennen in immer frischen Wellen die schwindenden französischen Karrees, die standhaft weiterfechten und mehrmals Parlamentäre abweisen. Konzentrische Kanonade straft sie dafür. Um fünf Uhr schweigt das Geschütz. Infanterie und Reiter setzen zum fünften, mehrmals erneuerten Angriff an und hauen zwei Vierecke zusammen; das letzte Tausend Franzosen versucht seinen Marsch längs des Morastes fortzusetzen; die Nacht vermag es nicht mehr zu retten – aus 48 Feuerschlünden beschossen, macht es gegen den letzten, den sechsten Großangriff, Halt und fällt.

Bewährung in extremis

Bevor wir Wielands eigentliche Kampferlebnisse verlassen und dazu übergehen, seine persönlichen Beobachtungen über Geist und Aufbau verschiedener ausländischer Wehrsysteme festzuhalten, erscheint es uns angemessen, an einigen Episoden aus der Odyssee seiner Auszugsjahre zu zeigen, wie er sich als Mann, wo Not und Tod regieren, und als Führer in verzweifelten Lagen bewährte; dies vor allem darum, weil die Härte seiner Kriegs-

erlebnisse seinen spätern Vorschlägen und Forderungen ein besonderes Gewicht zu geben vermag.

Am 18. März 1809 fordern General Sylveiras Trompeten die 800 in Chaves zurückgebliebenen französischen Blessierten und deren 60 Mann Bedeckung zur Übergabe auf[12]. Sofort wird Generalmarsch geschlagen, und was sich noch von der Stelle schleppen kann, rettet sich in ein kleines Fort. Auch Wieland, den seit Wochen Fieberfröste schütteln, gelangt hinein; man ist schließlich an die 600. Während die Spanier die Stadt besetzen und die 250 zurückgebliebenen Maroden massakrieren, machen sich die Umzingelten in dem schlecht versorgten, baufälligen Fort zur Verteidigung bereit. Wieland übernimmt das Kommando einer von Häusern der Umgebung dominierten Bastion. Als der Sturm ansetzt, läßt er sich hinaustragen und befehligt seine Leute von der Krankenmatratze aus. Trotz großer Verluste wird der Angriff abgeschlagen. Aber die Soldaten sterben wie Fliegen, alle Ärzte sind krank, das Lazarettfieber grassiert. Am dritten Tag beginnt man, die Pferde zu schlachten und sie, mit Pulver gesalzen, zu verzehren. Boten zum französischen Gros werden abgefangen. Trotzdem weist man Übergabeaufforderungen ab. Vom 24. März heißt es, «nous avions tous l'air de spectres». Die Pferde sind aufgegessen, 180 Mann begraben, noch 192 tun Dienst. Es regnet ständig. Ein Ausfall wird zurückgeschlagen; es wären ohnehin nur noch 50 Mann marschfähig. So geht man die unumgängliche, verhängnisvolle Kapitulation ein.

Es folgt die höllische Reise nach Lissabon. Beim Austritt aus Chaves werden die Gefangenen unter den Augen der Eskorte mit Messern angefallen. Wieland zieht, auf ein Maultier gebunden, mit... «j'étais épuisé par la fièvre, rongé de vermine, n'ayant pas une obole, point de linge ni de secours à espérer de personne...» Die Schiffahrt auf dem Tayo verbringen die Gefangenen im Regen auf einer Holzladung hockend. In Lissabon angelangt, kommt Wieland mit den Kränksten ins Spital der Galeerensträflinge. Von hundert Leidensgenossen sterben fünfzehn am ersten und zwanzig am zweiten Tag in dieser Atmo-

sphäre voll Gestank und Ungeziefer. Wie sich sein Zustand etwas gebessert hat, wird er zu den Kameraden ins «Schloß» zurückversetzt. Er findet eine Gesellschaft von dreißig Skeletten. So geht es weiter, manchmal etwas besser, dann wieder schlimmer, endlos. Es gibt Momente, in denen das makabre Korps Komödie spielt, um der Verzweiflung zu trotzen. Erst englische Intervention vermag das Los der Gefangenen etwas zu bessern.

«Je n'ai jamais eu une idée aussi complète de l'enfer ou du Tartare qu'en descendant l'escalier étroit qui conduisait dans ce gouffre», schreibt Wieland in Erinnerung an den, an Bord eines «Prison-Ship» auf der Reede von Portsmouth verlebten Leidensmonat, und das schottische Gefängnis von Penny-Cook ist ihm ein schauriges Andenken. Er haust dort mit den andern Gefangenen in einem Raum, der mit Hängematten, die in drei Reihen übereinanderbaumeln, derart vollgepfercht ist, daß zur gleichen Zeit nur die Hälfte der Bewohner sich darin aufrecht bewegen kann. Tagsüber sind sie halb nackt im Hof aller Unbill der Witterung ausgesetzt.

Im Frankreichfeldzug zeichnet er sich aus bei Château-Thiérry und bei La Ferté sous Jouarre. Er schreibt später darüber: «Am ersten Ort ließ er (W.) die Brücke in die Luft sprengen, als schon feindliche Tirailleure sich darauf befanden, und in letztgenannter Stadt hielt er mit einigen hundert Mann bis nachts zwölf Uhr das Vordringen des Feindes auf, nachdem die Division, ungefähr 1800 Mann stark, bis auf diese wenigen zusammengeschossen worden war». [13]

Vom düstern Tag bei Fère-Champenoise bleibt nur noch das bittere Ende zu berichten. Als Wieland aus seiner Ohnmacht erwacht, befindet er sich «ganz beraubt von aller Kleidung, elend auf der schneebedeckten Erde im Blute liegend», Kameraden, darunter auch Schweizeroffiziere, tot oder verwundet um ihn her. Von den französischen Kampfmassen ist nichts mehr zu sehen. Wie er sich an seinem Säbel aufrichten will, kommt ein Kosak, stößt ihn mit einem harten Lanzenschlag in die Bewußtlosigkeit zurück und raubt ihm die Waffe [14].

Disziplin[15]

Im Bezirk, der die innere Festigkeit der Armeen umfaßt, sind zwei Haupteindrücke Wielands festzuhalten. Er erlebt, wie die kriegerische Tugend des französischen Heeres durch eigenes Nachlassen und die zermürbende Gewalt der spanischen Verhältnisse allmählich Auflösungserscheinungen zu zeigen beginnt und ist stark beeindruckt von der harten Disziplin bei den englischen Soldtruppen und Seeleuten.

Die französischen Armeen in Spanien leben fast ausschließlich nach dem Requisitionssystem, von der Substanz der besetzten oder durchzogenen Landstriche. Unüberwindliche Nachschubschwierigkeiten, ungenügende Administration, die Forderung einer hohen Beweglichkeit und nicht zuletzt der Raub- und Rachecharakter des allgemeinen Abnützungskriegs, erzwingen es so. Wieland bemerkt dazu: «Mais il est aisé d'en voir les suites funestes. Aujourd'hui en abondance on ne se contente pas de jouir, il faut détruire et dévaster. Puis 15 jours, un mois on se trouve sans vivres, exposé aux plus grandes fatigues, en prise avec l'ennemi. Le soldat est obligé de s'éloigner de la colonne pour chercher de la nourriture, il s'égare, il ne se trouve pas à son corps pour combattre ou bien s'il reste il en est presque incapable faute d'aliments. La discipline également en ressent les funestes effets quand l'officier ne vit que du butin du soldat».

Der englischen Linieninfanterie steht Wieland im Kampf nur beim großen Rückzug nach Coruña gegenüber und rügt dort ihre mangelnde Strapazenfestigkeit und die vielen Nachzügler. Später bemerkt er, die englischen Landtruppen seien weniger qualifiziert als die der Marine. Alle Offiziersstellen seien käuflich und die Soldaten mauvais sujets oder unter Zwang rekrutiert. Die Disziplin werde überscharf gehandhabt, so daß die kleinste Unkorrektheit öffentliche Rutenzüchtigung zur Folge habe. Aber der britische Infanterist sei tapfer und unbezahlbar in der Verteidigung von festen Stellungen. Den Hauptgrund dafür sieht Wieland im Umstand, daß man kleine Pelotons mit verhältnismäßig vielen Offizieren und Unteroffizieren habe, die im

Gefecht «rang» und «file» mit eiserner Strenge aufrecht erhielten.

Bemerkenswert sind seine spärlichen Notizen über den Geist der britischen Marine. Es scheint ihm wunderbar, daß auf den Kriegsschiffen, die in den Hafen von Portsmouth einlaufen, mitten im heulenden Sturm Tanzmusik erschallt. An Bord der Fregatte «Venus» herrscht, da die Matrosen nicht an Land dürfen, stürmische Ausgelassenheit; im Moment der Abfahrt kehrt schärfste Zucht zurück. Wieland merkt sich vor allem, daß alle Offiziere langgediente Seefahrer sind, die Aspiranten, die den besten Familien entstammen, also schon sehr früh auf die Schiffe kommen. Dadurch, daß ein Teil der Angehörigen der Seeleute sich an Bord befinde und bei Prisen der Mannschaft ein gewisser Beuteanteil gewährt werde, meint er, ergebe sich erst die enge Bindung zwischen Besatzung und Schiff, die so Entscheidendes zu Englands Stärke beigetragen habe.

Er hat später einmal eine Bemerkung von Tavels, der Offizier solle alle Strapazen seiner Untergebenen teilen, so kommentiert[16]: In der französischen Armee tat er dies, marschierte zu Fuß mit, hatte zum Teil Unteroffiziersfunktionen, «und doch hat die Erfahrung gezeigt, daß die Engländer, welche das entgegengesetzte System befolgten, mehr Disziplin, Ordnung und ebensoviel Festigkeit zeigten als ihre Gegner». Der Hauptgrund der unterschiedlichen Disziplin aber lag anderswo. Die französischen Armeen lebten vom Land, der Soldat, oft Monate lang ohne Sold, ging für sich und seinen Offizier auf Raub aus, während die englischen Truppen gut und sehr regelmäßig besoldet und verpflegt wurden.

Milizsysteme[17]

Wielands genaue Beobachtungen über das englische und norwegische Milizsystem gehören nicht mehr dem unmittelbaren Kampferlebnis an, sie stehen schon an der Stelle, wo seine rückschauende kriegswissenschaftliche Verarbeitung des Erfahrenen beginnt. Trotzdem sind sie noch so stark unmittelbarer, persönlicher Eindruck, daß wir sie hier festhalten wollen:

«Outre les *troupes de ligne*[18], la grande Bretagne a deux espèces de milices; les *milices actives*, qui font le service à l'intérieur aussitôt que l'armée de ligne est à l'extérieur et la *milice locale*, ou *garde nationale*, qui se réunit chaque année dans les chefs-lieux des comtés pour s'exercer. Les armes, l'équipement et l'habillement de la milice locale est fourni par le gouvernement et enfermé par régiments dans chaque chef-lieu de comté, pour y être disponible à chaque instant.»

In Norwegen stechen ihm die merkwürdigen chasseurs-carabiniers-patineurs, eigentliche Skitruppen, in die Augen[19]. Seine tiefere Aufmerksamkeit aber erregt wieder das Milizsystem, von dem er bemerkt: «l'organisation des milices de Norvège mérite d'être remarquée. L'état n'étant pas assez riche pour entretenir beaucoup de troupes de ligne, n'en entretient en temps de paix que le nombre nécessaire pour faire le service. Le reste est partagé en régiments de milices. Une partie des cadres est stationnée aux chefs-lieux des provinces, les hommes sont aux villages et chaque commune possède un bâtiment isolé, clos d'un mur, où sont enfermés les armes, l'habillement et l'équipement des troupes. En un instant et au moindre signal tout le pays est en armes et de cette manière il n'en peut résulter d'abus».

Das Gesicht des neuen Krieges

Clausewitz hat, auf Grund langer praktischer Erfahrung, umfassender Studien und tiefen Nachsinnens folgendes Bild vom umwälzend Neuen in der Natur der napoleonischen Kriege gegeben[20]: «Seit alle früher gewöhnlichen Mittel durch Bonapartes Glück und Kühnheit über den Haufen geworfen und Staaten vom ersten Range fast mit einem Schlage vernichtet worden sind; seitdem die Spanier durch ihren anhaltenden Kampf gezeigt haben, was trotz ihrer Schwäche und Porosität im Einzelnen Nationalbewaffnungen und Insurrektionsmittel im Großen vermögen; seitdem Rußland durch seinen Feldzug von 1812 gelehrt hat, erstens, daß ein Reich von großen Dimensionen nicht zu erobern ist (was man füglich vorher hätte wissen kön-

nen), zweitens, daß die Wahrscheinlichkeit des Erfolges nicht in allen Fällen in dem Maße abnimmt, als man Schlachten, Hauptstädte, Provinzen verliert (was früher allen Diplomaten ein unumstößlicher Grundsatz war, daher sie auch gleich mit einem interimistischen schlechten Frieden bei der Hand waren), sondern daß man oft mitten in seinem Lande am stärksten ist, wenn die Offensivkraft des Gegners sich schon erschöpft hat, und mit welcher ungeheuren Gewalt dann die Defensive zur Offensive überspringt; seitdem ferner Preußen 1813 gezeigt hat, daß plötzliche Anstrengungen die gewöhnliche Stärke einer Armee auf dem Wege der Miliz versechsfachen können und daß diese Miliz ebensogut außerhalb des Landes, als im Lande zu gebrauchen ist, – nachdem alle diese Fälle gezeigt haben, welch ein ungeheurer Faktor in dem Produkt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sei, – nachdem die Regierungen alle diese Hilfsmittel kennengelernt haben, ist nicht zu erwarten, daß sie dieselben in künftigen Kriegen unbenützt lassen werden, sei es, daß die Gefahr der eigenen Existenz ihnen drohe oder ein heftiger Ehrgeiz sie treibe». Dieses Bild, sagten wir, sei als reife Frucht aus Erlebnis, Lektüre und schürfender Überlegung entsprungen. Wir werden sehen, daß Wielands Schau der neuaufgebrochenen Kräfte, der modernen militärpolitischen Gegebenheiten, wohl nicht so scharfer, aber doch sehr ähnlicher Gestalt sein wird. Hier handelt es sich vorläufig darum, zusammenfassend die Haupteindrücke wiederzugeben, die ihm aus der ersten der genannten Erkenntnisquellen, dem unmittelbaren Erlebnis, zugeflossen sind:

Bonapartes «Glück und Kühnheit» allein können die elementare Stoßkraft seiner Heere nicht erklären. Mitentscheidend für ihre Erfolge waren neben dem Geist des Feldherrn ihre revolutionär veränderte innere Struktur und äußere Existenzweise, die neue, bis jetzt nur latent vorhandene taktische Formen und einen neuen operativen Stil zu schaffen vermochten; sodann und vor allem das, was Clausewitz die kriegerische Tugend der Heere genannt hat, jener «erweiterte und veredelte Bandengeist einer narbenvollen, abgehärteten Kriegerrotte[21]», der in

den Grenadieren mit jedem Siege wuchs bis zu jahrlang gespannter Kraft und sich mit ihnen schließlich in Spanien und Rußland zum Sterben legte.

Wieland hat die Taktik der französischen Heere nicht als etwas Neues, Verändertes empfunden, denn er kannte die überkommene friderizianisch-lineare Fechtweise kaum. Was er erlebte, war der schon in der Epoche des Siebenjährigen Kriegs von Guibert, Folard und Sachsen theoretisch angetönte, vom Duc de Broglie schon damals experimentierte, im französischen Exerzierreglement von 1791 aber erst zaghaft verlangte Tirailleurs- und Kolonnenkrieg, der, teils durch den Ausbildungsgrad der revolutionären Soldatenmassen erzwungen, teils durch taktische Überlegungen bewußt herbeigeführt, in den napoleonischen Kriegen, unabhängig vom Reglement, seine volle Ausbildung erfuhr und die im Alten Erstarrten zerschmetterte[22]. Er erlebte die empfindliche Wirkung des wohlgezielten Einzelfeuers aus den Rohren der plänkelnden Jäger und der im Gelände eingenisteten Scharfschützen, den sprengenden Bajonettschock der rasch aus der Linie in die tiefe, bewegliche Angriffskolonne übergehenden Infanteristen und die wichtige Rolle der leichten, geländegängigen Feldartillerie. Aber daß er Zeuge von durchaus Neuartigem gewesen sei, wurde ihm erst bewußt, als er sich am Schreibtisch später wieder über das Erfahrene beugte und zum Kampf mit den heimischen Konservativismen anzutreten hatte.

Die Prinzipien der napoleonischen Vernichtungsstrategie, denen er später an Jominis Hand eifrig nachgegangen ist, sah er im Kriege nicht, erlebte und notierte aber die Hauptbedingung ihrer Anwendbarkeit: das Requisitionssystem und die radikale Reduktion der Bagage[23]. «Von der Bagage war kaum noch der Name bekannt[24].» Der Offizier, der früher einen Kometenschweif von Pferden, Zelten, Personal und Küchengerät mitgeführt hatte, ging jetzt zu Fuß und ruhte unter freiem Himmel. Auch Mannschaftszelte gab es keine mehr. Den umständlichen Apparat der Brotwagen und Bäckereien, der wie ein Klotz am Fuß der Armeen gehangen hatte, ersetzten nun Kompagnie-

kessel sowie Kochgeschirr und Rationen auf dem Habersack des Mannes. Erst aus dieser gründlichen Vereinfachung konnte die überlegene Beweglichkeit und Schnelligkeit der kaiserlichen Heere erwachsen. Daß man Grund hatte, die Administration auch jetzt noch mit Richelieu oft resigniert «la magie blanche» zu nennen, haben wir früher angedeutet.

Was endlich die kriegerische Tugend der kaiserlichen Truppen betrifft, so hat sich Wieland darüber in seinen frühesten Notizen vor allem kritisch geäußert. In Spanien, wo sie ihre schwerste Belastungsprobe erfuhr, sah er sie im Abbröckeln begriffen. In Frankreich, wo ihr letzter Schein wie ein Abendglanz auf den Stirnen der blutjungen Nationalgarden lag, wird er wohl auch den maßlosen Desertionen gegenüber nicht blind gewesen sein. Er trat erst in den Krieg, da am Leib der napoleonischen Gewaltherrschaft das heillose Geschwür des Spanienkriegs zu wuchern anfing. Es ist nicht verwunderlich, daß ihn die Befreiungsenergie der aufstehenden Völker und das drakonische Gesetz der britischen Seeleute tiefer beeindruckten als die moralische Potenz, aus der die Armeen der Revolution und des Empire ihre Kraft geschöpft hatten und die jetzt mit ihren Trägern langsam zu ermatten begann.

«La faiblesse de l'armée française, son peu de discipline et sa mauvaise administration et la mesintelligence entre les chefs d'un côté et de l'autre la volonté ferme des espagnols, les secours des anglais et leur armée de terre et de mer, enfin les événements du Nord et en France sont les principales causes qui nous empêchèrent de maintenir l'Espagne et qui ravirent à nos troupes la gloire de conserver leurs conquêtes, achetées par la perte de plus de 200 mille braves[25].» So lautet ein Urteil Wielands über den spanischen Krieg, das zweite Phänomen, in dem Clausewitz radikal Neues Ereignis werden sah. Für uns ist wichtig, festzuhalten, daß Wieland, der sich auch als Feind vor dem kämpferischen Enthusiasmus der spanischen Nation verneigte und der aufreibenden Wirksamkeit der Guerilla-Tätigkeit großen Stils nur mit schauderndem Grimm gedachte, gewichtige Gründe für den endlichen Erfolg der spanischen Nationalverteidigung in

den quantitativen und qualitativen Mängeln der Invasionstruppen und im Sukkurs der englischen Subsidien und englischen Heere sah. Er hat später wiederholt auf die entscheidende Rolle der britischen und spanischen Linientruppen und der, nach einem langwierigen Festigungsprozeß zum regulären Schocke schreitenden Provinzialmilizen hingewiesen und betont, daß der Kleinkrieg insurgierter Volksmassen allein zu negativen Ergebnissen hätte führen müssen.

Die englische Gefangenschaft hat Wieland vor der Rußlandkampagne bewahrt. Aber die Lehren, die dem Preußen das Jahr 1812 an die Wand schrieb, «daß ein Reich von großen Dimensionen nicht zu erobern[26]» sei, und daß mit der Häufung der taktischen Erfolge die strategische Chance abnehmen könne, wurden dem Schweizer in Spanien deutlich.

Das vierte Ereignis, in dem Clausewitz Neues in fortan gültiger Form in die Erscheinung treten sah, die nach jahrelanger Vorbereitung plötzlich aus dem Boden springende und unerwartet rasch kriegstüchtige preußische Landwehr, hat Wielands unmittelbares Erlebnis nicht sichtbar berührt. Wohl ist er den russischen und preußischen Freikorps, mit denen später die Theoretiker des kleinen Kriegs so behend operierten, und Yorks Landwehrformationen begegnet, weiß zu jenen Gelegenheiten aber weiter nichts zu bemerken. Daß der im Schatten des eidgenössischen Defensionals aufgewachsene kaiserliche Offizier für die Wiedergeburt uralter Milizverfassungen aber ein aufmerksames Auge besaß, zeigt sich in seinem Interesse für die katalanischen, englischen und skandinavischen Territorialwehren.

Die Hauptkomponente in Clausewitzens Bild von der Natur des modernen Krieges, die ausschlaggebende Bedeutung von Herz und Gesinnung der Nationen in einer Zeit, da man sich «mit der ganzen Schwere der gegenseitigen Nationalkraft» (oder wie Pictet de Rochemont einmal sagt, «à coups de nations») schlug, tritt in Wielands schriftlichem Erinnerungsbild zwar nicht klar formuliert hervor, bebt aber in jedem Atemzug seines Erlebens.

Ardant du Picq, dem wir zu Beginn dieses Kapitels ein Wort

zur Wichtigkeit der Kriegserfahrung entlehnt haben, notiert einmal an anderer Stelle: «Quand on raisonne en pleine sécurité, après dîner, en plein contentement physique et moral, de la guerre, du combat, on se sent animé de la plus noble ardeur et on nie le réel». Die Schule des Kriegs und der Reifezwang der Gefangenschaft haben Wieland gegen bequeme Illusionen gefeit, ohne den schönen Schwung seiner Seele zu brechen, und ihn gelehrt, das zum militärischen Bestehen Notwendige zu fordern, auch wenn es im Urteil der Unerfahrenen das Maß des Tragbaren überschritt.

III. KRIEGSWISSENSCHAFTLICHE AUSWERTUNG UND ERGÄNZUNG DES ERFAHRENEN

Werden und Ausmaß der Studien

«Celui qui fait campagne», sagte Dufour in einem 1828 vor der Genfer Militärgesellschaft gehaltenen Vortrag[1], «après s'être meublé l'esprit et la mémoire par l'étude des faits et des sciences militaires, profite de tout ce qu'il voit; rien n'est perdu pour lui; sa curiosité sans cesse excitée trouve toujours de quoi se satisfaire; il rencontre mille occasions d'appliquer sa théorie; ses connaissances s'étendent, ses idées s'éclaircissent; il devient enfin habile parce qu'à une saine théorie il a le bonheur d'allier une pratique éclairée. Il faut l'une et l'autre pour faire le militaire accompli.»

Während der Genfer den Krieg zuerst aus der akademischen Perspektive kennenlernte, wurde der Basler durch die Praxis an die Theorie herangeführt. Der eine hat Zeit seines Lebens etwas vom Gepräge des officier savant bewahrt; vom andern ist die praktische Art des Troupier nie mehr gewichen.

Wielands Bildungsgrundlage war schmal, sein Temperament, allem Studieren abhold, drängte mit Macht zur Aktion. Erst als ihn die Gefangenschaft zum Nachdenken zwang, als der Gang der großen Ereignisse seine aufsteigende Laufbahn als Offizier des Kaisers knickte, holte er das Versäumte mit der Hartnäckigkeit des Autodidakten nach.

Der Eifer, den er dem Unterricht im Schoße der Basler Miliz entgegenbrachte, entsprang wohl mehr der knabenhaften Freude am Soldatenwesen, als einem ernsten Trieb zu gründlichem Militärstudium. Aber schon während des spanischen Feldzugs muß er mit selbständigen Beobachtungen und Untersuchungen begonnen haben. Bei den Plünderungen nach der Kapitulation von Chaves ging, einer Angabe der «Souvenirs» zufolge, sein Portemanteau mit einer Sammlung militärischer Notizen und Pläne verloren, «qui m'étaient extrêmement chers et que j'avais faits avec la plus grande peine et patience». Aus England heißt es

dann hie und da, er habe viel nachgedacht und seine Zeit dazu verwendet «à travailler à des plans militaires, à tracer des manœuvres, à dessiner, à apprendre l'anglais et à lire de bons ouvrages». Vielleicht stammt der erste Band eines dreiteilig vorgesehenen Militärhandbuchs, der sich in seinem Nachlaß vorfindet und in unbehülflicher, mit orthographischen Fehlern und stilistischen Flüchtigkeiten durchsetzten Jugendschrift aus französischen Reglementen einen Abriß der Exerzierwissenschaft gibt, schon aus dieser Zeit[2]. Wir wissen nicht, was Wieland in jenen Wartemonaten unternahm, die sich vom ersten Sturze Napoleons bis zum eigenen endgültigen Austritt aus französischen Diensten erstreckten. Sicher ist, daß er nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt sofort daran ging, «jene Kenntnisse sich jetzt auch theoretisch durch die Lektüre der klassischen Werke großer Männer alter und neuer Zeit anzueignen, welche praktisch er erlernt hatte[3]». Sicher ist zudem, daß kaum fünf Jahre nach dem Antritt seines Basler Amtes sein militärwissenschaftliches Arsenal stattlich versehen war, seine militärpolitischen Grundsätze und Ideen im wesentlichen festgelegt bereit lagen und seine Feder sich als wohl gespitzt erwies. Er muß sich demnach in den Jahren 1814–1820 recht intensiv mit den älteren und modernen Kriegstheoretikern abgegeben haben.

Daß der Zeitraum, der Wielands eigene Publikationen umspannte, ohne Unterlaß mit regster Lern- und Forschungstätigkeit erfüllt war, zeigt, neben Gehalt und Format der Werke, besonders eindrücklich der Gedankenaustausch mit von Tavel. Über die privaten Studienreisen auf das Schlachtgelände der Jahre 1814 und 1815, nach dem oberitalienischen Kriegsschauplatz, zu den Hauptpassagen des Gebirgskriegs von 1799, an den strategischen «Schlüsselpunkt» der obern Donau, nach den Stätten berühmter Siege in Österreich und in Herzog Rohans Kriegstheater, haben wir im ersten Kapitel berichtet. Die Protokolle der Basler Freiwilligen Militärgesellschaft und eine Reihe von Entwürfen für Vorträge, die Wieland in ihrem Kreise hielt, geben weiter Kunde von der unermüdlichen Energie, mit der er am Ausbau seiner Kenntnisse fortarbeitete[4]. Er scheint der

treibende Geist der bibliothekarischen Anschaffungen gewesen zu sein, erläuterte klassische Werke an der Karte, besprach Neuerscheinungen, forderte zum Selbststudium auf und referierte über die aktuellen Ereignisse auf dem spanischen und türkischen Kriegsschauplatz. Auch in den Hallen der Universität war er zeitweise zu sehen[5].

Wichtig ist nun, die Gebiete abzustecken, die sein Lernen umfaßte, zu sehen, was er annahm und was verwarf, wen er unbeachtet ließ und wen zum Gewährsmann oder Meister wählte. Nichts berechtigt zur Annahme, daß Wieland Kenntnisse in Latein und Griechisch besessen hätte. Die Welt der Alten und ihre Militärschriftsteller berührten ihn kaum. Das wache Interesse, das die napoleonische Epoche, wie jede kriegerisch bewegte Zeit, der antiken Soldatenbildung und Kriegskunst entgegenbrachte, rief zwar vielen Übersetzungen und wurde durch die Anschaffungen der Militärgesellschaft auch in Basel spürbar[6]. Soviel ersichtlich ist, hat Wieland aber aus ihnen nicht mehr davongetragen, als einen flüchtigen Eindruck von Polyb, Cäsar und Vegez[7]. Aus dem 17. Jahrhundert war ihm Rohan ein bewundertes Vorbild. Den Parfait Capitaine scheint er nicht gekannt zu haben, las die Berichte über die Feldzüge im Veltlin hingegen begeistert am Ort der Handlung selbst[8]. Eigentliche Studien aber widmete er erst den Memoirenschreibern und Militärtheoretikern, die die Kriege Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen geführt, beeinflußt oder kommentiert hatten. Die Werke von Feuquières, Puységur und Moritz von Sachsen waren ihm bekannt, Friedrichs des Großen General-Principia wohlvertraut, Guibert und Lloyd ebenfalls, und Heinrich von Bülows und von Valentinis im Geiste noch vornapoleonische Schriften studierte er durchaus[9].

Sein brennendstes Interesse galt naturgemäß den Autoren, die militärwissenschaftlich verarbeiteten, was seine Generation staunend und leidend mitangesehen und mitgetragen hatte. Wir greifen hier nur die wichtigsten seiner Anreger, wie sie sich aus den vielen Bändchen seiner Notizen[10] ergeben, aufzählend heraus und behalten uns vor, in den nächsten Abschnitten ihre Auf-

nahme und ihren Einfluß zu untersuchen. Es sind Napoleon, Jomini und Erzherzog Karl für strategische, Decker, Bismark, Duhesme, Auracher von Aurach, Chambray, Rogniat für taktische Belange, Carnot und Dufour für Befestigungsfragen, Carrion-Nisas, Mathieu Dumas und wieder Jomini für Kriegsgeschichte[11]. Neben dem Studium der umfassenden Werke lief das ständige Bemühen um Orientierung in allen möglichen Einzelfragen. Pferdekenntnis, Dressurlehre, Geometrie, Ballistik, Artilleriekunde, Waffenlehre beschäftigten Wieland wie Kanal- und Straßenbau, Leibesübungen, Bajonettfechten, Manöveranlagen und Generalstabsorganisation. Seiner sehr umfangreichen Materialsammlung für die Schweizer Kriegsgeschichte und seiner stets aufmerksamen Auseinandersetzung mit den Publikationen schweizerischer Kollegen ist damit noch nicht gedacht.

Zur Urteilsbildung über Volkskrieg und Infanterietaktik

Die hohe Meinung, welche Wieland sich in Spanien über die Wirksamkeit des organisierten Kleinkriegs und die Gewalt entfesselter Volksbewaffnungen gebildet hatte, wurde durch seine Lektüre teils gestützt und teils gedämpft. Bestätigung fand sie vor allem bei dem ihm wahlverwandten Geist des württembergischen Reitergenerals v. Bismark, der um jene Zeit seine Schriften über Kavallerietaktik und Kleinkrieg den Manen Seydlitzens widmete. Aber schon Bismark, der temperamentvollste und unbedenklichste seiner fachmännischen Gewährsleute für diese Dinge, sah Volkserhebung und Kleinkrieg als notwendige, zusätzliche Anstrengungen, nicht als Kern und Hauptinstrument eines erfolgreichen Widerstandes. «Ein Verteidigungskrieg muß zur Potenz eines Volkskriegs erhoben werden», zum gerechten, zum heiligen Kampf gegen den frechen Angreifer, verkündete er, grenzte die Aufgabe der Partisanen-Formationen aber klar von denen der regulären Armee ab: «Der große Krieg hat das feindliche Heer unmittelbar zum Gegenstand. Der kleine Krieg dessen Material[12].» Auch für Valentini waren Guerillas, Streifkorps und leichte Truppen letzten Endes nicht mehr als nütz-

liches Ornament der Hauptmacht[13]. Decker vollends stand dem Problem der Volksbewaffnung höchst skeptisch gegenüber, schrieb er doch z.B.: «...das Volksheer läßt sich nicht in die Formen der Kriegführung einzwängen, sondern man wird sich begnügen müssen, wenn es seine Lust und Liebe zu Opfern ausspricht und bestätigt, obgleich dies auf eine eigentümliche, selbst eigenwillige Art geschieht[14].» Es kann als fast gewiß angenommen werden, daß Wieland, der die spanische Volkserhebung nur in ihrer spontanen, chaotischen Anfangsstufe erlebt und die Entwicklung auf eine führbare Militarisierung der Insurrektionsbanden hin nicht mehr gesehen hatte, unter dem Einfluß preußischer Autoren zur Auffassung kam, daß die Hauptlast eines Abwehrkampfes von wohlausgebildeten Kerntruppen getragen werden müsse und daß Volksaufgebote gründlich vorzubereiten und auf jeden Fall einem einheitlichen Oberkommando zu unterstellen seien. Die Technik reglementierter, der Gesamttätigkeit eines Heeres organisch eingebauter Kleinkriegführung eignete er sich denn auch vorzüglich durch Lektüre an[15].

Im übrigen fällt auf, daß sich über die preußische Heeresreform und ihre Träger in Wielands Werken und Notizen nur äußerst spärliche Hinweise befinden. Preußen, «ein Militär-Staat, ausgezeichnet durch seine treffliche Heeresorganisation, auf den Grundsatz einer allgemeinen Landesbewaffnung gestützt, welche sich an den Kern einer Armee von 200 000 Mann reihet...», mehr wird kaum je gesagt[16]. Einer eingehenderen Erörterung des preußischen Wehrgesetzes von 1814 und der Landwehrordnung von 1815 begegnen wir nirgends. Auch das preußische Infanterie-Reglement von 1812, das die von Wieland mit Vehemenz verfochtene Tirailleurs- und Kolonnentaktik zum erstenmal urkundlich festlegte, während die Franzosen offiziell noch bis 1830 nach der Vorschrift von 1791 kämpften, scheint seiner Beachtung entgangen zu sein[17]. Seine taktischen Grundsätze, vor allem seine Auffassung von der Technik des Infanteriekampfes, stammten unmittelbar aus der Praxis, wie sie sich in den napoleonischen Heeren herausgebildet hatte. Nur seine Forderungen nach vermehrtem Nahkampf und nach einer Akti-

vierung der taktischen Defensive scheinen im Studium noch eine besondere Härtung erfahren zu haben. Er zitierte später Gustav Adolf und Karl XII., Eugen und Marlborough, Montecuculi und Sachsen als Feldherren, die sich in Vorschrift und Taten für die Handwaffen und gegen den «Infanterie-Pulverdampf» ausgesprochen hätten und schrieb den scharfsinnigen Satz: «Der große Friedrich führte das Chargierfeuer nur darum ein, um seine oft neu rekrutierten Truppen desto leichter gegen den Feind führen zu können[18].» In einer Sammlung militärischer Motti merkte er sich Suworoffs Ausspruch an seine Generale: «C'est à la manière d'attaquer avec la bayonette et le sabre, que nous devons nos succès multipliés et très peu sanglants[19]!» Carnot vor allem hat ihn sichtbar beeinflußt. Dessen Grundsatz, sich in der Verteidigung von festen Stellungen gedeckt zum Kampf mit der blanken Waffe aufzusparen, die Verteidigung in eine ununterbrochene Reihe von Gegenstößen und Gegenangriffen zu verwandeln, das «ramener le système général de sa défense à une série non-interrompue de coups de main», hat Wielands Auffassung vom Abwehrkampf wesentlich mitbestimmt[20].

Strategische Lehrmeister

Während sich Wielands taktische Konzeptionen hauptsächlich im unmittelbaren Kriegserlebnis bildeten, holte er sich seine Ansichten über die Kunst der großen Operationen fast ausschließlich aus Büchern. Seine Notizen sind voll von Exzerpten aus Bülow, Jomini und Erzherzog Karl, und in seinen Schriften kehren die Hinweise auf die Virtuosen der inneren Linie und des Gebirgskriegs wieder. Vom Erbe der Manöverstrategie des 18. Jahrhunderts, die sich, vor allem in der Theorie, noch bis weit in napoleonische Zeiten hinein bemerkbar machte, hat auch er seinen Teil erhalten. Es herrsche ein ewiger Streit, sagte ein Militärschriftsteller zu Beginn der neuen Aera, «ob der Krieg als eine mathematisch-demonstrable Wissenschaft, oder als Hazardspiel zu betrachten sei[21]». Als Wieland sich in strategicis zu bilden begann, waren noch viele geneigt, der ersteren Ansicht

die Ehre zu geben. Daß ein dritter Weg, der, den Clausewitz allein zu gehen vermochte, aus dem Gewirr der kriegerischen Eindrücke zu einem klaren Bilde führen könnte, wurde erst in einem Zeitpunkt offenbar, da auch Wieland für immer vom Schreibtisch abzutreten hatte.

Heinrich v. Bülows 1799 erschienener «Geist des neueren Kriegssystems» stellte, seinen Titel verleugnend, vornehmlich das Alte dar. Hatte Friedrich der Große die Schlacht gelegentlich als «Brechmittel» bezeichnet, so war sie ihm nun eindeutig ein «Hilfsmittel der Verzweiflungsvollen». «Man muß die Subsistenz des Feindes mehr zum Gegenstande seiner Operationen machen, als das feindliche Heer selbst[22],» sagte er und schlug damit dem, was General Bonaparte vor den Augen von ganz Europa lehrte, ins Gesicht. Er sah im Heraufkommen der neuen Feuertechnik eine Entwertung der moralischen und physischen Eigenschaften des Soldaten und prophezeite «die entschiedene Überlegenheit der Mehrzahl, oder der größeren Massen, über inhärente taktische Güte[23]». Entwicklungsfähig waren nur seine Ansichten über die Wirksamkeit der Deckungen und des zerstreuten Gefechts, mit einigem Vorbehalt brauchbar und wirklich neu sein Begriff einer Basis der Operationen. Dies war denn auch sein einziger Beitrag, den die Theorie für dauernd übernahm und den sich auch Wieland weitgehend zu eigen machte[24]. Sein Idealbild einer Verteidigung, die sich hinter möglichst gebirgigem Grenzgebiet auf einen Flußlauf stützt, die feindlichen Operationslinien, welche auf diese Basis zuführen und im Zuge des feindlichen Anmarschs zu Kommunikationen werden, durch vorgeschobene Flankenstellungen bedroht und sich im Notfall exzentrisch zurückzieht, um den Angreifer so auszumanövrieren, übernahm er aber nur zur Hälfte. Die Gebirge-Fluß-Konstellation hat er immer angestrebt, für den beweglichen Teil der Streitmacht aber das blitzschnell hin- und herfahrende Schwert dem zagen Brettspiel vorgezogen und den divergenten Rückzug zugunsten des konvergenten abgelehnt[25].

Als Napoleon während des Feldzugs von 1805 Jominis Jugendwerk, der Traité de grande tactique[26] (später Traité des

grandes opérations militaires genannt) vorgelegt wurde, in welchem der dem Stabe Neys attachierte junge Waadtländer Feuquière, Lloyd, Tempelhof, Guibert und Bülow folgend, den Siebenjährigen Krieg geschildert, dann den jüngst abgelaufenen Feldzügen gegenübergestellt und aus diesem Vergleich eine Reihe strategischer Maximen abgeleitet hatte, soll der Kaiser ausgerufen haben: «Mais comment Fouché a-t-il laissé imprimer un tel livre? C'est apprendre tout mon système de guerre à mes ennemis...[27]». Es ist nicht unsere Aufgabe zu untersuchen,wie weit Wielands Zeitgenossen Jomini mit Recht als Hofinterpreten der kaiserlichen Operationskunst feierten. Ein «begabter und belesener, sehr fruchtbarer Schriftsteller», urteilt Delbrück über ihn, «hat auch den entscheidenden Punkt in der napoleonischen Strategie, das Streben nach der Schlachtentscheidung, gut erfaßt und beschrieben, in das eigentliche Wesen des napoleonischen Handelns und der Strategie überhaupt ist er jedoch nicht eingedrungen[28]». Und Theodor v. Bernardi nannte ihn gar einen «flachen Geist, der selbst da, wo er das Rechte trifft, doch eigentlich selbst nicht weiß, warum es das Rechte ist[29]». Immerhin steht fest, daß sein dogmatisch-deduktiver Kopf, dem es an psychologischem und historischem Feingefühl so sehr gebrach, die Theorie geraume Zeit vor Clausewitz um wichtige Erkenntnisse und Termini bereichert hat. Die Grundsätze der Verlegung des feindlichen Rückzugs, des operativen Flankenstoßes, der inneren und äußeren Operationslinien, des strategischen Zentrumdurchbruchs und der aktiven Defensive durch Hin- und Herwerfen der eigenen Zentralmasse ließen sich sehr wohl aus dem Gewebe dürrer Rezepte, das sie verhängte, lösen und wurden denn auch von Wieland mit dem nötigen Maß übernommen. Er hat den Traité und Jominis laufend erscheinende Kriegsgeschichte der Revolution und des Kaiserreichs[30] gründlich zu Rat gezogen und sich aus ihnen vor allem gemerkt, daß der Besitz der Bewegungsinitiative nicht hoch genug zu schätzen sei, daß die Verteidigung wenn möglich auch strategisch, und taktisch auf jeden Fall, aktiv geführt werden müsse und daß die schlagartige Konzentration der Mittel am entscheidenden Punkt

und im richtigen Moment die sicherste Gewähr zum kriegerischen Erfolge biete. «Une maxime fondamentale pour les petites armées, c'est d'agir toujours en masse; par son application seule elles peuvent former quelque entreprise importante, en renonçant à tout couvrir pour ne viser qu'au but principal», dies der Satz Jominis, den Wielands Notizen und Schriften am kräftigsten widerspiegeln[31].

Neben Jomini war Erzherzog Karl sein wichtigster strategischer Gewährsmann[32]. Der österreichische Feldherr, der trotz der jahrelangen Lehren, die ihm seine revolutionären Gegner gegeben hatten, ein Mann vom Geiste Dauns geblieben war und seine Kriege im vorsichtigen Stil des 18. Jahrhunderts führte, vertrat, auch als er zur Feder griff, eine Strategie, die der Truppenzahl, der Operationsbasis, den strategischen Punkten und Linien und dem, was er den «Schlüssel des Landes» nannte, entscheidende Bedeutung an sich zumaß[33]. «Der Gang des Feldzuges von 1799 bestätiget die Grundsätze der Kriegswissenschaft in Bezug auf die Unentbehrlichkeit des Besitzes und der Sicherheit der Operationsbasis, sowie der Communicationen mit derselben und in Rücksicht auf den Nutzen befestigter strategischer Punkte[34].» So sah er seine Theorie durch den Ablauf der erlebten Kriege bekräftigt, erlaubte auch nur dem Verzweiflungsvollen, von den Regeln abzuweichen, und erkannte nicht, daß Napoleon nach anderen Gesetzen antrat und z. B. die Preußen bei Jena und Auerstädt besiegte, gerade weil er seine «strategische Linie» preisgegeben hatte[35]. «Warum wandte der erfahrene Held (1809) die rasch entscheidenden Bewegungen nicht an, deren Theorie in seinen klassischen Werken entwickelt ist[36]?» fragt Wieland einmal und deutet damit an, daß er es dem Erzherzog gegenüber trotz aller Anlehnung an der nötigen Reserve nicht fehlen ließ. Er übernahm aber von ihm den für seine operative Konzeption bestimmenden Grundsatz, daß die Verteidigung eines Landes sich auf ein Netz genau erkundeter «strategischer Linien» und, wenn möglich künstlich verstärkter, «strategischer Punkte» stützen müsse, in deren Mitte der «Schlüssel des Landes», die beherrschende und rettende Zen-

tralposition vorzubereiten sei: «une place d'armes, qui en qualité de clef du pays se défend par elle même, sans la prise de laquelle les invasions de l'ennemi ne peuvent être que précaires et qui peut servir à réparer les malheurs éprouvés...[37]». Zudem machte er sich weitgehend zu eigen, was Massénas Gegner im Alpenkampf des Jahres 1799 über den Gebirgskrieg zu sagen wußte. Darnach war im Gebirge der Angriff der Verteidigung strategisch wie taktisch gewaltig überlegen. «Jene ist die schlechteste aller Aufstellungen, welche unwiederbringlich von dem Besitz einzelner isolierter Punkte abhängt, und alle defensiven Gebirgsstellungen befinden sich mehr oder weniger in diesem Fall[38]», lehrte der Erzherzog. Die Masse der Verteidigungstruppen sollte also am Treffpunkt verschiedener Täler zurückgehalten und die vorgelagerten Eingänge und Pässe nur mit Beobachtungsdetachementen besetzt werden. Zeichneten sich dann die Anmarschrichtungen des Feindes ab, so war die lauernde Zentralmasse blitzschnell zu überlegenen Schlägen in einen Vorstoßkanal nach dem andern zu werfen und so das verpönte Kordon-System zu überwinden. Als leuchtende Vorbilder für diese Technik der inneren Linie standen Wieland Rohan und die Helden des helvetischen Gebirgskriegs, Lecourbe, Molitor und Macdonald, vor Augen[39].

«Daß diese phantastischen oder einseitigen Systeme sich entwickeln konnten und zum Teil großen Glauben fanden, während der Krieg selbst gewissermaßen auf dem Katheder stand und täglich praktischen Unterricht gab, muß uns nicht wundern[40]», läßt sich Clausewitz einmal über Bülow, Dumas und Jomini vernehmen. Wir aber glauben uns wundern zu müssen, wie maßvoll Wieland aus dem Gewirr rationalistischer Abstraktionen, zu dem sich die Theorien seiner Lehrer verstrickten, zu wählen verstand. Wenn er von Bülow das Bild der idealen Militärgrenze und der besten Operationsbasis, von Jomini die Prinzipien der Initiative, der Konzentration und der inneren Linie, von Erzherzog Karl die Hochschätzung gewisser Stellungen und Striche übernahm, so verschrieb er sich doch keinem von ihnen und zeigte, daß sein ausgesprochener Sens du prati-

cable[41] Lehngut kritisch zu werten und zu kombinieren verstand.

Die Idee einer eidgenössischen «Nationaltaktik»

> «Es ist ein großer, allzu verabsäumter Teil der Kriegskunst, ihre wenigen allgemeinen, ewigen Grundsätze nicht nur auf die verschiedenen Waffen jedes Jahrhunderts einzurichten, sondern sie nach den Umständen jedes Landes und Volkes zu Nationalsystemen zu bilden. Dadurch würden die Vorsteher derjenigen Völker, welche nicht Preußen, nicht Österreicher und nicht Franzosen sind, bewogen werden, ihr Kriegsvolk weder in die preußische, noch in die österreichische, noch in die französische Kriegsform zu zwingen, sondern jedem die ihm eigene zu geben, die natürlichste also die wahre.»
> *Joh. v. Müller*, Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft II, S. 185.

Im Jahre 1777 schrieb Johannes v. Müller als vorläufigen Niederschlag von Untersuchungen, welche er, durch die Drohung, die ihm von Seiten Josephs II. über der Eidgenossenschaft zu lasten schien, beeindruckt, über römisches und schweizerisches Kriegswesen angestellt hatte, eine lange Reihe von über 300 militärischen Aphorismen. 90 dieser Aphorismen, deren weitere Ausarbeitung 1806 nach einem kurzen Anlauf fallen gelassen wurde, hat Johannes' Bruder Johann Georg Müller unter dem Titel «Fragmente von dem Kriegswesen. Für die Schweizer» herausgegeben[42]. Der Kerngedanke dessen, was der schweizerische Geschichtsschreiber zwanzig Jahre vor dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft über die Notwendigkeit einer Erneuerung ihres Wehrwesens und einer Reform ihrer Fechtweise aussprach und 1806 mit einer Vorrede versah, ist wahrscheinlich direkt, gewiß aber über Heinrich Zschokke und Hauptmann v. Tavel auf Wieland gekommen und darum auch in unserm Rahmen der Beachtung wert. Ausgangspunkt seiner kriegerischen Meditationen war das dringende Bedürfnis, der virtus der

Alten wieder den Ehrenplatz in der öffentlichen Achtung einzuräumen, «den militärischen Geist hergestellt zu sehen, welcher die echte Grundfeste der Staaten ist», wie er rückblickend in der Vorrede sagt. Er forderte Vertiefung des kriegswissenschaftlichen Studiums und allgemeine Abhärtung der Nation. Als Kern eines Milizheeres von 40 000 Mann sollte das National-Regiment der 4000 als stehende Elitetruppe und Kaderformation aufgestellt werden. Das Verhältnis zwischen Offizieren und Soldaten war zu demokratisieren und ein eidgenössischer Kriegsrat zu schaffen, dem die Hauptleute aus fremden Diensten über ihre Kriegserfahrungen «relatieren» sollten. Er gab zu bedenken, daß eine im Sinne des Ganzen wirksame Landesverteidigung unter Umständen kantonales Hoheitsgebiet vorübergehend preisgeben müsse – «jeder wird wollen seinen Kanton vor andern verteidigen: da doch besser wäre, dem Feind vielleicht einiges zu überlassen, um ihn im Land zu verderben...» –, daß aber immer mit gesammelter Macht die volle Integrität des eidgenössischen Bodens wiederherzustellen sei: «Wohl zu merken, daß die Schweiz heiliges Land ist, und daß (welches die Grundmaxime sein soll) der Verlust einer einzigen Vogtei den Umsturz der Bundesrepublik nach sich ziehen würde. Denn sobald eine Republik in gerechten Sachen der Gewalt nachgibt, zeigt sie damit soviel Unmacht, daß sie in kurzem das Gesetz des Fremden annehmen muß».

Der von ganz Europa staunend nachgeahmten friederizianischen Gefechtstechnik trat er äußerst skeptisch entgegen, eiferte gegen das öde Exerzitium, erinnerte daran, daß Holland gut zwanzig Jahre nach der nassauischen Heeresreform gefallen sei und schrieb dreißig Jahre vor Jena und Auerstädt hellsichtig: «Laßt euch nicht hintergehen durch das Glück und durch die Schönheit einer gewissen Taktik, welche nicht bestehen kann ohne den Geist und ohne die Strenge eines einigen großen Mannes». Im Moment, da die Schweizer nach seinem Urteil die Quellen ihrer kriegerischen Kraft durch sklavische Nachahmung fremder Fechtmanier vollends zu verschütten drohten, rief er zur Erneuerung derjenigen Kampfformen auf, die die Eid-

genossenschaft vor Zeiten geschaffen und zu Macht und Würde geführt hatten. «Wir verlassen unsere Nationalkriegskunst und gewöhnen uns an die fremde, um je die Feinde durch nichts zu überraschen, und um sie mit den gleichen Künsten anzugreifen, in welchen sie sich jahrhundertelang geübt haben.» Warum erinnerte man sich nicht des gefürchteten Schocks der alteidgenössischen Spießerhaufen, warum griff man nicht erneut zu den einfachen, «national-eigentümlichen» Kampfarten von ehedem? Weshalb unternahm man es nicht, der feindlichen Übermacht an Zahl, Kunst und schweren Waffen durch eine spezifisch schweizerische Taktik wirksam zu begegnen? «Es kommt nicht auf die Menge an, und nicht auf die Gleichheit unserer und ihrer Waffen, sondern darauf, daß wir die ihrigen unnütz machen, und alles aufs Handgemenge ankomme[43].»

Als 1815 Heinrich Zschokke die Eidgenossen zur Erneuerung ihres Wehrwesens aufrief[44], ging er vom gleichen Grundgedanken aus: «Wie die Natur dem Adler Krallen und Schnabel zum Zerreißen krümmte, dem Ochsen Hörner, der Biene den Stachel gab: So hat sie jeglichem Land und Volk eigentümliche Art verliehen, sich gegen den Fremden zu wehren[45].» Er wies auf die charakteristische Kampfart der spanischen Guerillas hin, die man aber auch nicht äffisch nachahmen dürfe. Im weitern schlug er vor und forderte, durch Errichtung von Kriegsschulen eine bessere Ausbildung der Offiziere zu gewährleisten. Den Bataillonen einer eidgenössischen Armee waren mit Spießen und Morgensternen bewaffnete Sturmkompagnien beizugeben. Träger des Feuerkampfes sollten hauptsächlich die Scharfschützen sein. Auch die Artillerie wurde mit Vorschlägen bedacht und endlich geraten, sich weniger auf Grenzplätze und befestigte Städte zu stützen, als auf ein Netz von Paßsperren und Feldbefestigungen, in dessen Zentrum das Land Nidwalden als Hauptfestung aufzufassen sei. Was Johannes von Müller auf Grund wissenschaftlicher Untersuchung grundsätzlich erwogen und pathetisch vorgetragen hatte, wurde hier auf spritzig-flüchtige Weise zu populären Einzelvorschlägen und gängigen Parolen umgemünzt.

Daß Wieland Johannes von Müllers militärische Fragmente gekannt hat, können wir nicht urkundlich belegen. Sicher ist, daß ihm die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft ständig zur Hand lagen und daß ihm die Ideen geläufig waren, deren klarste Kristallisation wir als Abschnittsmotto gewählt haben. Auch die in Zschokkes Erneuerungsartikel skizzierten Gedanken dürften ihm vertraut gewesen sein, zitierte er den Aarauer Publizisten doch mit Vorliebe. Zudem vertiefte er sich selbständig in langen Studien in die kriegerische Vergangenheit der Eidgenossenschaft und versuchte, aus dem vor Jahrhunderten Erprobten zu scheiden, was wieder zu nehmen und was zu lassen sei. Die Chroniken, Aeneas Sylvius, Pirkheimer, Tschudi, May de Romainsmotiers und Johannes von Müllers Fortsetzer sollten ihm die Gründe der früheren Schlagkraft erleuchten helfen[46]. «Geschlossen mauerfest halten, war die Regel ihrer Verteidigung; im Angriff unwiderstehlich einzufallen, durchzubrechen und umzustürzen, ihre Gewohnheit. Dadurch machten sie sich furchtbar[47]», schrieb er vom äußeren Bild alteidgenössischer Taktik. An Episoden aus der neuesten Geschichte schienen ihm besonders die Scharfschützenkämpfe am Zugersee und in Nidwalden sowie Alois von Redings Gegenstoß vor Rotenthurm aufschlußreich[48], die ihm Grund waren, dem präzisen Schuß und dem Schock mit der blanken Waffe auch für die Zukunft entscheidende Bedeutung zuzumessen. Bei aller Wertschätzung der überkommenen Kampfformen aber ließ er sich nicht dazu herbei, die markige Älplerfaust kritiklos zu verherrlichen. Anläßlich der Niederlage bei Bicocca schreibt er z. B.: «Gemeine und Vorgesetzte lernten darin die Vorteile der berechnenden Kriegskunst über rohe Tapferkeit, sowie die Notwendigkeit einer klugen Mannszucht und den Nutzen guter Verschanzungen erkennen; die Nichtachtung gedachter Beförderungsmittel aller Militär-Unternehmen hatten ihre heldenmütigen Anstrengungen bei Marignano und Bicocca fruchtlos scheitern gemacht[49].» In diesem Satz liegt die Einsicht angedeutet, daß die Kraft alter Eigenart nur wirksam werde, wenn sie sich der ständig wandelnden Technik des Krieges organisch verbinde.

Die Gedanken zu einer Reform des eidgenössischen Wehrsystems und einer Erneuerung der schweizerischen Fechtweise, denen wir bei Johannes von Müller ein erstes Mal begegneten und die wir dann in Zschokkes Broschüre auf dem Marsche sahen, sind über Hauptmann von Tavel auf Wieland gekommen. Der bernische Offizier veröffentlichte 1821 eine Schrift, in deren Vorrede er sich ausdrücklich auf Johannes von Müller und Heinrich Zschokke berief und die er «Bestand und Geist des eidgenössischen Kriegswesens, wie sie sein sollten» nannte[50]. Die unbehagliche Ahnung der Eidgenossen, sagte er darin, daß man trotz relativ großer Wehranstrengungen noch recht schwach sei, rühre daher, daß man die Heere des Auslandes nachgeahmt habe, statt «eine auf den Geist und Charakter des Volkes, auf die Beschaffenheit des Landes gegründete und unsern Mitteln angemessene Kriegsverfassung» einzuführen. Er schlug vor, die eidgenössische Armee, die aus den Auszugs- und Reservekontingenten der Kantone bestand, mit einem alle Waffenfähigen umfassenden Volksaufgebot, einer 200 000 Mann starken Landwehr, zu umgeben. Diese Massen sollte statt der imitierten «monarchistischen» eine echt republikanische Disziplin zusammenhalten, der nationale Enthusiasmus der freien Völker statt des absoluten Gehorsams stehender Heere. Eine «sklavische Disziplin» schien ihm den «wahren kriegerischen Geist» zu ertöten. Jedes Volk hat, sagte er, spezifische kriegerische Eigenschaften. Wir waren und sind geborene Nahkämpfer. Warum üben wir unsere Leute «nur in dem elenden und unwirksamen Gewehrfeuer»? Die Rollen des Kampfes sind zu teilen, die Infanterie schockiert mit dem Bajonett, mit Dolch und Mordaxt, die plänkelnden Tirailleurs und die Scharfschützen schießen aus der Deckung den wohlgezielten Einzelschuß; alles andere ist vom Übel. Lassen wir ab von der lächerlichen Fremdentaktik, vereinfachen wir unsere Kampfformen radikal und führen wir sie zurück auf das, was Armut, Heldengeist und ungetrübter Verstand den Vätern eingegeben haben.

Im gleichen Jahre veröffentlichte Charles Pictet de Rochemont seine glänzende Schrift «De la Suisse dans l'intérêt de l'Europe, ou examen d'une opinion énoncée à la tribune par le général Sébastiani[51]», in welcher er der vom französischen Kriegsminister in der Kammer formulierten Ansicht entgegentrat, Frankreich sähe sich im Falle eines Krieges mit Österreich gezwungen, die Schweiz zu besetzen[52]. Der Kern seiner strategischen und militärpolitischen Argumentation, die uns in unserem Rahmen allein beschäftigen darf, war dieser:

Eine wahre europäische Politik hätte 1815 Bormio, Veltlin und Chiavenna nicht von der Eidgenossenschaft losgetrennt, sondern dieser «non seulement les crêtes, mais le glacis qui aide à les défendre» belassen, die Durchgangsstraßen zerstört und damit einen möglichst uneinnehmbaren Block zwischen Österreich und Frankreich geschoben. Der Feldzug des Jahres 1799 zeigte, daß der Besitz der Schweiz für Frankreich nur von Schaden ist. Was half es Masséna, daß auch der Zufall ihn begünstigte? Als die Waffen der Zentralmächte am Po und an der Donau siegreich vorstießen, stand er mit exponierten Flanken in Bünden, fiel hinter die Limmat zurück und mußte froh sein, daß ihn Erzherzog Karl nicht in die Alpen warf und über die Jurapässe in Frankreich eindrang. Warum will Frankreich den damaligen Plan des Direktoriums wieder aufnehmen, der sich als «militairement défectueux» und politisch dumm erwies? Napoleon zog seine Truppen nicht aus Großmut aus der Schweiz ab, sondern weil er klar erkannte, daß deren militärischer Besitz für Frankreich solange unwesentlich blieb, als es dem Feind in Oberitalien oder Süddeutschland direkt auf den Leib rücken konnte und als die Wahrscheinlichkeit bestand, daß die Schweiz aus eigener Kraft vor Frankreichs schwacher Südostgrenze Schildfunktion übernahm. Zudem ist die Schweiz heute nicht mehr das müde, zerfahrene Gebilde von 1798. Sie hat ihr Wehrsystem auf eine breitere Basis gestellt und wird im Angriffsfall nicht zögern, den Volkskrieg zu entfesseln[53]. «Au lieu d'une promenade militaire au travers d'un pays que l'on a cru une route commode, on rencontrerait peut-être de graves et de nom-

breux obstacles matériels, et des difficultés morales, plus sérieuses encore...[54].» Die militärpolitische Parole der Schweiz ist einfach. Sie hat sich gegen alle und jede Antastung ihrer Integrität gleicherweise mit bewaffneter Hand zur Wehr zu setzen und sogar der Allianz mit einem allfälligen Gegner des Rechtsbrechers den Zweifrontenkrieg vorzuziehen. «Dût cette énergie de la Confédération entraîner de grandes pertes d'hommes, aigrir contre elle jusqu'à l'acharnement une puissance formidable, faire dévaster ses campagnes et brûler ses villes! dans ce cas encore, elle aurait tenu une conduite aussi sage et aussi politique qu'elle serait courageuse[55].» Abschließend betonte Pictet nochmals, daß die Neutralität der Schweiz deshalb dem Interesse der Mächte entspreche, weil erfahrungsgemäß keine dieser Mächte sich vom Besitz des eidgenössischen Territoriums strategischen Gewinn versprechen könne, und fügte bei, daß es die Aufgabe der Schweiz sei, nun die ihr zuerkannte Sonderstellung zum Schutz gegen alle Eventualitäten durch ein immer festeres Wehrwesen zu untermauern[56].

Wieland hat zum ersten Male selbst zur Feder gegriffen, um den romantischen Thesen von Tavels eine dämpfende Antwort zu erteilen[57]. Seine zweite wesentliche Schrift knüpfte an Pictets Broschüre an, baute dessen militärpolitische Argumentation mit Hilfe von Jominis und Erzherzog Karls strategischen Auffassungen aus und schritt zum Vorschlag praktischer Ausführungsbestimmungen für die verlangte Hebung der schweizerischen Wehrkraft[58].

Rückblick und Ausblick

Damit sind wir am Punkte angelangt, wo Wieland sichtbar am eidgenössischen Wehrwesen mitzubauen begann. Bevor wir aber dazu übergehen, seine Persönlichkeit zu zeichnen, in der sich Erfahrung und Studium zur Aktion verdichteten und die eidgenössische Situation zu schildern, auf die diese Persönlichkeit stieß, soll ein Blick auf das, was er in der Praxis und in der Theorie erlebte, zurückgeworfen und nochmals zusammengefaßt werden, was seine Ideen formte, was ihn von seinen Leh-

rern und Anregern schied, und wie die Auffassung zustande kam, in deren Namen er dann in den Kampf um die Armee eingriff.

Die grundlegenden Eindrücke Wielands gehörten dem Erlebnis seiner Epoche überhaupt an. Statt stehender Heere, die, Flotten vergleichbar, von den Kabinetten berechnend hin und her geschoben wurden, sah man den Aufbruch ganzer Nationen und mußte auch für die Zukunft mit einer Ausschöpfung der Wehrkraft rechnen, von der man bisher nichts geahnt hatte. Der heimatlose Söldner, dem der Korporalsstock das Gesetz gegeben hatte, wich dem Soldaten des Vaterlandes, der um Güter kämpfte, die er als verteidigungswert anerkannte. Damit war für die innere Struktur der Armeen eine entscheidende Änderung angebahnt.

Unmittelbarer als der Durchschnitt seiner Zeitgenossen erlebte Wieland den Verzweiflungskampf eines besetzten Landes und das Neue der regulären Taktik. Der zermürbende Bandenkrieg eines gereizten, militärisch ungeschulten Volkes gegen Europas beste Armeen, getragen vom unerschütterlichen Geiste einer freiheitsliebenden Nation, fraß sich als zentraler Eindruck auf dem Grunde seiner Erinnerung fest. Die elastisch bewegliche Tirailleur- und Kolonnentaktik, die dem Angriff das Gelände zurückgewann, den Stickrahmen der starr linearen Aufstellung von vorn durchbrach oder von der Seite zerhieb und der Fechtweise von Friedrichs ergrauten Kadetten begegnete wie der Pallasch dem Galanteriedegen, lernte er in vielen Erscheinungsweisen kennen, lange bevor sie in die Reglemente eingegangen war.

Durch die Lektüre wurde sein Urteil hauptsächlich in dreifacher Hinsicht modifiziert und befruchtet. Die Hochschätzung, die er der Wirksamkeit des Volkskriegs entgegenbrachte, mäßigte sich unter dem Einfluß gelehrter Berufsoffiziere. Sachsen, Suworoff und Carnot bestätigten seine Ansicht, daß der Kampf mit der blanken Waffe und der gezielte Einzelschuß allein effektiv seien und das kommandierte Feuer verlassen werden müsse. Hauptresultat seines Studiums der Militärschriftsteller aber wa-

ren seine strategischen Auffassungen. «La guerre est une science couverte de ténèbres dans l'obscurité desquelles on ne marche pas d'un pas assuré: la routine et les préjugés en font la base, suite naturelle de l'ignorance» hatte Moritz von Sachsen noch schreiben können. Unterdessen hatten sich scharfsinnige Köpfe mehr oder weniger glücklich daran gemacht, die Feldherrnkunst Friedrichs und Napoleons zu analysieren und strategische Maximen und Rezepte daraus abzuleiten. Wieland übernahm den neuen Begriffsapparat von Basis, Kommunikationen, Operationslinien, strategischen Punkten und Schlüsselpositionen, neigte fortan vielleicht leise mit Erzherzog Karl dazu, dem Besitz gewisser Terrains allzu große Bedeutung zuzumessen, trug aber als wichtigsten Eindruck Jominis bestechendes Bild von den wechselnden Ausfällen auf der inneren Linie davon, das ihm die Meisterstücke von Rohan, Friedrich, Napoleon, Molitor und Lecourbe überzeugend verdeutlichten.

Vertraut mit den moralischen, taktischen und operativen Erfordernissen des neuen Kriegs hatte er sich nun mit der heimischen Besonderheit auseinanderzusetzen. Die militärische Seite der von Johannes von Müller gepriesenen alteidgenössischen Tugend war ganz besonders dazu angetan, ihm in die Augen zu stechen. Er sah seine Auffassung vom Wert des Handwaffenkampfs bestätigt und erblickte in der Leistung der Stutzerschützen von 1798/99 einen ermunternden Wink.

Ein eidgenössisches Milizsystem, die aus der alten Defensionalordnung und aus der Wehrverfassung der Mediation organisch hervorgegangene Militärorganisation von 1817, befand sich, ohne sein Zutun entstanden, in voller Entwicklung. Wie war nun die moderne Forderung mit der heimischen Sonderart wirksam und tragbar zu verbinden, wie das bestehende Reglement auf Kriegsgenügen hin zu nutzen und zu erfüllen? Wir haben Wieland mit von Tavel, der ihm zu einseitig auf Volkskrieg, Enthusiasmus und Massensturm schwur, und Pictet, der ihm ein Fenster zu den großen militärpolitischen Aspekten aufstieß, bis hart an seine Antwort auf die Frage herangeführt. Es sei zu lösen, sagt er einmal: «– strategisch – die Leitung aller

Widerstandsmittel unserem gebirgs- und stromreichen Boden anzuschmiegen; – taktisch – die Bewegungen, Aufstellungen und Gefechtsdispositionen der Truppen auf das Vorbild der alten Eidgenossen mit Berücksichtigung der jetzigen Bewaffnung zu modellieren; – militärisch – dem Milizwesen, als wohlberechneter Wehranstalt, diejenige geregelte Organisation beizubringen, welche für Verteidigung der freien Schweizer Erde am zweckmäßigsten erkannt wird[59]». Was er auf Grund seiner Vorbereitung als zweckmäßig erkannte und mit Wort, Schrift und Tat verfocht, wird Gegenstand unserer Hauptabschnitte sein.

IV. VOM MENSCHEN JOHANNES WIELAND

Wir haben bis hieher Eindrücke nachgezeichnet, die ein Erlebnis hinterließ, und Kenntnisse charakterisiert, die aus einem Studium erwuchsen. Es geziemt sich, daß wir jetzt des Menschen gedenken, welcher Träger der erwogenen Fracht an Wissen und Erfahrung war, welcher durch sie aus dem hinausstürmenden Knaben früh zum ernsten Manne geformt wurde und dessen Persönlichkeit, von der Gewalt des Erlebten getrieben, sich mit Macht für den Ausbau des heimischen Milizsystems einzusetzen begann. Wir wollen diesen Menschen zunächst im Momente einer eigentlichen Krisis betrachten; dann werden anhand der Werke und der spärlichen Hinweise im Nachlaß die Hauptzüge seines Charakterbilds aufzuzeigen sein; zum Schlusse soll jene äußere und innere Wendung gewürdigt werden, die den napoleonischen Offizier von den Schlachtfeldern des Kontinentes weg und hin zum eidgenössischen Wehrwesen geführt hat.

Blick in eine Bruchstelle

Die ersten Blätter von Wielands in seinem ersten Basler Amtsjahr hingeworfenen «Souvenirs[1]» spiegeln eine seltsam aufgewühlte Seele wider:

> «Wer nichts wagt, der darf nichts hoffen.
> Es treibt sich der Bürgersmann träg und dumm,
> Wie des Serben Gaul nur im Ring herum.
> Nur dem Soldat kann alles werden,
> Denn Krieg ist stets die Losung auf Erden[1a]!»

So zitierend beginnt er, um das Zitat allsogleich durch zwei dicke Federstriche ungültig zu machen und nochmals folgendermaßen anzuheben:

«Le drôle de monde que celui-ci!!! – rien n'est plus vrai que cela et personne n'en est plus persuadé que l'auteur. – Après avoir roulé tant soit par la machine ronde, avoir subi quelques aventures, avoir souvent été sabré, mitraillé, démonté, avoir

mangé de la vache enragée et du bisquit, me voici de retour auprès de mes lares, fixé près de la baraque, tranquille plus par nécessité que par goût, regrettant malgré les avantages de ma place actuelle la perspective brillante qui m'était offerte il y a quelques années dans le gouvernement du grand Napoléon.» Zehn Jahre Strapazen waren umsonst, fährt er fort und verflucht die Umstände und die «personnages augustes» dazu, die ihn um die Früchte seiner Anstrengung gebracht haben. Etwas weiter apostrophiert er Napoleon, seinen Kriegsherrn:

«Oh toi, grand homme, que tout le monde ... (unleserlich) il y a peu de temps et contre lequel les mêmes lâches se déchaînent aujourd'hui par les invectives les plus grossières, reçois mes regrets, mais non mes reproches. Jamais on n'a su être juste envers toi et les adorateurs indignes qui ont été les plus récompensés sont ceux qui dans le malheur t'ont abandonné les premiers. C'est à ceux plus qu'à toi que la postérité devra adresser ses reproches de n'avoir point fait le bonheur du monde et de n'être pas le plus grand des héros. Mais les braves sont à plaindre qui constamment attachés à leur devoir, n'ont point cherché à gagner ta faveur par la flatterie, qui te servaient tandis que les Centraux te trahissaient, qui n'ont jamais été récompensés et qui ont été abandonnés dans ton malheur...» Dann zitiert er erneut, den Kaiser nun schaudernd einem Naturereignis vergleichend:

«Gleichgültig
Trittst Du das Glück der Deinen in den Staub,
Der Gott, dem Du dienst, ist kein Gott der Gnade.
Wie das gemütlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem kein Bund zu flechten,
Folgst Du des Herrschens wildem Trieb allein.
Weh denen, die auf dich vertrauen, an dich
Die sichre Hütte ihres Glückes lehnen,
Verlockt von Deiner gastlichen Gestalt...»

Klagend klingt der Exkurs mit den Worten aus: «Souvent j'ai déjà réfléchi si je ne préférerais pas n'avoir jamais existé et

si je dois de la reconnaissance au ciel pour m'avoir fait naître – l'idée est affligeante, elle est terrible même, mais elle peut être permise à l'être qui se sent malheureux et ne trouve pas le moyen de se placer dans la situation à laquelle il se voit appelé...»

Und erst einige Seiten später, mitten im Tagebuchstil der Erinnerungen, nimmt er die tönende Klage ein letztes Mal mit dem Ausruf auf:

«Et cependant je ne devais pas avoir l'avantage de vouer mes services à ma patrie, de verser pour elle mon sang – de tout sacrifier pour elle. Guerriers, qu'un noble orgueil tourmente, vous qui n'êtes point obligés de chercher un sol étranger pour lui consacrer vos jours, combien je vous porte d'envie – vous pouvez allier à votre goût pour ce noble état la conviction que vos efforts tourneront au profit, à la gloire de votre patrie qui est si chère à toutes les âmes bien nées.»

Es ist nicht leicht, diesen Gefühlsausbruch zu deuten und brauchbare Schlüsse auf die Persönlichkeit zu ziehen, der er entströmt. Irgendwie enthält er den ganzen Wieland in nuce und ist doch zu pathetisch und zu schmerzlich zugleich, um dessen Wesen wahr zu fassen. Wielands franke, weite Seele hat den Spießer gründlich gehaßt. Er mag ihm in Basel in manchem Exemplar begegnet sein, wie er satt und selbstzufrieden am Fenster saß, «den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten» sah und sich von «Krieg und Kriegsgeschrei» erzählen ließ. Und doch streicht er das Stück unechter schillerscher Lagerromantik, nicht zuletzt vielleicht deswegen, weil in seinem Vaterland Bürger und Soldat nie zweierlei Stände gewesen sind. Der definitiv einleitende Satz enthält dann mit seinem grimmen, leicht skurrilen Humor, seinem salpetrigen Pulverduft, seinem zwischen Stolz und leiser Eitelkeit in der Schwebe gehaltenen Selbstbewußtsein und dem bittern Blick auf die jäh geknickte Karriere, gültige Züge zu Wielands Bild. Die Beschwörung seines Kriegsherrn (wer dächte nicht an Heines Grenadiere) wirft ein erstes Licht auf die Natur seines Napoleon-Erlebnisses, dessen bleibender Niederschlag im Gemüt später immer wieder auf das völlig anders getönte Urteil des rückschauenden Ver-

standes geprallt ist und dem wir kurz vor Wielands Sterben das letzte Mal begegnen werden. Im Lichte nüchterner Überlegung trat er dem Phänomen Napoleon gelassen und kritisch entgegen, im Dunkeln seltener depressiver oder exaltierter Momente aber konnte er den Kaiser zum verkannten Gott oder zum elementaren Ereignis jenseits von Gut und Böse emporsteigern. Die fast hamletischen Töne sodann, in denen etwas vom Weltschmerz der nachnapoleonischen Romantikergeneration mitzittert, bedeuten mehr als bloße Selbstbemitleidung in einem vergrämten Augenblick. Es muß Zeit seines Lebens ein Gran von Düsternis in Wielands Seele gewesen sein, das keimte in Stunden, da ein Ressentiment an ihm nagte und ihn am Ende seiner Tage mit erstickenden Schossen umschlang. In der letzten der einleitenden Stellen schließlich, die wir im Wortlaut angeführt haben, wird, im Augenblick seiner Hinwendung zu den Dingen daheim, deutlich, daß hinter dem Aufgehen im napoleonisch-kriegerischen Wesen der Gedanke an das eigene Land in ihm gelebt hat und die Trauer darüber, daß er die Luft und Wirksamkeit, die er ersehnte, bei fremden Herren suchen mußte.

Wieland war nicht so robust, wie es von außen den Anschein haben mochte. Der Blick, den wir im Moment der schmerzenden Seßhaftwerdung auf seinen inneren Zustand haben werfen können, zeigt viel eher ein rasch verwundbares Gemüt. Versuchen wir, anzudeuten, wie sich sein komplexes, leicht verrückbares Gleichgewicht zusammensetzte.

Zum Bilde der Persönlichkeit

Landsknechtische, haudegenhafte Lebenskraft und ein guter Schuß nahezu künstlerischer Sensitivität hatten nebeneinander in Wieland Raum. Seine Erinnerungen atmen die Freude an der eigenen, unverwüstlichen Gesundheit, die der Fährnisse bedurfte und Strapazen auf sich nahm, wie ein Athlet seine Gewichte. Was focht es ihn an, wenn man hungerte und fror, monatelang kein Dach über dem Kopf hatte, nach gut durchschlafener Nacht bis zum Leib im Schneewasser erwachte und

während Tagen fieberklappernd auf dem Maultier durch winterliches Gebirge wanken mußte. «Un moment agréablement passé entre amis autour de la peau de bouc»[2] war ihm Belohnung genug für ungezählte Nachtlager im Regen, Eilmärsche und Vorposten ohne Feuer und Brot. Es hat ihm auch später nichts ausgemacht, auf seinen Fußreisen eine Woche lang mit Gepäck zehn Stunden im Tag zu marschieren[3]. Die primitive, ungebrochene Vitalität des Kriegsmanns aus Wahl, welche die blutwarme Schilderung seiner Erlebnisse durchpulst, mühte und stählte sich in Garnison und Kampagne und genoß die kurzen Segnungen eines guten Quartiers wie einen raschen Schluck. «La petite ville de Lauterbourg n'offrait que bien peu de ressources, cependant on trouvait tous les soirs sa partie à faire avec d'assez jolies femmes, on dansait toutes les semaines –, le vin y était bon, la pension des officiers bien servie; je me remis à engraisser...» ; die lakonischen Hinweise auf solch flüchtige Stunden animalischer Behaglichkeit sind häufig. Aber auch feineren Genüssen standen seine Sinne und sein Gemüt offen.

Sein Auge sah die Schönheit dieser Erde und sein Ohr vernahm sie wohl. Mit seinen Zeitgenossen pries er die klassisch gewordenen Gegenden am Alpenrand. «Schön ist das Waadtland, wacker seine Bewohner; der See, einem kleinen Meere gleich, auf der Schweizer Seite von Rebgelände begrenzt und an den savoyischen Ufern von den letzten Abhängen der Alpen eingeengt, ist einzig in seiner Pracht. Geschmackvolle Landgüter, hübsche Dörfer, wohlangebaute Felder und hoffnungsvolle Weingärten wechselten beständig und ließen mich vergessen, daß der Weg sehr staubig und der Tag heiß war[4].» Von der Thuner Umgebung sagte er, immer wieder erfülle «das Erhabene dieser Gegend die Seele mit unnennbarem Reiz[5]». Auch Bilder standen ihm zur Verfügung, schrieb er doch z.B. von den im weit geschwungenen Wellengang der Hügel eingebetteten Giebeln des Emmentals: «Gleich dem Stern eines Linienschiffes bieten sich die hölzernen Paläste dieses Landes dar»[6]. Betrachtet man den prachtvoll runden und doch knappen Schwung seiner Handschrift, so wundert man sich nicht,

daß er in der Muße der Gefangenschaft auch hie und da zum Pinsel griff.

Das Ohr stand dem Auge an Wachheit nicht nach. «Dumpf wie Kanonendonner bei neblichtem Wetter...» tönten ihm die losgehenden Minen in den Salzstollen von Bex[7]. Über die Empfindung, die im Madrider Theater Fandango- und Kastagnettenklang in ihm auslöste, schrieb er: «Wie durch Zauber entrunzeln sich die tiefsinnigsten Stirnen, und jeder Zuschauer glaubt, Oberons Wunderhorn erschalle»; und über das Idiom seiner ehemaligen Feinde: «Majestätisch ist die spanische Sprache; energisch und volltönend, wie Musik, erquickt sie aus schönem Munde...[8].» Den Schwedinnen dagegen rühmte er nach: «Elles ont dans la voix quelque chose d'extrêmement gracieux»[9]. Er war auch später der nicht von allen Baslern ohne weiteres geschätzten Ansicht, es gehöre «wesentlich» zu einer Militärrekognoszierung und sei alter Reiterbrauch, «daß dem schönen Geschlecht gebührende Ehre gezollt werde[10]», und unterließ es nie, anzudeuten, was ihm auf diesem Gebiet irdischer Wohlgestalt an Erfreulichem zu Gesicht gekommen war. «Auf dem Wege von Bonneville, gerade unter dem alten Schlosse Faucigny, weckte mich eine kleine Savoyardin, welche den gleichen Weg zu machen hatte und ein Paar der schönsten Augen trug, die ich in meinem Leben gesehen habe, aus diesen düsteren Gedanken»[11], hieß es etwa. Oder man entdeckte auf der Hochebene von Überstorf beim Blitz «ein hübsches Kind; 18 Jahre, feurige schwarze Augen und Backen wie Rosen unter der gewaltigen Haarzüpfe, welche den Kopf umgürtet – und der rote, volle Vorstecker!...» Im Bernischen stieß man wieder auf «manch erfreuliche Weibsgestalt mit der schwarzen Jüppe und den schneeweißen Pfausärmeln[12]», und bewunderte auf dem Weißenstein neben den strategischen Perspektiven «auch aus alter Gewohnheit den Vordergrund in hübscher Solothurnertracht[13]». Aber auch in seinem Verhältnis zur Weiblichkeit treffen wir auf einen Tropfen Bitternis. In den Erinnerungen, einige Jahre vor seiner Heirat, bemerkte er einmal resigniert und zugleich zu Höherem sich unterwegs wissend: «...mais passons, car j'avoue

que chez moi l'amour n'a jamais jusqu'à présent été ce qu'on le décrit, sentiment ardent mais soutenu – cet oubli de soi-même – Un guerrier ne doit pas se laisser enlever à la gloire, ce seul sentiment m'a toujours dominé[14]».

Von seiner Gattin, der hübschen Base Nelly, die er im Herbst des Jahres 1820 heimführte, wissen wir kaum etwas. Einer der Briefe, die er ihr schrieb, ist noch vorhanden. Er wirft soviel Licht auf die gerade, frische und herzlich warme Art seines Gemüts, daß wir ihn in extenso anführen wollen:

«Lugern bei Schwarzenbach, 19. Augst 1824

Herzliebes altes Nelly,

Seit gestern morgen bin ich nun in Lugern eingezogen und schreibe Dir aus einem prächtigen eidgenössischen Zelt, das ich bewohne; Tag und Nacht gehts mit patrolliren, exerzieren, kanonieren und marschiren – zuweilen auch ein wenig donnerwettriren und durstiren, daß eine Freude ist. Mein Manege würde dir freilich nicht ganz gefallen und mein Hausrath ist ziemlich klein, wie du wohl denken kannst –, der Strohsack haltet sich prächtig und ist auf eine Pritsche gehoben worden, wegen der Feuchtigkeit; ein Feldtisch ist nebst Stuhl aus einigen Brettern zusammengeflickt worden, die große Kiste ist zum Schuhputztisch bestimmt und damit hat's es. M. Fuchs ist in einer Bretterbarake einquartiert mit vielen Kameraden und der brave Stürchler schläft neben mir, denn die Zelte welche ich bewohne ist doppelt, sehr geräumig und schön' – wenn nur s'Nelly drin wäre'! Auf allen Seiten wird um mich her gesungen, von muntern Appenzellern, Toggenburgern, Schaffhausern, Thurgauern und Glarnern; alles geht gut, wenns auch schon oft einen kleinen Sturm gibt und das beste ist, daß die ganze Herrlichkeit bald zu Ende geht.

Jetzt Gutnacht lieb Nelly, schloff wohl und gsund; I schrieb der noch emol ab mer furt ziehed – aber nur 1 mol denn s'schribe ist nit lustig im Lager und i muß scho gnug Papier versudle.

Mes complimans empressés à tous nos bons parents, freres, sœurs et amis. Je n'ai recu aucune lettre de toi depuis celle que Sturchler m'a apporté – *ne m'ecris plus*, adieu chere amie

Tout à toi *Hans*

Il est 10. heurs, il faut éteindre ma lumiere[15]. »

So schlug unter Wielands bisweilen recht martialischer Schale ein warmes Herz. Die Frauen und die Soldaten hatten ihn gern; manchem Feind kam seine ritterliche Mäßigung zugute, und wenn er freundlich grüßend und spassend durchs schweizerische Mittelland ritt, freuten sich die Landleute des schmucken Mannes[16]. Ein etwas eckiger, doch ursprünglicher Humor blitzt hie und da in seinen Schriften und Notizen auf. Zum Marsch durch die Cuenca hieß es etwa: «Je ne dois pas omettre de dire que nous passâmes dans le fameux Toboso, mais que probablement les Dulcinées ont disparu de cet endroit, ou de moins sensiblement enlaidies. Je n'y ai pas vu une figure supportable[17]. »

Ein Zug in die Weite war in ihm, eine unbändige Lust, den Ort zu verändern, die im Keime die Gefahr der Ruhelosigkeit in sich trug. Dazu eine rasch vorbrechende, zugriffige Art, die sich zur jäh aufwallenden Heftigkeit steigern konnte. Endlich die Gabe, sich der eigenen Begeisterung für eine gute Sache schwungvoll hinzugeben. «Le devoir commande – et le brave obéit – dans 24 heures mon paquet est fait – je fais des adieux à tout le monde, je m'amuse encore fort bien au bal et le lendemain matin je grimpe en Diligence pour me rendre au Dépôt[18].» Das Motiv, der ständige Aufbruch, kehrt wieder. «Nicht lange zu verweilen an einem Fleck, ist meine Lebensmaxime...[19]» bekannte er einmal selbst, und eine Urlust kam ihn an, wenn er ausziehen konnte. «Der Freund des alten und die Plage des neuen Soldaten, ein Tornister, ruhte auf meinen Schultern. Den Bergstock in der Hand, die genagelten Schuhe mit Gamaschen an den Füßen, die Feldflasche an der Seite und den Kopf voll hoher Gedanken über Freiheit und Vaterland, und wie dieselben

in zukünftigen Stürmen mannhaft erhalten werden müssen, trat ich die Wanderschaft an»[20]. So gestimmt, brach er 1822 auf; 1826 schmetterte der Hornstoß noch fröhlicher. «Diesmal geht's zu Pferd; frisch auf! – der alte Krummsabel muß auch mit und Sporen ersetzen die Kamaschen der Fußreise. Auf ächt militärische Art soll der Staub der Schreibstube vom Winterquartier abgepudert werden, und dazu eignet keine Jahreszeit sich besser als der Spätsommer, wo überall auf Gottes Erdboden, Feld und Flur, Wald und Wiese zur Herzerquickung für den Reisenden, mit süßen Früchten und wohlriechendem Duft, wie zur Parade ausgeputzt dastehen... Jeder seinen Schimmel und ein Hemd im Mantelsäckchen, vorn den Mantel aufgeschnallt; keine Bagage, keine Sorgen. Hinaus von dem Staub der Schreibstube, munter zur Reise. Die Pferde schnauben, die Glocke schlägt 5 Uhr und ein schöner, fröhlicher Morgen lacht uns an. Bald ritten wir zum Tor hinaus und bald war die Stadt Basel uns im Rücken[21].»

Wielands rasches, zu überstürztem Handeln neigendes Temperament hat ihm in Spanien mehrere Male fast den Kopf gekostet. Es gibt zwei Szenen, wie er in unbedachtem Zorn mit dem Säbel in einen drohenden Pöbelhaufen fuhr und nur knapp von der Wache herausgehauen werden konnte.

Den Schwung der Begeisterung, den wir angezeigt haben, löste besonders die Erinnerung an kriegerische Taten in ihm aus. «Ha, wackere Männer aus den Urkantonen, Bewunderung Eurer Asche!» konnte er auf dem Laupener Felde etwa losbrechen, und in solch gehobenen Momenten entsprach ihm Johannes von Müllers Emphase vollkommen. Man muß ihn sehen, wie er, dem Vaterland lobsingend, in den Morgen ritt. «Als Andenken hatte ich mir das von dem Zugerkontingent gebrachte Lied, betitelt: Das eidgenössische Feldzeichen, in mein Taschenbuch geschrieben und las es, statt dem Morgengebet oder der Frühmette, mit wahrer Begeisterung von dem Schimmel herab[22].»

In Wielands berechtigtem Mannes- und Soldatenstolz schwang mitunter ein Ton posierender Selbstbespiegelung mit, der be-

greiflich macht, daß es ein heikel Ding war, seinem hohen Selbstbewußtsein nahezutreten. Es soll dies nicht heißen, daß er ein unbescheidener Mensch gewesen sei. In den wesentlichen Bezirken gebrach es ihm durchaus nicht an Demut, dafür zeugt die sympathische Art, mit der er seine Schriftstellerei legitimierte und das unverdrossen strebende Bemühen nach Ausbau seines Wissens und Könnens. «Le 14 février 1791 fut l'heurex jour qui donna au monde l'être que j'appelle moi et que cependant je ne suis pas en état de définir.» «Sans me vanter, j'étais un des plus grands polissons qu'on pouvait trouver.» «Je peux le dire à ma grande satisfaction, je ne perdis jamais courage dans cette extrémité[23].» Diese Proben mögen etwa zeigen, was wir mit der verhaltenen Vanitas gemeint haben. Noch deutlicher wird sie anläßlich des Empfangs von General Amey durch Alexander in Paris. «Auch der aide de camp des letztern ward in das Zimmer des Kaisers geführt und der Selbstherrscher aller Reußen reichte beiden Kriegern seine Hand mit besonderen Zeichen von Freundschaft. – Die Tapfern aller Nationen sind sich verwandt und schätzen sich gegenseitig, wenn sie sich einander auf dem Kampfplatze kennengelernt haben[24].»

Mit der ihm eigenen Ritterlichkeit verband Wieland ein empfindliches Gerechtigkeitsgefühl, das sich in den Monaten vor seinem Tode, inmitten vieler Anfechtung, zu einem fast krankhaften Hunger nach Recht steigerte. Er hat den Engländern nie verziehen, daß man ihn nach einer ehrenvollen Kapitulation lange Zeit wie einen Verbrecher behandelte, und er hat oft bittere Bemerkungen über die «nation perfide» fallen lassen. Er liebte das Florettspiel eines fairen Streitgesprächs, alles Pöbelhafte, Unritterliche aber war ihm im Grunde verhaßt. «Zu schimpfen um eine Meinung zu verteidigen, jemanden öffentlich zu beleidigen, dessen Ansichten man zu widerlegen sucht, ist eine Niederträchtigkeit...» konnte er zürnen[25].

Der die Luft der großen Weite geatmet hatte und den Orten nahegestanden war, wo es um der Menschheit große Gegenstände ging, seufzte bisweilen in der Enge der heimischen Verhältnisse und glaubte verzagen zu müssen am kurzen Blick und

am Kleinmut seiner Mitbürger. Dann zog er sich zu seinen Helden zurück und spottete mit ihnen über das ängstliche Treiben der allzu Seßhaften. «... L'habitude d'une vie paisible et reglée prépare si mal aux chances multipliées du hazard, qu'on se soumet plus volontiers à la mort qui vient avec méthode, qu'à la vie avantureuse», höhnte er mit Friedrich dem Großen und rief hochgemut mit ihm aus: «Derjenige soll noch geboren werden, dem alles glückt! Entwerft ihr nur kleinliche Pläne, die Mittelmäßigkeit bleibt Euer Erbteil! Wenn aber von zehn großen Dingen, welche ihr unternehmt, nur zwei gelingen; Euer Name ist der Unsterblichkeit würdig[26].»

Die zutageliegenden Schichten seiner Weltanschauung – zu den tieferen fehlt uns der direkte Zugang – trugen das allgemeine Gepräge der sich aufgeklärt nennenden Zeit, Rousseaus und Johannes von Müllers Ideale vom Segen und der Kraft des alten, unverdorbenen Lebens und den antiklerikalen Zug der Revolution. «Dies waren meine Gedanken, als ich an einem herrlichen Abend in dem Dorfe Motiers ankam, und durch das Andenken des großen Rousseaus, welcher diesem Aufenthalt einige Ruhe vor seinen Verfolgern dankte, noch mächtiger ergriffen ward[27]», erzählte er. Von einem neuen Verständnis für die ferne Vergangenheit spürt man noch nichts. «Da wo einst die Gebieter hauseten», meditierte er vor den Ruinen der Burg Falkenstein, «welche das Volk unter der Fronpeitsche hielten und mit manch bitterer Träne ihre festen Nester durch arme Vasallen erbauen ließen, da haben jetzt der Uhu und die Eidechse ihren düsteren Wohnsitz aufgeschlagen, und drunten im Thale, in den Hütten des Volkes, wohnt heutzutage Freiheit und bescheidenes Glück. Vergesset nie dieses Bild, ihr Mächtigen der Erde! Und ihr, ihr Nationen, lernet eure Stärke kennen...»[28]. Der geldgierige Fremdenbetrieb im Tal von Chamonix war ihm ein Greuel[29]. Dagegen lobte er sich den kleinen Mann in Norwegen. «C'est envers eux, comme dans tous les pays de montagne pauvres, ou l'hospitalité et la bonne fois semblent s'être réfugiées pour fuir les régions occupées par les égoistes qui se disent des hommes civilisés afin de se distinguer des enfants non

und heimzukehren. Vom Offizierskorps des Regiments waren «46 Mann todt und gefangen, 20 blessiert und noch anwesend». Das apokalyptische Erlebnis des Rückzugs hatte ihn zu bewegen vermocht, einen Stand zu verlassen, den er als vertiert empfand. Wenn er aber an die Möglichkeiten dachte, die ihm die Heimat bieten konnte, sah er schwarz. «Ich gestehe», schrieb er an seine Zürcher Freunde, «daß ich vom Militärstande in der Schweiz für mein Fortkommen keine großen Hoffnungen hege, wird derselbe doch von den jungen Leuten gewöhnlich nur als ein Mittel zur Belustigung, von deren Eltern als das Grab aller guten Sitten angesehen und halten doch die Regierungen die Militärausgaben für mehr oder minder überflüssig[32]».

Wieland waren die Schrecken des Winterfeldzugs erspart geblieben; ein Armeebefehl hatte ihn verhindert, nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft von Hamburg über Berlin und Königsberg direkt zu seinem Korps zu reisen. Seine militärische Karriere fing recht eigentlich im Frühjahr 1813 an, just im Moment, da das Schlachtenglück endgültig von seinem Kriegsherrn abzurücken begann. Ihn bedrückte keine Kriegsmüdigkeit. Durch die jahrelange Gefangenschaft unerträglich gespannt, gedachte er jetzt endlich los- und emporzuschnellen. Der Zusammenbruch des Regimes, dem er diente, traf ihn hart. Zwar war es nicht des Kaisers oder Frankreichs Sache, um die er trauerte. Aber die Armee, deren Schicksale er geteilt und in deren Reihen er dem Ruhme zu begegnen gehofft hatte, trat vom Schauplatz ab; das Element, in dem seiner Natur Erfüllung geworden war, verebbte, spürbar und für immer.

Sein äußeres Verhalten von 1814–1816 haben wir im ersten Abschnitt skizziert. Was in ihm vorging, ist schwer zu ergründen. Es muß in diesen Monaten und Jahren eine große Niedergeschlagenheit auf seiner Seele gelastet haben, eine Depression, die ja in den einleitenden Worten zu seinen Erinnerungen deutlich anklingt. «Um sein Bürgerrecht als Schweizer nicht aufzugeben...[33]» habe er den französischen Dienst verlassen, schrieb er später, und ein andermal, schon etwas wirr und nahe der Agonie: «Mit Säbelhieben auf dem Kopf und rotem Band

an der Brust, kam ich im Spätjahr 1815 infolge der zweiten Katastrophe nach Basel zurück, mit Beibehaltung des halben Soldes meines Grades aus Frankreich und wohl einsehend, daß nur unter Napoleon mein Bleiben in französischen Diensten mit gutem Herzen statthaben könnte und daß ich besser tun würde, solche dem eigenen Vaterlande zu widmen, wählte ich diese letzteren ehrenvoll und zog[34]». Rief ihn ein Gefühl sittlicher Verpflichtung in die Vaterstadt zurück? Trieb ihn die Resignation heim, als der Kriegsherr, dem auch er verfallen war, versank? Oder kam er nur, um abzuwarten, mit dem Willen, bei geklärter Lage wieder einer fremden Fahne zu folgen[35]? Wir wissen es nicht. Sicher sah er die Möglichkeiten, die der Stand Basel oder die Eidgenossenschaft einem Offizier zu bieten hatte, nicht rosiger als sein Zürcher Kamerad.

Erst der Bundesvertrag von 1815 und die Militärorganisation von 1817, die der Entwicklung des eidgenössischen Wehrwesens eine solide Grundlage schufen, gaben mit vielen andern ähnlich Betroffenen auch Salomon Hirzel und ihm wieder festen Boden unter den zaudernden Fuß. Er gab es auf, den Blick starr auf die zerbrochenen Hoffnungen zu heften, erhob sich und sah die neue Aufgabe, die anspruchsvoll genug war, um seinen ungestümen Drang nach Wirksamkeit ganz auszufüllen. Rückblickend erklärte er später immer, er sei mit dem Entschluß aus Frankreich zurückgekehrt, sich dem eigenen Lande zu widmen. Wir glauben aber bezweifeln zu müssen, daß jener Entschluß schon damals fest geformt in ihm lag. Gewiß war es mit die Gewalt der Verhältnisse, die sein Steuer in den Jahren 1815–1818 langsam herumlegte. Prachtvoll sind dann allerdings die Hingabe und die Energie, mit der er sich ans Werk stürzte, als einmal der neue Kurs festlag. Hören wir ihn selbst, wie er vom Augenblick erzählt, da er seinen neuen Weg ins Auge faßte und sich die Ziele steckte.

«Also, wo finde ich Anleitung zum Unterricht in den schweizerischen Militärverhältnissen? – Wo Gelegenheit zur Ausbildung im eidgenössischen Dienst? – Wir besitzen als militärische Vorschriften bloße Reglements und im historischen Fach bloß

alte Chroniken und Geschichtsbücher über frühere Kriegsereignisse; über die jetzige militärische Lage der Schweiz, über das Verteidigungssystem, das ihr frommt, über die eigentümliche Taktik der Schweizer Streitkräfte und über die jüngsten Kriegsbegebenheiten forscht der wißbegierige Offizier vergebens nach genügender Auskunft, weil nur zerstreute Spuren davon in partiellen Vorschlägen und – zum Teil – in ausländischen Schriften vorhanden sind... Wohlan, dachte ich, das Eis muß gebrochen, die wichtige Angelegenheit dem Schweizer Volk ans Herz gelegt und mittelst Studien der gewünschte Unterricht erlangt werden; Reisen, praktische Übungen, theoretische Nachforschungen und geschichtliche Quellen mögen dann ferners die Augen öffnen, das Terrain bekannt machen und über Nationaltaktik und Verteidigungssystem Aufschluß geben. Durch Arbeit allein gelangt man zu einem Resultat, und ist einmal der Gedanke klar im Kopf, so fließt er freudig aus Mund und Feder»[36].

So fuhr er, nach Überwindung der großen Flaute, mit brausendvollen Segeln in die eidgenössischen Gewässer ein.

V. DIE EIDGENÖSSISCHE WEHRHAFTIGKEIT IN DEN JAHREN DER RESTAURATION

Die Grundlagen zu dem, was seither die schweizerische Armee geworden ist, wurden in einem Zeitpunkt äußerer Schwäche, unter ausländischem Druck sogar, gelegt und in einer Epoche entwickelt, die unter der Überschrift «Bevormundung durch die Kongreßmächte» in unserer Geschichtsschreibung eingegangen ist. Der Gedanke eines gemeineidgenössischen, von einer, den souveränen Orten übergeordneten Stelle geleiteten Wehrwesens, der im alten, mühsam errichteten, allmählich abbröckelnden und über Nacht zerborstenen Defensionalsystem ein erstes Mal nur schattenhaft verwirklicht worden war, vermochte unter dem Druck der unmittelbaren Erinnerung an die tödlichen Gefahren, welche die napoleonische Zeit über die Schweiz gebracht hatte, im Bundesvertrag von 1815 und im Militärreglement von 1817 feste Gestalt anzunehmen, der Idee einer engeren *politischen* Föderation auf dem Wege der Verwirklichung sogar ein gutes Stück vorausschreiten und sozusagen Vorspann zu werden für den langsam und schmerzhaft reifenden Zusammenschluß.

Es kann sich im Rahmen der Aufgabe, die wir uns gestellt haben, nicht darum handeln, die Wurzeln des Defensionalsystems bis hinab zum Sempacher Brief bloßzulegen, die Idee vom *einen* Wehrwesen bis zum Zusammenbruch der alten Schweiz heraufzuführen, den fahrigen Militärbestrebungen der Helvetik und dem krausen Schicksal ihrer Truppen nachzugehen, Gedanke und Gestalt der Mediationsarmee und ihrer Grenzbesetzungen im Detail zu verfolgen, zu schildern, wie und warum die eidgenössischen Kontingente 1814 den alliierten Heeren den Durchpaß ohne Schwertstreich räumten und sie 1815 den sonderbaren Weg nach Hochburgund zu begleiten. Wir müssen, obwohl dies gerade militärisch hochinteressant sein könnte, darauf verzichten, überall dabei zu sein, wo in jenen Jahren um die äußere Form des schweizerischen Hoheitsgebiets und um den politischen Gehalt der Eidgenossenschaft an Europas grünen Tischen verhandelt wurde. Die Entstehung des Bundesvertrags,

die Atemnot der eidgenössischen Souveränität unter der Pression der heiligen Allianz, den durch Mißwachs und ohnmächtig erduldeten Prohibitivkrieg verursachten Krückengang der eidgenössischen Wirtschaft, streifen wir kaum. All dies ist anderswo dargestellt[1]. Auch die äußere Geschichte der Armee in den Jahren 1815–1830 liegt in den Hauptzügen vor. Was diese äußere Geschichte betrifft, beschränken wir uns darauf, an Hand der vorhandenen Darstellungen Entstehung, Programmgehalt und Realisation der neuen Kriegsverfassung so knapp als möglich zu skizzieren. Woran uns viel mehr liegt, ist, den Kampf der Geister um die Wehrhaftigkeit des Schweizervolkes überhaupt, um die bewaffnete Neutralität und um die materielle Form ihrer Verwirklichung aufzuzeigen, das geistige Klima nachzuempfinden, das jene schreibenden Offiziere umgab, in deren Mitte Wieland trat, und jene Forderungen und Gegenansichten im status nascendi zu fassen, deren fruchtbare Spannung künftig die Entwicklung des eidgenössischen Wehrwesens trug.

Übergang von der alten zur neuen Kriegsverfassung[2]

Die Kriegsverfassung der restaurierten Eidgenossenschaft war kein Werk spontaner Eingebung, sondern das Produkt einer folgerichtigen Entwicklung aus nahen und ferneren Ansätzen. Seitdem man 1647 im Wiler-Defensional versucht hatte, auf der Basis von verpflichtend festgelegten Ortskontingenten eine eidgenössische Armee von dreimal zwölftausend Mann zu schaffen, deren Partikel so geartet sein sollten, daß sie zu einem taktisch brauchbaren Schlachteninstrument zusammengefaßt werden konnten, und der ein gemischter Kriegsrat vorstand, war die Idee eines einheitlichen Schweizerheeres auf dem Marsch. Die Badener Tagsatzung von 1668, die den Wiler Plan präzisierte, und spätere Tagleistungen der Kriegsräte und höherer Offiziere, an denen über neue Ausrüstungs- und Einteilungsbestimmungen sowie die Errichtung einer gemeinsamen Kriegskasse verhandelt wurde, kamen zwar zu keinen kraftvollen Resultaten. An der Tatsache, daß das Defensionale seit 1677 durch den Rücktritt

einzelner katholischer Kantone vom eidgenössischen Vertrag zum Konkordat degradiert war, vermochte die Sanktion der Wiler-Beschlüsse durch die Tagsatzung im Schirmwerk von 1702 faktisch nichts mehr zu ändern[3]. Im Schoße der Helvetischen Militärgesellschaft aber wurde z.B. noch kurz vor dem Zusammenbruch über «Provision, Munition und Equipage eines gemeineidgenössischen Truppen-Corps» diskutiert. Doch scheint man kaum mehr an eine Verwirklichung des Geplanten geglaubt und das militärische Gespräch recht akademisch geführt zu haben; so heißt es einmal im Protokoll: «Der Entwurf, ein reitendes Artillerie-Corps zu errichten, diente ihr (der Gesellschaft) zu einem Gegenstand angenehmer Unterhaltung[4].»

In der Helvetischen Verfassung vom 28. März 1798 wurde der uralte Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht von der Revolution ausdrücklich erneuert: «Jeder Bürger ist ein geborener Soldat des Vaterlandes.» Sie sah die freiwillige Werbung von Soldtruppen vor und regelte auf dem Papier die Bildung kantonaler Auszügermilizen und Nationalgarden. In der helvetischen Legion, die das Direktorium zu seinem eigenen Schutz in der Stärke von 1500 Mann aufstellte, erstand der Schweiz ihre erste und einzige stehende Armee. Wichtig für später wurde das Gesetz vom 13. Dezember 1798, in dem in jener geometrischen Manier, die der Zeit so flink zu Gebote stand, die Organisation der helvetischen Miliz an die Hand genommen wurde. Es sah eine obligatorische Dienstpflicht vom 20. bis zum 45. Altersjahr vor. Auf Verheiratete wurde nur zum Auffüllen gegriffen. Bewaffnung und Bekleidung gingen auf Kosten des Mannes. Die kantonalen Kontingente verschwanden. Das Land wurde schematisch in acht Militärkreise zu je acht Bezirken aufgeteilt. Jeder Kreis hatte 1000 Mann Auszug und 2000 Mann Reserve in Kompagnien zu stellen. Die Rekrutierungs-, Ausrüstungs- und Instruktionsbehörden bestanden in den Generalinspektoren der Kreise, den Bezirkskommandanten und den Trüllmeistern der Gemeinden. Das Bild einer großen, straff und zentral geführten nationalen Armee, das hier schemenhaft auftauchte, zerrann aber rasch wieder. Die gut 20 000 helvetischen Milizen, die mit der

helvetischen Legion im Frühjahr 1799 der Armee Massénas beigegeben wurden, schlugen sich zum Teil zwar tapfer, wurden im Verlauf des Rückzugs jedoch derart desorganisiert, daß man sie auseinanderlaufen lassen mußte. Enttäuscht wandte sich das Direktorium von der Idee einer nationalen Miliz ab, schuf wieder ein stehendes Korps, dekretierte eine Militärschule für Offiziere und Unteroffiziere, ließ ein Projekt das andere jagen und gebar nichts Lebensfähiges. Die Verfassungen vom 24. Oktober 1801 und vom 2. Juli 1802 drückten sich über die Kriegsverfassung, «diese schwächste Schöpfung der Helvetik[5]», nur allgemein und vage aus. Es mag neben seinem Truppenhunger sein Instinkt für das der Eidgenossenschaft Gemäße gewesen sein, der Napoleon in St. Cloud der Konsulta raten ließ, von einem stehenden Söldnerkorps abzusehen.

Bei den Beratungen der helvetischen Militärverfassungen «fehlten», ist gesagt worden, «die kompetenten militärischen Richter, die beim Defensionalwerk und dem eidgenössischen Militärreglement von 1817 ihre maßgebende Stimme geltend machen konnten[6]». In den Räten der Mediation kamen die Fachleute wieder zum Wort, und sofort erhielten die militärischen Organisationsversuche ein viel realeres Gesicht. Artikel 2 der Verfassung sah ein Heer von 15 203 Mann vor und übertrug der Tagsatzung, den Oberbefehlshaber zu wählen und die aufzubietenden Bestände festzusetzen. Am 7. Juli 1803 erklärte die Tagsatzung, die Hebung der Einheitlichkeit in der Armee sei eine nationale Lebensfrage. Der Landammann ernannte eine Militärkommission, die sich sofort an die Ausarbeitung von Vorschlägen machte. Man plante die Errichtung eines eidgenössischen Generalstabs, einer Kriegsschule und eines gemeinsamen Kriegsschatzes. Im Juli 1804 wurde auch richtig ein Generalstab eingesetzt. Er tagte nicht ständig, hatte keine Inspektionsbefugnis bei den Kantonen und wirkte lediglich als militärische Mittlerinstanz zwischen dem Landammann und den Ständen. Im Allgemeinen Militär-Reglement für den Schweizer Bundes-Verein von 1804[7] wurde die kommende Entwicklung schon weitgehend vorgezeichnet. Zweck des in sieben Legionen eingeteilten 15 000-

Mann-Heeres waren darnach Schutz und Trutz gegen den äußern und den innern Feind. Es sollte «die Nachteile, welche mit einem jeden Militär-Föderativ-System verbunden sind» durch größtmögliche Gleichförmigkeit ausgleichen (Art. 2). Die Kontingente mußten zu taktischen Körpern zusammenschweißbar sein, und die Kantone sollten ihrem Charakter gemäß zur Spezialisierung angehalten werden (Art. 3). Bei einer eidgenössischen Bewaffnung «hören» die Kontingente «gleichsam auf, Kantonstruppen zu sein» (Art. 4). Es waren ein Generalstab, ein Oberkriegskommissariat und ein Oberquartiermeisterstab oder Feldingenieurkorps für topographische und fortifikatorische Arbeiten vorgesehen (Art. 5, 6, 8). Die Disziplin sollte streng, aber «wahrhaft republikanisch und dem Nationalcharakter der Schweizer angemessen» sein. Truppen in eidgenössischem Dienst unterstanden eidgenössischer Justiz (Art. 9). Der Schwerpunkt der Ausbildungsvorschriften ruhte auf den Funktionen der leichten Infanterie und der Scharfschützen (Art. 10). Den Kantonen war erlaubt, die für die Offiziersausbildung so wichtigen gemeinsamen Übungen in größeren Verbänden abzuhalten (Art. 11).

1807 trat als Ausfluß der Erfahrungen in der Grenzbesetzung von 1805 das Allgemeine Militär-Reglement der Eidgenössischen Kontingentstruppen[8] in Kraft, das die Vorlage von 1804 teils verwässerte, teils durch Ausführungsbestimmungen ergänzte. Wie vorsichtig mit den Kantonsregierungen umgegangen werden mußte, kann etwa aus dem Vorbericht einer Vorschrift entnommen werden, in dem es hieß: «Es läßt sich daher mit Grund erwarten, daß die sämtlichen Hohen Stände ein allgemeines Reglement über diese Gegenstände mit Vergnügen aufnehmen[9].» Die hohen Stände schalteten und walteten denn auch ziemlich unabhängig von den zagen Wünschen der schwachen Zentralgewalt und hüteten sich, vor den Augen des soldatenfressenden Molochs allzuviel Wehrkraft zu entfalten. Die Vorschläge für eine eidgenössische Militärschule, einen Kriegsschatz und ein Strafgesetzbuch fielen unter den Tisch oder wurden verschleppt. Nach der Mobilmachung von 1809 verhinderte

die Scheu vor Frankreich und der Widerstand der Kantone wieder, eine wirksame Reform zu unternehmen. Erst nach der Grenzbesetzung von 1813 kam die Sache, zum Teil von ausländischer Seite beschleunigt, in Fluß.

Die diplomatische Kommission der langen Tagsatzung, in der Wielands Vater saß, entwarf unter dem Einfluß einer Denkschrift Capo d'Istrias, zu der dieser sich durch einen Plan Renggers hatte inspirieren lassen, ein Verfassungsprojekt, das die allgemeine Wehrpflicht, ein eidgenössisches Kontingent von 30000 Mann, das Inspektionsrecht der Tagsatzung, einen zahlreichen Generalstab und einen aus Zöllen genährten Kriegsschatz vorsah. Es vermochte keine Mehrheit zu erreichen. Seine militärischen Richtlinien wurden aber in einen neuen, föderalistischen Entwurf übernommen und in diesem Rahmen am 9. September 1814 genehmigt. Wo man tatsächlich stand, zeigte das Fiasko des eidgenössischen Feldzugs von 1815. In 4 Divisionen, 12 Brigaden, 67 Bataillonen Infanterie, 20 Kompagnien Scharfschützen, 22 Abteilungen Artillerie mit 108 Geschützen und in 7 Kompagnien Kavallerie vereinigte die Armee des Generals von Bachmann die imponierende Zahl von 40 669 Mann und 2871 Pferden. Was dieses kaum operationsfähige Konglomerat an militärischer Schlagkraft in sich barg, zeigt die Antwort, die der Generalstabschef Finsler den Drängern gab, die ihn ersuchten, weitere Reserven mobil zu machen. «Was nützt uns die Zahl», sagte er, «wenn sie zu nichts brauchbar ist als um Rationen zu verzehren[10]?».

Die Helvetik hatte den alten Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht dem modernen Bewußtsein wieder vertraut gemacht und das Schema einer mächtigen, streng pyramidal gestuften Nationalarmee an die Wand gezeichnet. Die Mediation hatte es, in Weiterentwicklung der Grundsätze des Defensional-Systems unternommen, eine Wehrverfassung zu schaffen, die imstande war, das förderative Prinzip mit den militärischen Erfordernissen von Einheitlichkeit und Zentralisation nützlich zu verbinden. Wohl war es gelungen, respektable Truppenmassen auf die Beine zu bringen, aber eine eidgenössische Armee, die diesen

Namen zu Recht trug, gab es noch nicht. Ausrüstung, Bewaffnung, Ausbildung blieben so heterogen als je. Die Schöpfung eines starken Oberkommandos war nicht gelungen, und an gemeinsamen, richtungweisenden taktischen und operativen Gesichtspunkten, nach denen die kantonalen Kontingente zu einem Heere hätten zusammengesetzt und geführt werden können, gebrach es schmerzlich. Der aus Emanuel Friedrich von Fischers Feder stammende Bericht General Niklaus Franz von Bachmanns über die eidgenössische Bewaffnung von 1815 gibt wahrscheinlich das aufschlußreichste Bild der geistigen und materiellen Verhältnisse im Moment, da man sich zur kraftvollen Durchführung der neugeplanten Kriegsverfassung aufraffte[11].

Der Zusammenbruch des alten Staates und die ihm folgende Periode fremder Bevogtung wurden als bittere Lehren empfunden. «Schwer sind auf unser Vaterland die Folgen der eingerissenen Planlosigkeit gefallen...» «...Wenige Jahre zehrten die Frucht der blutigen Anstrengungen vieler Generationen auf. Langsam nur hatte das erste Gebäude aufgeführt werden können; noch langsamer wird die Wiederaufführung desselben aus den gleichen Materialien möglich sein.» Auch die währende Bedrohung der Gegenwart sah man deutlich. «Wir dürfen uns nicht verhehlen, die uns neuerdings zugesicherte Neutralität beruht dermalen noch nicht auf ihrem wirklichen festen Stützpunkte: Achtung für unsere Nation und für ihre Kraft.» Zum bösen Andenken an die vergangene und zum Bewußtsein der gegenwärtigen Gefahr gesellte sich die schlimme Erfahrung des eben ruhmlos zu Ende gegangenen eidgenössischen Feldzugs. Schwer fiel die Kritik über das Erlebte. Wirkliche Führung hatte gefehlt. «Denn nicht entgehen kann es, daß eben der Augenblick, wo die aus 22 souveränen Staaten zusammengesetzte Eidgenossenschaft in den Fall kommt, einen entscheidenden Entschluß zu nehmen, gewöhnlich auch derjenige sein muß, in welchem alle sonst vielleicht schlafenden Partikularinteressen geweckt werden und in ihrer gegenseitigen Reibung die allgemeine Kraft aufzehren, so daß man da, wo ein einmütiger

kräftiger Wille geäußert werden sollte, ängstlich in dem Mittelweg herumirrt, zu dem sich allenfalls die entgegengesetzten Tendenzen herumbiegen lassen mögen.» Als einziges Mittel gegen die Zersplitterung erschien die gemeinsame Basis eines festen Wehrsystems, die künftige Garantie «einer wachsamen, getreuen und ununterbrochenen Aufsicht von *einem*, gleichen und nämlichen Standpunkte aus...».

Die Kaderfrage hatte sich als entscheidend erwiesen und wurde, besonders im Zusammenhang mit der Disziplin, eingehender als alles andere besprochen. «Unter zehn Straffällen größerer oder umgreifender Art sind gewiß neun auf Rechnung der Offiziere zu setzen», begann die Selbstanklage. Es wurde genau erkannt, daß der menschlichen und fachlichen Qualität des Offiziers gerade im Milizheer höchste Bedeutung zukomme. «Seine Pflicht ist bei den Milizsoldaten ausgedehnter und schwieriger, wie häufige Erfahrungen es beweisen. Persönliches Ansehen muß ihm zu derjenigen Achtung verhelfen, welche sonst der Soldat für das Port d'Epée hat, deshalb muß er in allen Teilen der Lehrer des Soldaten sein können.» Das Fehlen ständig im Dienste stehender Stabsoffiziere und der dadurch bewirkte Mangel an Führern von Bildung und Format wurde hart empfunden. «Die Neigung der Milizen zur Verdächtigung ihrer Obern und ihr eigener Mangel an Erfahrung erfordert bei den Korpskommandanten eine Entschlossenheit, Festigkeit und Konsequenz in den Befehlen, welche nur durch wahres und wohlbegründetes Selbstvertrauen erweckt werden kann.» Zerknirscht gestand man ein, «daß nur die Wenigern im Falle eines ernstlichen Angriffs gleich im Anfang den Forderungen des Dienstes hätten entsprechen können.» Zudem habe der gewaltige Papierkrieg, den die Armeeleitung mit Tagsatzung und Kantonen, zusammen 23 Stellen, ständig zu führen hatte, die Stäbe verhindert, sich um die eigentlich militärischen Belange hinreichend zu kümmern. An den Verhältnissen von Ersatz, Nachschub und Sanitätswesen wurde schärfste Kritik geübt. Konkret schlug man vor, solide Auszugskontingente und Landwehrformationen aufzustellen, eine zentrale Offiziers-Erziehungsanstalt zu errichten,

die eidgenössischen Truppen in periodischen Zusammenzügen zu taktisch verwendbaren Körpern zu schmieden, eine ausgedehnte, auch finanzielle Rüstung und Vorratshaltung zu betreiben und einen permanenten Stab einzusetzen, von dem u.a. verlangt wurde, «er müßte alle Positionen des Landes kennen, Denkschriften und Materialien aller Art darüber sammeln, so daß kein Punkt wäre, auf welchen man im Notfall unvorbereitet zu stehen käme.»

In beschwörendem Tone wurden die eidgenössischen Magistraten ermahnt, nicht blind zu bleiben gegenüber den drohenden Zeichen der Stunde. «Die militärische Rüstung ist die vornehmste, die bestimmteste und zugleich die deutlichste Forderung der Zeit; sollte sie einzig nicht erfüllt werden, während alle andern Staaten sie unverwendet im Auge behalten?» An die besten Saiten der überkommenen Regierungstradition wurde gerührt, die Demut staatsmännischer Verantwortung dem illusionistischen Zeitgeist entgegengehalten: «und wenn wir nur gleich redlichen Hausvätern der nächsten Generation überliefern wollen, was uns noch anvertraut ist, damit bei dem Abtreten der jetzigen Vorsteher dieselben an den Herrn aller Staaten, der uns so wunderbar gerettet hat, Rechenschaft über ihre Verwaltung zu geben bereit seien, so muß nicht der spielerische Egoismus unserer Tage die Zukunft aufzehren...» Endlich klang in dem Bericht ein erwachendes Selbstbewußtsein mit, eine frisch aufbrechende Entschlossenheit, die zur Aktion drängte und sich sehnte, diesmal den Bau haltbar und würdig zu wölben. «Uns selbst sollen wir die Zukunft verdanken, wenn wir auf unseren Bergen und in unseren Tälern frei und geachtet, zufrieden und glücklich, mutig und sicher wohnen wollen. Nicht von wandelbarer, fremder Konvenienz soll uns ein Überrest oder ein Schatten der Unabhängigkeit zugemessen werden; nicht besorgt, bange und kleinlicht sollen wir erflehen, was das wohlgerüstete Schwert uns sichern soll, wenn – ein entschlossenes Volk – wir allen zeigen, daß bei uns nichts zu gewinnen ist, daß ein Angreifender im glücklichsten Falle nichts erwerben kann, als ein gemeinschaftliches Grab.»

Die Militärorganisation von 1817[12]

Die neue Kriegsverfassung, dieses kräftigste Geschöpf des restaurierten Staatenbundes, wurde nicht leicht geboren, so daß, als sie zustandegekommen war, ihr englischer Protektor Stratford Canning von einem «Wunder» sprach und ihr preußischer Befürworter, Justus von Gruner, der Tagsatzung von 1817 ein «unsterbliches Verdienst» nachrühmte[13]. Der Bundesvertrag vom 7. August 1815 schrieb den Kantonen zum Schutz der gegenseitigen Gewährleistung von Verfassung und Gebiet und zur Behauptung der Neutralität die Stellung von, nach Zahl und Reichtum gestuften, Truppen- und Geldkontingenten vor. Die Forderung von zwei Kontingentssoldaten auf 100 Glieder der Bevölkerung ergab eine eidgenössische Armee von 32 886 Mann. Die für später wichtigste Verfassungsstelle lautete: «Die Tagsatzung trifft alle erforderlichen Maßregeln für die äußere und innere Sicherheit der Eidgenossenschaft. Sie bestimmt die Organisation der Kontingentstruppen, verfügt über derselben Aufstellung und Gebrauch, ernennt den General, den Generalstab und die eidgenössischen Obersten. Sie ordnet, im Einverständnis mit den Kantonsregierungen, die Aufsicht über die Bildung und Ausrüstung des Militärkontingents an[14].» Der Vorort, den die Tagsatzung beauftragte, durch Experten die Ausführungsbestimmungen zu diesen Grundartikeln zu entwerfen, setzte eine Kommission ein, deren markanteste Köpfe Finsler, von Fischer und der Glarner Cosmus Heer waren und die unter dem frischen Eindruck des Berichts über den Feldzug von 1815 und einer Denkschrift Cannings, in der ähnliche Gedanken verfochten wurden, Ende Januar 1816 in Zürich tagte.

Die Tagsatzung des folgenden Sommers vermochte zwei bedeutsame Entschlüsse zu fassen. Nach Überwindung zäher Friktionen kam ein Zwölfermehr für die Aufstellung einer Militär-Aufsichts-Behörde zustande. Zu ersten Trägern dieser ersten kompetenten überkantonalen Instanz wurden gewählt: Finsler als Chef des Quartiermeisterstabs, Heer als Oberkriegskommissär, dazu die Obersten Göldlin und Guiguier de Prangins.

Auch die vorgeschlagene Kriegskasse konnte verwirklicht werden und bildete fortan, gespiesen aus kantonalen Beiträgen, aus den Erträgnissen einer von den Grenzkantonen erhobenen Luxussteuer und aus einem Teil der Gelder, die der Eidgenossenschaft durch das Pariser Protokoll vom November 1815 zugesprochen worden waren, «die ersten Bundesfinanzen[15]». Eine neue Kommission, der Landammann Heer und die Obersten Luternau, Füßli und Göldlin angehörten, arbeitete im Laufe des Jahres 1816 die Einzelheiten eines Militärreglements aus. Es gelang bis zur Tagsatzung von 1817, die Zustimmung der meisten Stände zu erhalten, und am 20. Juli 1818 war über die neue Kriegsverfassung vollständige Einstimmigkeit erzielt.

Das Allgemeine Militär-Reglement für die schweizerische Eidgenossenschaft beschrieb als Zweck der Streitkräfte «Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes und dessen Neutralität zu verteidigen[16]». Es setzte einleitend grundsätzlich die allgemeine Wehrpflicht fest – «nach angeerbter Verpflichtung ist jeder waffenfähige Schweizer Soldat und verpflichtet, zur Verteidigung des Vaterlandes Kriegsdienste zu tun» –, griff aber praktisch nur auf einen Teil der verfügbaren Wehrkraft. An Heeresklassen unterschied er Auszug, Reserve und Landwehr und definierte diese folgendermaßen: «Es soll demnach der gesamte Auszug aus der streitbarsten Mannschaft bestehen, und alle zu demselben gehörigen Truppen sollen vollständig organisiert, gerüstet und zum Dienste gebildet sein. Die Reserve soll vornehmlich aus der Mannschaft, die ihre Auszügerdienstzeit vollendet hat, überhaupt denn aus streitbarer, nach gleichen Grundsätzen wie der Auszug geübter und ausgerüsteter Mannschaft bestehen.» «Die Landwehr besteht aus aller wehrhaften und gerüsteten Mannschaft, die nicht zum ersten Auszug oder zur Reserve gehört.» Sie sollte erst «im Fall der Not des Vaterlandes» aufgeboten werden. Man dekretierte also ein Heer von zweimal 33 758 Mann und ließ die Frage von Organisation und Bewaffnung eines dritten, des Massenaufgebots, vorläufig offen. Der Auszug setzte sich aus 217 Kompagnien Infanterie, 20 Kompagnien Scharfschützen, 11½ Kompagnien Kavallerie, 24 Kom-

pagnien Artillerie, 2 Kompagnien Sappeurs und 1 Kompagnie Pontonniers zusammen, und die Reserve war ähnlich aufgebaut. Diese Truppenteile sollten als Ganzes eine sinnvoll gegliederte Armee ergeben. Die Kantone waren verpflichtet, ihre beiden Kontingente ständig in voller Kriegsbereitschaft zu halten. Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung war ihnen, gemäß eidgenössischen Weisungen übertragen. «Die Mannschaft aller Waffen rückt vollkommen gleichförmig bewaffnet, gebildet und gerüstet zum Bundesheer.»

Das Kadergerippe der Armee bildete der eidgenössische Generalstab, dem im Frieden die Militäraufsichtsbehörde entnommen wurde und der im Krieg den General, den Kriegsrat, den Armeestab sowie die Divisions- und Brigadestäbe stellte. In normalen Zeiten umfaßte dieser Generalstab den Oberstquartiermeister, den Oberstartillerieinspektor, den Oberstkriegskommissär, ferner 12–24 eidgenössische Obersten und Oberstleutnants und den Oberfeldarzt, die alle durch die Tagsatzung ernannt wurden. Daneben bestimmte der Tagsatzungspräsident eine kleine Zahl von Adjutanten, Genieoffizieren, Kommissariatsoffizieren und Offizieren des Artilleriestabs. Bedingung zur Wahl als höherer Stabsoffizier war eine gewisse Anzahl in fremden, kantonalen oder eidgenössischen Stäben absolvierter Dienstjahre. Dazu kam eine Eintrittsprüfung, in der der zu Wählende auf sein theoretisches und praktisches Können untersucht wurde, die aber nicht mehr als Kenntnis der Reglemente und der Landestopographie verlangte. Die eidgenössischen Offiziere waren verpflichtet, zum Bundesdienst «auf den ersten Ruf auszurücken», wurden aber nur besoldet, wenn sie sich auftragsgemäß in Aktivität befanden. Sie konnten jederzeit wieder ausländisches Handgeld annehmen.

Die Armeeleitung im Frieden war die Militäraufsichtsbehörde. Sie bestand aus vier Mitgliedern aus der Zahl der eidgenössischen Obersten und dem Oberstquartiermeister und dem Inspektor der Artillerie als Beisitzer mit beratender Stimme. Den Vorsitz führte das Standeshaupt des jeweiligen Vororts. Sie korrespondierte direkt mit den Kantonen, war für die Durch-

führung der Bundesanordnungen verantwortlich, besaß das Recht und die Pflicht, die kantonalen Kontingente zu inspizieren, die Stände zur Befolgung der Vorschriften anzuhalten und jährlich über das Erreichte zu referieren. Zudem war sie befugt, der Tagsatzung «alle ihr nötig und nützlich scheinenden Vorschläge» zu unterbreiten. Auch sie wurde nicht fix besoldet, sondern erhielt nach Graden gestufte Taggelder.

Im Falle eines eidgenössischen Aufgebots ernannte die Tagsatzung den General, eventuell noch einen zweiten Befehlshaber und den Generalstabschef. Der General erhielt von ihr Vollmacht und Instruktion über den Zweck der Bewaffnung. Er teilte die Armee in Divisionen und Brigaden ein, bestimmte deren Kommandanten und konnte unfähige Offiziere entlassen. In all seinem Tun blieb er der Tagsatzung verantwortlich. «Seine Anstellung kann niemals über die Dauer der Bewaffnung verlängert werden.» Der eidgenössische Kriegsrat, die Kriegsform der Militäraufsichtsbehörde, korrespondierte allein für ihn mit Tagsatzung und Ständen, stellte ihm die Armee bereit, unterhielt und entließ sie. Ungenügend vorbereitete Kontingente dienten im Aufgebotsfall noch so lange im kantonalen Sold, bis sie kriegstüchtig waren und dem Oberbefehlshaber zur Verfügung gestellt werden konnten. In Bundesdienst standen die Kontingente unter eidgenössischer Gerichtsbarkeit. Die Organisation des Verwaltungsapparates und die Schaffung ausreichender Reglemente sollte sofort in Angriff genommen werden. Für die Zwischenzeit wurden die Vorschriften der Mediation bestätigt. Als vorläufiges Ziel der Ausbildung steckte man: «Angewöhnung zur Disziplin und Subordination, und Genauigkeit und Schnelligkeit sowohl im Gebrauche der Waffen als in Bewegung mit größeren oder kleineren Massen.» Es dürfe nicht sein, «daß die immer schon kurze Zeit des Unterrichts an bloße Paradesachen verschwendet werde».

Von eminenter Bedeutung war Artikel 8 der «Allgemeinen Grundlagen». Er erst gab den Behörden die Handhabe zu intensiver Beeinflussung der kantonalen Aufbauarbeit. Die Kantone rüsten und bilden ihre Truppen nach eidgenössischem Regle-

ment, begann er, «auf einer zu errichtenden gemeinschaftlichen Lehranstalt hingegen soll derjenige höhere Unterricht erteilt werden, der ein Zusammenwirken mehrerer Bestandteile und größerer Hilfsmittel erfordert und durch dieses Zusammenwirken zugleich geeignet ist, die praktische Gleichförmigkeit des Dienstes nach den eingeführten Regeln zu sichern. Gemeineidgenössische Übungen von zusammengezogenen Truppen aus mehreren Kantonen sollen einen Teil dieses Unterrichts ausmachen.» Die Militärschule in Thun und die eidgenössischen Übungslager, welche der hier ausgedrückten Absicht entsprangen, wurden zu wirksamsten Ausbildungs- und Erziehungsmitteln der werdenden Armee.

Bemerkenswert ist endlich der Schlußartikel der wegweisenden Grundbestimmungen. «Das eidgenössische Militärwesen», lautete er, «soll in seinem Umfang und in der nähern Ausbildung seiner einzelnen Teile möglichst einfach und mit Vermeidung jedes unnötigen Aufwandes eingerichtet sein. Die Kraft und das Ansehen desselben soll vielmehr auf der Vaterlandsliebe der Bürger eines freien Staates, auf dem ersten und genauen Zusammenhalten aller Teile des Bundes und auf dem festen Willen und hohen Sinn beruhen, der in den Zeiten der Ruhe sich mit Umsicht und Anstrengung vorbereitet und in der Zeit der Gefahr den Arm der Eidgenossen zur entschlossenen Verteidigung des Vaterlandes bewaffnet.»

Vollstrecker guten Willens konnten aus diesen Richtlinien folgern, daß das Heil der eidgenössischen Armee in weiser Beschränkung auf Weniges, Wesentliches liege, daß dem Geiste wahrhafter Entschlossenheit der Primat gebühre vor allem nur materiellen Bereitsein, und daß zähe, unscheinbare Arbeit an sich selbst in der Stunde der Bewährung schwerer wiege als Glanz und Klappern einer leeren Rüstung. Zugleich aber konnten sie Argument derer werden, die sich zur neuen Kriegsverfassung ihre reservatio mentalis gemacht hatten, denen jedes Instrument der Zusammenfassung im Herzen unerwünscht blieb, und zum Kampfruf jener, denen ernsthafte Anstrengungen ungelegen kam und die es vorzogen, die nüchterne Forderung des

Krieges zu übersehen, energische Wehrbestrebungen als Verschwendung, Auslandware oder Herrenwerk abzutun, sich statt dessen der Väter zu rühmen und das wesenlose Fantom eines Wunder vollbringenden Volks- und Republikanergeistes anzurufen.

Verwirklichung des Programms bis 1830[17]

«Der feste und planmäßige Gang,» hieß es im Jahresbericht der Militäraufsichtsbehörde an die Tagsatzung von 1826, «den die Ausbildung des eidgenössischen Militärwesens genommen hat, die geräuschlosen aber sichern Fortschritte, die dieser Zweig der Staatsverwaltung seit zehn Jahren gemacht, mögen dem Ausland wie dem Inland den Beweis des ernsten Willens der Eidgenossenschaft leisten, ihre wohlerworbenen und anerkannten Rechte in ihrem ganzen Umfang zu beschützen[18].» Diese ruhige, selbstbewußte Sicherheit war nicht ohne Grund, und deutliche Fortschritte ließen sich nicht leugnen. 1822 waren mit einer Ausnahme alle kantonalen Auszugskontingente inspiziert und im ganzen, mit der nötigen Kritik, für genügend befunden. 1829 standen Auszug und Reserve bereit; man konnte daran denken, die Bewaffnung, Organisation und Ausbildung der Landwehr in Angriff zu nehmen. Neben den kantonalen füllten sich die eidgenössischen Zeughäuser mit den Zelten, Feldschmieden, Schanzwerkzeugen und Kriegsbrückentrains, welche die Armeeleitung im Lauf der Jahre anschaffte.

Aber auch der Schattenseiten gab es viele. Während einzelne Kantone wie Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Aargau, Waadt, Neuenburg und Genf Rekrutenschulen errichteten und sogar über die vorgeschriebenen Rüstungsleistungen hinaus ein Beträchtliches taten, um rasch stark zu werden, versuchten andere wieder und wieder aus der Bundespflicht auszubrechen und konnten nur allmählich zum Mitmachen bewegt werden. «Es gibt sogar solche Stände,» lautete noch 1839 eine Klage[19], «welche in der Regel für die Instruktion ihres daherigen Kontingents sowenig wie nichts tun. Erst wenn eine eidgenössische Inspektion oder die Abhaltung eines Übungslagers heran-

naht, dem man durch keine Verwahrung mehr auszuweichen vermag, wird in Eile ein Bataillonscadre womöglich aus auswärts gedienten Leuten zusammengestellt, eingeübt und angetan mit den besten Ausrüstungsstücken vorgewiesen, worauf dann nicht selten übel verdiente Lobsprüche erfolgen.» Der Tessin, Schwyz, beide Appenzell und Bünden waren unter andern solche Sorgenkinder. Hatten sie wenigstens genügend Kriegsmaterial, so scheuten sie sich, es ihren Truppen in die Hand zu geben, und in der Ausbildung beschränkten sie sich auf die sonntäglichen Übungen des vergangenen Jahrhunderts.

Die kantonalen Militärorganisationen, die in Anlehnung an das eidgenössische Reglement entstanden, interpretierten die locker umschriebene Bundespflicht jede nach ihrer Weise. Basel z.B.[20], das als Muster gelten konnte und schon 1819 beide Kontingente fertig gerüstet vorwies, teilte sein Hoheitsgebiet in vier Militärquartiere, Basel, Liestal, Sissach und Waldenburg, ein und schuf als leitenden Apparat den Kriegsrat, den Milizinspektor, die vier Quartierinspektoren, einen Artillerie- und einen Kavalleriestab, ferner einen Bataillonsstab für das Bundeskontingent und einen Regimentsstab für die zu bildenden Landwehrregimenter. Die theoretische Dienstpflicht lief vom 18. bis zum 45. Altersjahr. Beamte und gewisse Berufe von öffentlicher Wichtigkeit genossen Exemption. «Zu dem Bundes Contingent (Auszug)», schrieb das Gesetz vor, «wird alle milizpflichtige Mannschaft vom zurückgelegten 20. Altersjahr an, gezogen, bis solches seine Vollzahl erreicht hat.» «Die Bundes Reserve wird aus der unmittelbar ältern Mannschaft gebildet.» Neben den je 918 Mann der beiden Bundeskontingente sollten mit der Zeit je zwei Quartiere aus der in Auszug und Reserve nicht erfaßten Mannschaft ein Landwehrregiment aufstellen. Über die Zugehörigkeit zu den mit Dienstleistungen sehr unterschiedlich belasteten Heeresklassen entschied das Los. Im Frieden war das Remplacement gestattet. Man zahlte hundert Franken in die Montierungskasse, stellte einen Landwehrmann für seinen eigenen Auszugsdienst und ging selbst in die fast völlig unbehelligte Landwehr. Die Verschiebungen der Unteroffiziere und Soldaten vom Aus-

zug in die Reserve und von dieser in die Landwehr richtete sich nach der Quantität des Nachwuchses. Die Montierungskassa, die vor allem durch eine Art Militärpflichtersatz der Dispensierten gespeist wurde, rüstete die Kontingente aus. Die Ausrüstung blieb im Besitz des Mannes. Die Waffe aber hatte er selbst zu stellen; das Zeughaus armierte nur im Ernstfall. Die bereits bestehende Kadettenanstalt übernahm es, die nötigen Kaders bereitzustellen. Eine Instruktionsschule in Basel bildete die Auszüger aus. Wer diese Unterweisung nicht genoß, sollte «vom ersten Sonntag nach Ostern bis Mitte Heumonats an allen Sonntagen nach dem Mittagsgottesdienst in der Soldaten-Schule unterrichtet werden». Dazu waren die Exerziermeister der Gemeinden da. Schießübungen fanden nur an zwei Sonntagen statt. Die Disziplinarstrafgewalt wurde zum Teil mit Geldbußen gehandhabt. Genaue Vorschriften regelten Einzugsgebiete und Sammelplätze der Landwehr. Es durfte nur Landwehroffizier werden, wer im Bundeskontingent zum mindesten Unteroffizier gewesen war. Wer nicht aus dem Bundeskontingent in die Landwehr übertrat, equipierte sich selbst. An größeren Übungen wurden im Frühjahr zwei Tage Kompagnie- und im Herbst ein Tag Bataillonsexerzieren vorgesehen.

Dauer der Dienstpflicht, Stellvertretungsrecht, Kostenanteil an Bewaffnung und Ausrüstung, Länge der Grundausbildung, der Wiederholungskurse und eventueller Manöver wechselten von Kanton zu Kanton[21]. Wären die wirksamsten Vereinheitlichungsinstrumente des Bundes, die Thuner Anstalt und die Übungslager, nicht gewesen, man hätte sich, vom Ganzen her gesehen, doch wieder nutzlos vertan.

Am 12. August 1818 genehmigte die Tagsatzung den Plan für eine eidgenössische Militärschule und räumte die nötigen Kredite ein. Es war ein jährlicher, für Artillerie- und Genieoffiziere obligatorischer, acht Wochen dauernder Lehrgang vorgesehen, dem zu folgen auch Offizieren anderer Waffen gestattet wurde. Feldbefestigung, Artilleriedienst, Infanterietaktik und Geländeerkundung bildeten die hauptsächlichsten Unterrichtsfächer. Am 1. August 1819 fand die feierliche Eröffnung statt. Der erste Di-

rektor war der Artillerieoberst Jost von Göldlin; ihm standen als Lehrer die Hauptleute Dufour und Salomon Hirzel zur Seite. Von 1828 an wurde alle zwei Jahre ein dritter Lehrkurs für Stabsoffiziere, Offiziere und Unteroffiziere der Infanterie, der Kavallerie und der Scharfschützen durchgeführt. Sommer für Sommer sah eine lebhafte Lerntätigkeit um das Polygon der Thuner Allmend. Besonders Dufour wurde zur treibenden Kraft der Anstalt. Die Erkundungsreisen, die ihn mit seinen Offiziersklassen über alle Berge führten, zeitigten wichtige alpinistische und kartographische Resultate. Sie gaben ihm, der im Kaderproblem und seiner Lösung «eine Lebensfrage für die Unabhängigkeit der Schweiz» sah, zudem Gelegenheit, die heranwachsenden Führer in seinem Geiste zu beeinflussen[22].

1818 fand in Wohlen mit Truppen aus Zürich, Bern, Luzern, Uri, Basel und Aargau, zusammen 2585 Mann, das erste eidgenössische Übungslager statt, dem Guiguier de Prangins vorstand und das Oberst von Sonnenberg für die Militäraufsichtsbehörde inspizierte. 1822 kommandierte von Sonnenberg selbst einen ähnlichen Zusammenzug von Kontingenten der westlichen Kantone in Bière. Von 1820 bis 1852 wurden vierzehn solche Lager abgehalten, die jeweilen 2000–3000 Mann vereinigten und etwa zehn Tage dauerten. Neben der Vereinheitlichung der Mannschaftsausbildung dienten sie hauptsächlich der Schulung der untern und mittleren Führung. Bataillons- und Brigadeexerzieren, Gefechtsschießen und nach bekannter Generalidee ablaufende Manöver gegen markierten Feind füllten die Übungsstunden, und abends erweiterte sich der Betrieb zum vaterländisch beschwingten Volksfest. Wenn auch manch Unerfreuliches in diesen Lagern zu Tage trat, so bildeten sie doch einen immer wiederkehrenden Ansporn zur Vervollkommnung und wurden zu Keimstellen des erwachenden gemeinsamen Staatsbewußtseins[23].

Die in der neuen Kriegsverfassung angekündigten Vorschriften folgten sich allmählich. 1818 wurde das eidgenössische Militärstrafgesetzbuch bestätigt, zu Beginn der zwanziger Jahre erschienen Reglemente für die leichte Infanterie, die Scharf-

schützen, die Kavallerie, den Stabsdienst und die Grundformen des Infanterieexerzitiums, 1828 eine Verwaltungsordnung und endlich 1830 das Schlußheft der Ausbildungsvorschrift für die Infanterie, um das viel gestritten und gelitten worden war und an dem Wieland maßgebenden Anteil hatte[24]. Eine Beurteilung des in diesen Reglementen niedergelegten Gedankengutes wird sich im Laufe unserer Darstellung von Wielands Werk und Wirksamkeit ergeben.

Wohl die zukunftsträchtigsten Leistungen der Militäraufsichtsbehörde und ihrer Helfer waren die Landesvermessung, die militärische Landeserkundung und die anhebende Planung von Mobilmachung und Operationen. Seit 1810 beschäftigte sich Finsler, dem die Tagsatzung mehrmals die nötigen Kredite bewilligt hatte, unterstützt von den Offizieren des Quartiermeisterstabes, mit der Triangulation der Ostschweiz. 1822 konnten die Arbeiten der Herren Trechsel, Huber, Osterwald und der Hauptleute Buchwalder und Pestalutz zu einem Ganzen zusammengesetzt und die Vermessung des Mittellandes abgeschlossen werden. «Allein das Schwerste bleibt nun zu tun übrig», besagte der ungemein interessante Bericht an die Tagsatzung, «... es handelt sich nun um den trigonometrischen Übergang über das Hochgebirg, den bisher noch niemand ernstlich versucht hat.» Die Tagsatzung beschloß, das Unternehmen wagen zu lassen. 1830 konnte das schweizerische Vermessungsnetz an die österreichische Triangulation angeschlossen werden und wurde zur Grundlage der Dufourkarte[25].

In der Wirklichkeit des napoleonischen Kriegs und in deren Ausschöpfung durch die zeitgenössische Theorie hatte die Gestalt des Bodens eine erweiterte Bedeutung erfahren. Auch Bachmanns Rechenschaftsbericht hatte vermehrte Landeserkundung gefordert. So ersuchte die Militäraufsichtsbehörde 1822, «daß ihr die Vollmacht gegeben werde..., in den gelegenen Jahreszeiten den Offizieren des eidgenössischen Stabs, von höherem oder geringerem Range, welche dazu Neigung und Kenntnisse besitzen, Aufträge zu Lokaluntersuchungen der wichtigen Pässe, festen Orte und Stellungen, und zu Abfassung von Vorschlägen

über deren bestmögliche Benutzung, zu erteilen...[26]». Damit begann die lange Reihe von Rekognoszierungsfahrten, die eidgenössische Staboffiziere im Dienste des Landes unternahmen; in den Schränken der Armeeleitung bildete sich aus den einlaufenden Denkschriften der Kern des späteren Stabsarchivs. 1830 fing man an, das nun vorhandene Material zu sichten und zu kombinieren, nicht um die kommenden Heerführer an ein starres, lähmendes Operationsrezept zu binden, sondern «um ihnen einen vollständigen und klaren Begriff der Mittel zuzubereiten, die ihnen die Natur und die Hülfsquellen des Landes in die Hand legen». Ebenfalls ging man dazu über, zu Problemen wie «Zeitpunkt der Besammlung, Aufstellung und Verteilung» der aufzubietenden Truppen genaue Berechnungen anzustellen und alles vor der Aktion Bereitbare rechtzeitig festzulegen[27].

Rückblickend kann ausgesprochen werden, daß das eidgenössische Wehrwesen im großen Ganzen den schmalen Weg ging, auf den es das fachmännische Urteil der Einsichtigen hinwies und sich nicht auf die breite Straße dilettantischer Betriebsamkeit abdrängen ließ, auf der bequeme Einzelne, bockbeiniger Partikularismus, falsch verstandene Freiheitsliebe und militärische Überschätzung elementar losbrechender Volkskraft es gern gesehen hätten. Aber die Wogen des Kampfes, in dem diese Entscheidung immer wieder neu errungen werden mußte, gingen hoch.

Kampf der Geister um die bewaffnete Neutralität

Die Fährnisse der napoleonischen Gewaltherrschaft und der alliierten Durchmärsche waren kaum überwunden und lagen den Eidgenossen noch schreckhaft im Blute, als neue, ähnliche Gefahren ihr Haupt rings um den allzu locker gefügten Staatenbund erhoben. Der einschüchternde Druck, welcher, der politischen Flüchtlinge wegen, von Seiten der Mächte in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre auf der Eidgenossenschaft lastete, schien sie zu einer Provinz der Heiligen Allianz erniedrigen zu wollen und ihr «jenen schmachtenden Zustand» zu bereiten, «da die bürgerliche Existenz noch nicht bedroht, die Unabhängigkeit

und Würde des Staates aber verloren ist[28]». Diese fürchteten eine Exekution der legitimistischen Machthaber gegen die überall unterirdisch sich auf dem Marsche befindenden Kräfte des Konstitutionalismus, jene bebten vor einem Wiederaufflammen der Revolution, und von beidem war eines zu erwarten: Krieg. Zudem lag das Bangen vor einer neuen gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Österreich wie ein Cauchemar auf Wielands Zeitgenossen. «Die jetzigen Ruhezeiten gehen mit künftigen, vielleicht sehr nahen und wahrscheinlich weit umfassenden Begebenheiten schwanger...[29]», schrieb er 1822 in seiner Neutralitätsschrift, und sein Übersetzer, als den wir Pictet de Rochemont vermuten, bemerkte ein Jahr später zu dieser Stelle: «Que l'impôt territorial et directe de l'Europe s'élève à environ quinze cent millions et que ses dépenses militaires sont évaluées à près de deux milliards, quelle source de réflexions[30].» Wohl befanden sich die schweizerische Wehrkraft und mit ihr die schweizerische Selbstachtung in einem Zustand kräftiger Erstarkung. Was materiell geschah, ist umrissen worden. In die sich bildende Rüstung begann der Geist eines gemeinsamen Nationalbewußtseins hineinzuwachsen, der nicht zuletzt von den luftigen Zeltstädten der Übungslager, den Festbühnen der Schützenvereine, den begeistert aufbrausenden Offizierstreffen seine Flüge nahm und von den eidgenössischen Milizen in breitere Schichten getragen wurde[31]. Aber der Kampf um die Wehrhaftigkeit des Schweizervolks mußte doch gefochten werden. Im Ausland denunzierte ein Karl Ludwig von Haller die «militärische Großsprecherei der Schweizer Zeitungen». Das Offiziersfest in Langenthal, «das offenbar den Zweck hatte, die Militärs im Sinne der helvetischen Einheit zu fanatisieren», war ihm ein Dorn im Auge. Ihn wurmte, daß Übungslager von Genfern und Waadtländern befehligt wurden, «deren Anhänglichkeit an das liberale System notorisch ist», und zur öffentlichen Abneigung gegen die Kapitulation mit Neapel bemerkte er: «Der geheime Grund ist, daß die Kapitulationen die guten Offiziere und Unteroffiziere wegnehmen und dadurch die Cadres der Nationalmiliz in Unordnung bringen, welche die Partei zu

ganz andern Zwecken bestimmte und die der Schultheiß von Wattenwyl in seiner Militärmanie als seine eigene Armee betrachtet[32].»

Während der Böswilligen nicht viele waren, blieb die Schar der Uneinsichtigen, der Trägen und der Kleinmütigen beunruhigend groß. Gegen sie mußte mit aller Macht angegangen werden, wollte man sich nicht selbst aufgeben und in die alte Ohnmacht zurücksinken. Eines der umfassendsten, beweiskräftigsten und entschlossensten Plädoyers, die in diesen Jahren für die Sache der Wehrhaftigkeit und des unbedingten Unabhängigkeitswillens gehalten wurden, schrieb Carl Koch, Mitglied des Berner Kriegsrats und gewesener Obrist der Artillerie, in den ersten Seiten seiner Schrift über die Kriegsverfassung des Kantons Bern[33]. Er setzte sich eingehend mit den Feinden einer energischen Aufrüstung auseinander, gab eine vollständige Begründung von der Notwendigkeit eines starken eidgenössischen Wehrstandes und wagte es, auch für den schlimmsten Fall an das Ehrgefühl und die Weitsicht der Nation zu appellieren: «Ist es nicht besser mit Ehre zu fallen als mit Schande! Nie ist ein Volk frei wieder erstanden, welches sich dem Eroberer feige zu Füßen gelegt hatte; manches aber, welches der Übermacht für den Augenblick weichen und erliegen mußte.» «Wir geben zwar unbedenklich zu, daß die Schweiz im Kampfe unterliegen müßte, wenn sich ihre mächtigen Nachbarn zu demselben vereinigen würden. Alsdann würde der Fall eintreten, wo die Nation zwischen mutloser Unterwerfung oder einem ehrenhaften Untergang zu wählen hätte, in welchem höchstwahrscheinlich der Keim ihres spätern Wiedererstehens liegen dürfte.»

War der Angriff einer überwältigenden Koalition der innern Rivalität der Mächte wegen wenig wahrscheinlich, so mußte man sich in der Schweiz um so mehr mit dem Gedanken befassen, wie einem einzelnen Nachbarstaat, der sie zum Zwecke eines Durchmarsches oder einer dauernden Besetzung anfallen würde, zu begegnen sei, und ob der Rival des Rechtsbrechers, also Österreich gegen Frankreich oder Frankreich gegen Österreich, zur eigenen Unterstützung ins Land gelassen werden

dürfe. Pictet de Rochemont glaubte letzteres verneinen zu müssen. Ein Nachbar beginnt Operationen gegen das Gebiet der Schweiz, nahm er an, und kommt langsam vorwärts. Ein anderer Nachbar fällt darauf von der andern Seite ein, um ihr zu helfen. «Traitera-t-on», fragte er dazu, «cette infraction du zèle dans la communauté d'intérêts, comme l'invasion de la puissance qui a pris l'initiative?» und antwortete: «sans aucun doute.»[34] Er war der Ansicht, daß das Unglück eines Zweifrontenkriegs der gefährlichen Allianz mit dem Rivalen des Rechtsbrechers vorzuziehen sei. Seltsamerweise glaubte er, daß eine solche Neutralität à outrance die Mächte moralisch derart beeindrucken würde, daß eine Wiederholung eines Angriffs nach so allseitigem Widerstand künftig nie mehr in Frage käme. «Un tel dévouement à la cause de l'inviolabilité fondera sur une base solide la confiance que mérite l'énergie des suisses.» Gegen diesen fanatischen Selbständigkeitswillen erhob sich die Stimme derer, die aus Mangel an eigener Energie, aus Gründen realpolitisch wertender Nüchternheit oder aus politischer Sympathie mit der einen oder andern europäischen Partei, nach mächtigen Freunden im Ausland schielten oder doch zum mindesten für den Angriffsfall einer sofortigen Gegenverbündung das Wort redeten. «Das sind schöne, aber leere Worte», schrieb etwa der in niederländischen Diensten stehende Thellung von Courtelary zur kategorischen Ablehnung einer Verbindung gegen den Eindringling[35].

Über den Gefahren, die der Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz von den Kongreßmächten drohte, ist vielleicht der Versucher, der von der andern Seite an sie herantrat, zu wenig beachtet worden. So erschien z. B. in der Juninummer der Edinburgh Review von 1822 eine Besprechung von Pictet de Rochemonts Buch, die auch in Genf abgedruckt wurde und in der ein englischer Publizist der Schweiz nahelegte, ihre Neutralität zu verlassen und ins liberale Lager überzugehen. «La Suisse tient les clefs de l'Italie», tönte die Lockung, «et elle ne peut que gagner à en ouvrir les portes à une armée libératrice, lorsque l'occasion s'en présentera[36].» Man warf ihr vor, daß sie sich als

Schildkröte in Friedens- und als Stachelschwein in Kriegszeiten zu gebärden gedenke und ging sogar soweit, sie als eine Art Bindeglied in einer unter englischem Einfluß von den Alpen bis zum Bosporus zu errichtenden Kette von Republiken einzuladen und vorzusehen[37].

Die Stellung der Eidgenossenschaft beruhte zu einem guten Teil auf dem in Europa herrschenden System. Aber die meisten Eidgenossen betrachteten die sich überall erhebenden freiheitlichen Regungen mit Wohlgefallen. Schon Pictet stellte sich in seinem Buche die 1823 akut werdende Frage, wie sich die Schweiz im Falle einer Exekution der Mächte gegen die konstitutionelle Partei Spaniens zu verhalten hätte. «Pour sa tranquillité, pour sa prospérité future», lautete seine Antwort, «la Suisse a plus besoin de l'opinion de l'Europe, que de la faveur des cabinets des Cours[38].» Und die Stimme jenes Europa, das *er* meinte, schien ihm für das spanische Volk und gegen dessen Bedrücker zu sprechen. Zum Thema des Fremdendienstes, das als Frage der «Gesinnungs-Neutralität» die Gemüter immer mehr beschäftigte, prophezeite er, die Entwicklung, welche unaufhaltsam «vers la liberté légale chez tous les peuples» strebe, werde ihm binnen kurzem das Urteil sprechen; die schweizerische Unabhängigkeit werde in absehbarer Zeit die Abschaffung der Kapitulationen erfordern. «Chaque époque de l'histoire a son type distinct et son esprit dominant; celui de notre siècle ne comporte plus la vente des hommes», sagte in seinem Sinne zu gleicher Zeit ein Anonymus[39]. Tatsächlich wurden denn auch zwischen 1820 und 1830 die piemontesischen, spanischen, niederländischen und französischen Dienste aufgelöst. Tillier urteilt, sie seien auch als Offiziersschule nicht unentbehrlich gewesen, da selten einer hoch genug hinaufgekommen sei, um die höhere Führung praktisch zu erlernen. Zudem habe außer in Frankreich bei den schweizerischen Soldtruppen im Ausland ein dumpfer Garnisonsbetrieb geherrscht, der nur wenig lebendige Kenntnisse und Erfahrungen zu vermitteln vermochte[40].

Ebenso intensiv wie mit der politischen beschäftigten sich die eidgenössischen Magistraten und Offiziere mit den strategischen

Fragen, die der Schweiz aus der neuen europäischen Konstellation erwachsen waren. Die Grenzen lagen fortan fest. Bormio, Veltlin und Cleven blieben endgültig verloren, und die Neutralisation Nordsavoyens entschädigte nur unzureichend für die nicht erhaltene Rundung des Genfer Territoriums. Man hatte sich mit dem Bestehenden abzufinden und sich möglichst rasch diplomatisch und militärisch darin einzurichten. Wie war nun in Wien und Paris die allgemeine Wünschbarkeit der schweizerischen Neutralität begründet worden; welche strategische Bedeutung maß man sich in der Eidgenossenschaft in bezug auf das europäische Kräftespiel zu; wie gedachte man die einmal erkannte eigene Stellung auszubauen und zu nutzen?

Zu Beginn von Kochs Buch über die Kriegsverfassung des Kantons Bern wird einmal gesagt: «Bei der Stellung, die uns Natur und Politik unter den europäischen Völkerschaften angewiesen haben, kann es zwar nie das wahre, dauernde Interesse eines unserer Nachbarn sein, die Schweiz zu erobern...» Einige Seiten später aber stößt man auf den Satz: «Derjenige, welchem die Schweiz ganz zufallen sollte, würde mit ihr den Schlüssel zu Frankreich, Deutschland und Italien erhalten[41].» Ein gewisser Widerspruch zwischen den beiden Aussagen ist offenbar. Tatsächlich bestand ein Streit zwischen den Theoretikern der Strategie, inwiefern der Besitz der Schweiz ein Vorteil bei großen Operationen im europäischen Raume sei. «Beide Parteien», bemerkte Koch, der sich zur Diskussion selbst nicht näher einließ, sehr richtig, «haben Recht und Unrecht, je nachdem man den politischen Faktor des Verhaltens der Schweizer bei dem in der Berechnung liegenden Ereignisse setzt.» Darum griff ihm, wer die eidgenössische Wehrhaftigkeit tangierte, «das innerste Prinzip unseres politischen Lebens an[42].

Auch Pictet wurde nicht müde zu betonen: «Une vérité fondamentale et essentielle à notre existence, est, que la neutralité de la confédération ne peut être reconnue, qu'en se montrant une neutralité armée[43].» Darüber darf aber nicht vergessen werden, daß er in Wien und Paris den Mächten an Hand des Feldzugs von 1799, der auf dem zentralen, dem schweizerischen Kriegsschau-

platz letzten Endes beiden Parteien nichts eingetragen und nur geschadet hatte, zu demonstrieren suchte, daß keine Macht ein Interesse an der Besetzung der Schweiz haben könne und daß auch in Zukunft die wirklichen Entscheide am Po, an der Donau oder in der Champagne fallen würden. Das Urteil über die strategische Bedeutung der Schweiz in Europa hat seither eine radikale Änderung erfahren. «Du blanc nous avons passé au noir. L'intérêt de chacun est de ne pas venir sur ce territoire, a dit le négotiateur de 1815; l'intérêt de chacun est de se précipiter sur ce territoire, dit le négotiateur de 1919...» hat etwas pointiert gesagt werden können[44].

So schrieb z.B. Hans Wieland 1866: «Die Schweiz liegt im Herzen Europas, ist Herrin der wichtigsten Alpenpässe und beherrscht mittelst ihrer geographischen Lage im Süden die Poebene bis gegen Chiese, im Norden Schwaben bis Ulm hin[45]», und im Memorandum des Bundesrates an die Pariser Konferenz vom 8. Februar 1919 war die Aufgabe der Eidgenossenschaft als «la garde de la forteresse centrale de l'Europe» umschrieben[46]. Zwischen von Bülow, der 1805 verkündete: «Die Schweiz ist als der Schlüssel des größten Teils von Europa zu betrachten, weil die größten Flüße in derselben entspringen und sie das höchste Land ist[47]», und den Neueren aber haben Erzherzog Karl, Pictet, Jomini und Clausewitz ihre Stimme erhoben und das Urteil der Maßgebenden sowie die öffentliche Meinung beeinflußt. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu untersuchen, wieweit Pictet in Wien und später in seiner Parade gegen Sebastiani von der Richtigkeit seiner These überzeugt, und wieweit ihm diese als dipolmatisches Mittel gerade gut genug war. Uns muß genügen, lediglich einen Eindruck von der strategischen Diskussion zu geben und zu zeigen, was für Ideen Wielands Stunde regierten.

Bülows Maxime vom strategischen Wert der hohen Gegenden erlag einem konzentrischen Angriff und wurde während der ganzen Restaurationszeit fast völlig von der Auffassung überschattet, mit Hilfe derer Pictet in Wien operiert hatte. Erzherzog Karl bewieß am Beispiel des Feldzugs von 1799[48], daß nur der

Besitz der Ebene den des Gebirges strategisch vorbereite und sichere – auch 1800 ging Napoleon erst über der Großen Sankt Bernhard, als Moreau schon fest in Süddeutschland stand –; er hielt grundsätzlich dafür, daß das Gebirge dem Verteidiger wenig günstig sei und bekämpfte die Boulevard-Theorie des 18. Jahrhunderts. Während der Österreicher es bereute, sich allzu stark in der Schweiz engagiert zu haben, warf Jomini dem Direktorium von 1798 ebenfalls vor, einen unentschuldbaren strategischen Fehler begangen zu haben, indem es durch den Einmarsch in die Schweiz eine von der Yssel bis zur Adria durchgehende Front errichtete und seine Kräfte dadurch heillos zersplitterte. Das Urteil von Clausewitz hat Wieland nicht mehr vernommen. Daß aber auch des Preußen unbestechlicher Blick die allgemeine Ansicht, der strategische Wert der Schweiz im Rahmen europäischer Auseinandersetzungen sei sekundärer Natur, wenigstens in Teilen annahm, darf uns immerhin zeigen, wie sehr die Zünftigen einer Meinung waren. Ihm schien allerdings die Theorie, Frankreich *und* Österreich hätten durch ihren Vorstoß in den schweizerischen Alpenraum falsch gehandelt, widersinnig. Frankreich war zu schwach, um überall offensiv vorzugehen, urteilte er, nun der Hauptteil der französischen Truppen aber einmal in der Schweiz stand, tat Österreich gut, diese dort anzugreifen und hätte, bei einem andern Temperament seines Feldherrn, Masséna eine böse Niederlage bereiten und über den Jura ins Herz Frankreich vorbrechen können. Beiden Parteien jedoch warf er Überschätzung der «hohen Gegenden» vor. Der Gotthard sei wohl geologisch, nicht aber strategisch wichtig, betonte er, verwunderte sich darüber, «wie tief der Erzherzog den Hut vor den Alpen und dem Jura abzog» und nannte den Gebirgskrieg des Jahres 1799 «eine Parasitenpflanze, welche die Kräfte vom eigentlichen Stamme abzog».

Wielands Zeitgenossen waren geneigt, auch den defensiven Wert gebirgiger Landstriche ungünstig einzuschätzen. Die keine Hindernisse kennende Umgehungstaktik von Lecourbe's und Suvoroffs Soldaten hatte mißtrauisch gemacht. Jomini sprach spöttisch von den «obstacles insurmontables qu'on surmonte

toujours»[49]. Clausewitz vollends dünkte das Gebirge nur für Schädigungs- und Verschleppungsdefensiven des Schwachen gut, während ihm der jede freie Bewegung hemmende Rückzug in die Berge das plötzliche Losbrechen einer Entscheidung suchenden Abwehrschlacht, den Schlag des «blitzenden Vergeltungsschwerts» der Gegenoffensive, zu verunmöglichen schien. Seinem Drang nach der Entscheidungsschlacht im offenen Felde mußte das zerklüftete Terrain lähmend sein. Pictet glaubte gerade im durchschnittenen Boden seines Vaterlandes einen mächtigen Verbündeten zur Entfesselung eines vor allem auf zermürbende Schädigung bedachten Volkskriegs zu besitzen. Jomini hielt etwa die Mitte, indem er als Träger und Gerippe der allgemeinen Bewaffnung eine reguläre Schlagarmee verlangte. Wir werden im folgenden Abschnitt sehen, wie sich auch über die Frage von Heeresorganisation und Kampfführung die Ansichten teilten. Dagegen muß hier noch ein Thema strategischer Art erwähnt werden, weil es auch dem sozusagen internationalen Meinungsstreit angehörte und jahrelang in den eidgenössischen Köpfen spuckte: Die Rolle der Alpenstraßen und die Wünschbarkeit von Festungen.

Trotzdem man in der Schweiz aus Überzeugung und aus Gründen der Abwehrpropaganda den Besitz des zentralen Alpenraums für strategisch nicht entscheidend hielt, konnte man unmöglich übersehen, wie sehr die alpinen Nord-Süd-Kommunikationen den Bilck der Mächte auch in Zukunft auf sich ziehen mußten. Zwar wurden im Laufe der Restaurationsjahre der Gotthard fahrbar gemacht, Splügen und Bernhardin dem Fuhrbetrieb eröffnet, die beiden Hauensteinstraßen erbaut und der Simplon wieder instandgesetzt. Zu Beginn der zwanziger Jahre aber hatte man sich allen Ernstes gefragt, ob Napoleons vielbestaunter Verbindungsweg vom Genfersee nach Oberitalien nicht zerstört werden müsse, um allfälligen französischen oder österreichischen Durchmarschgelüsten die Spitze abzubrechen. Eine Schrift von 1821 verneinte, vom Simplon sprechend, energisch, «qu'on doive sacrifier la sûreté d'une nation à la fantaisie des voyageurs» und bemerkte zum geplanten Bau von Splügen

und Bernhardin, die handelspolitischen Vorteile, die man zu erreichen hoffe, vermöchten die zu erwartenden militär-politischen Nachteile nicht aufzuwiegen; die Schweiz solle so unzugänglich, so wild und stachelig als möglich belassen werden[50]. Diese Forderung wurde von vielen Militärs kräftig sekundiert. Wie sehr die Durchmarschangst die Gemüter beunruhigte, beweist eine Verlautbarung der Militäraufsichtsbehörde von 1826, in der sie dem Gerücht, die Schweiz werde im Falle eines neuen Krieges zwischen Frankreich und Österreich das Wallis und die Westschweiz kampflos preisgeben, um durch dieses Opfer in ihren Hauptteilen außerhalb des Konfliktes bleiben zu können, in aller Form entgegentrat[51]. 1829 bestimmte dann die Tagsatzung, für das Wesentliche post festum, daß alle Straßen- und Brückenprojekte vor ihrer Ausführung der Militäraufsichtsbehörde vorzulegen seien[52]. Die Frage, ob Fortifikation, besonders eine verstärkte Befestigung von Genf, die Sicherheit der Schweiz erhöhen, oder ebenfalls als Köder für ausländische Begierden wirken würden, war seit 1821 im Rollen. Wir werden mit Wieland auf sie zurückkommen.

Diskussion um die Gestalt der Wehrreform

Das Reglement von 1817 entfachte rasch ein reges Streitgespräch. Den einen forderte es zu wenig, den andern zu viel, diesen schien es zu militaristisch, jenen zu dilettantisch und rief damit grundsätzliche Kritik. Der Hauptharst der Kommentatoren aber war mit seinen Leitgedanken einverstanden und diskutierte vor allem über die beste Art ihrer Verwirklichung. Da das Reglement und die ihm folgenden Einzelvorschriften zudem wenig über Erziehung und Ausbildung der eidgenössischen Milizen und kaum etwas über taktische und operative Kampfführung aussagten, überdies die Landwehrfrage noch fast ganz im Dunkeln ließen, stand den Militärpublizisten aller Lager ein weiter Kampfplatz offen. Eine Reihe von Flugschriften und Broschüren, von denen wir nur die gehaltvolleren erwähnen, behandelte die zu lösenden Probleme und bemühte sich, die noch klaffenden

Lücken zu schließen. Besonders deutlich klangen Argument und Gegenargument in der Diskussion an, die 1823 um die Neuordnung der bernischen Wehrverfassung entstand und der schweizerischen Öffentlichkeit durch die Schriften von Koch, Tavel, Bürki, von Büren und Wyttenbach bekannt wurde[53].

Jomini selbst äußerte sich 1822. Nachdem er seit der helvetischen Legion von 1799 keine eidgenössischen Milizen mehr zu Gesicht bekommen hatte, stellte er nun am Offiziersfest in Langenthal und im Übungslager zu Bière voll Erstaunen die gemachten Fortschritte fest, hielt es aber für nötig, eine kriegsmäßigere Ausbildung zu verlangen und vor der spielerischen Nachahmung der ausländischen Linienmanöver zu warnen. Als Armeeleitung forderte er einen für das Wehrwesen verantwortlichen Generalstabschef mit einer ständigen Kommission von 7–8 Stabsoffizieren. «Un pareil officier», schrieb er von Wieland, «ne doit pas être employé à commander un bataillon de milices; sa place est à l'état-major, parmi les adjutants-généraux[54].» Heinrich Zschokke brachte die Leitung des Staates überhaupt im Falle eines Kriegs zur Sprache. In Erinnerung an «die Zeit der ratlosen Schmach» stellte er fest, daß die spontane Einigkeit und Klarheit des Ziels im Angesicht der Gefahr Illusionen seien, und verlangte eine schärfere Fassung von Artikel 9 des Bundesvertrags, der für Krisenlagen die Vollmachterteilung an den Vorort regelte und zu dessen Unterstützung eidgenössische Repräsentanten vorsah. Eine Behörde, die im Stande sei, in Notzeiten den Staat klar und überlegen zu führen, schien ihm unerläßlich[55].

Die «Observations sur le Système militaire Suisse» eines Anonymen, die Jomini und Wielands erster Schrift antworteten und diese ergänzten, schlugen, in Anlehnung an antike Einrichtungen, vor, die eidgenössischen Feste zum Range von öffentlichen Institutionen zu erheben, um den Geist der Nation, und insbesondere den Geist der Armee, der mit demjenigen stehender Heere nichts gemein haben dürfe, zu entflammen. Sie wollten das Schwergewicht der Ausbildung im Gegensatz zu Jomini in die Kantone verlegen und gaben Wieland zu bedenken, daß das

Muster des spanischen Abwehrkampfes für die Schweiz nur beschränkte Geltung haben könne, und daß auch sie wenn immer möglich die Entscheidung der offenen Feldschlacht suchen müsse[56]. Schon 1819 hatte Thellung von Courtlary darauf hingewiesen, daß die Eidgenossenschaft sich mit dem neuen Wehrprogramm ein politisch und militärisch schwieriges Problem zur Lösung aufgegeben habe: «Die Organisation einer Landmiliz ist nicht nur weit schwerer, als die einer stehenden Armee, sondern sie ist wirklich eine der schwersten militärischen Aufgaben, denn tut man zuviel, so hat man keine Bürger, sondern Soldaten, und tut man zuwenig, so hat man keine Krieger, sondern Bürger und Bauern[57]».

Damit war ein Konflikt angedeutet, der den Werdegang der Armee begleitete, bis unter General Wille die weitgehende Synthese gelang. Es gab unter Wielands Zeitgenossen Laien und Fachleute, die dazu rieten, diesem Konflikt auszuweichen und eine stehende Armee nach ausländischem Vorbild zu schaffen. So wurde z.B. in einer Schrift von 1826 ausgeführt, der Milizsoldat vermöge den heutigen Anforderungen der Kriegführung nicht mehr zu genügen. Überdies werde das Land aufblühen, wenn die Bevölkerung von der Last des Waffendienstes im Frieden befreit und durch die anzustellenden Soldtruppen doch gesichert sei. Man schlug ein stehendes Heer von 15 000 Mann Friedens- und 35 000 Mann Kriegsstärke mit jahrelangen Dienstzeiten vor, dessen Offiziere in einer gemeineidgenössischen Kadettenanstalt im Geiste der Innung zu erziehen waren[58]. Auch in den Reihen derer, welche die Richtlinien von 1817 grundsätzlich anerkannten, rieben sich zwei Anschauungstypen aneinander, die ein Jahrhundert lang nicht mehr zur Ruhe kommen sollten. Die Berner Diskussion des Jahres 1823 zeigt, was wir damit meinen.

Ihr unmittelbarer Anlaß und hauptsächlicher Gegenstand war die nötig gewordene Reform der bernischen Kriegsverfassung, die den Übergang von der Wehrordnung des 18. Jahrhunderts zur neuen Bundesregelung noch nicht befriedigend gefunden hatte. Uns müssen vor allem jene Stellen beschäftigen, in denen

sich das Streitgespräch zu Fragen von prinzipieller, allgemeinschweizerischer Bedeutung aufschwang. Koch übte eine intelligente, mäßige Kritik am Werk von 1817. «Jene Militärverfassung soll uns wiederum zu einer National-Taktik verhelfen, die wir verloren haben, obgleich durch sie unsere Freiheit errungen worden ist.» Gerade dies aber vermöge sie in ihrer jetzigen Form noch nicht; «vielleicht unterliegt auch dem Ganzen keine durchaus klare Idee von der Verteidigungsart unseres Landes überhaupt». Allzuviel mußte auf einmal geschaffen werden. «Kaum wäre sie ja ohne das, durch die kurz vorher überstandene Gefahr noch lebhafte Gefühl der Notwendigkeit zustandegekommen, und indem dieses benutzt wurde, mußte das Werk notwendig an Reife verlieren.» Ein neues Reglement müsse vermieden, vielmehr auf der Basis des jetzt Bestehenden organisch weitergebaut werden. Sodann müsse man sich klar die Frage stellen, auf welche Art von Krieg sich die Eidgenossenschaft vorbereiten wolle und wie sie ihn zu führen gedenke. «Einen bloß politischen Krieg können wir nie mit glücklichem Erfolge führen – denn hiefür muß die Disziplin des Heeres auf den Punkt des unbedingten Gehorsams und der absoluten Willenlosigkeit des Einzelnen gesteigert sein», schrieb er und fügte bei, dies sei in der Schweiz niemals möglich, da unsere Disziplin «freiwillig und geistvoll» sei. Damit war in einer Art, welche wir hier noch nicht beurteilen, an jene unlösbare Verflechtung gerührt, die Geist und Form unseres Wehrwesens an den Grundcharakter unseres demokratischen Kleinstaats und dessen außenpolitischen Leitsatz bindet.

Mit den 60 000 Mann der versammelten Auszüger- und Bundeskontingente allein, fuhr Koch dem Sinne nach weiter, können wir nicht schlagen, auch wenn wir ihre Ausbildung und Ausrüstung auf einen hohen Stand bringen. Ein ganz anderer Zug aus dem Arsenal unserer Wehrkraft tut not. «Es wäre der größte aller Fehlgriffe, wenn der Staat seine Kräfte und seine Aufmerksamkeit an einem solchen Auszüger-Korps erschöpfen würde, um demselben ein glänzendes Äußeres, einen unvollkommen bleibenden Soldatengeist beizubringen und dagegen

die Nationalbewaffnung und den Militär-Geist der Nation überhaupt vernachlässigt hätte. Nur durch diesen, welcher von dem Soldatengeiste weit verschieden und weit über denselben erhaben ist, und durch kluge Anstalten zu seiner Anwendung kann das Vaterland aus wirklicher Gefahr gerettet werden.» Funktion des Kontingentsheeres ist es dann, operativer Kern der mehr regional wirksamen Volksaufgebote zu sein. So rasch als möglich muß aber die Landwehr auf die Ausrüstungs- und Ausbildungsstufe der Auszüger gehoben werden. «Nie darf die Vorstellung einreißen: nur die Auszüger seien eigentlich Soldaten für das Vaterland: sonst ist die unausbleibliche Folge hievon die Schlußreihe: – also sind wir Übrigen nichts...» Die taktischen Anschauungen, besonders die Hochschätzung von Scharfschützen und Nahkampf, teilte Koch mit Wieland und von Tavel. Er hielt dafür, daß alle Wehrmänner sich auf eigene Kosten auszurüsten und zu bewaffnen hätten und verlangte, neben den Ergänzungs-, Haupt- und Trüllmusterungen aller Milizen, für die Auszüger Ausbildungskurse von vier mal 30 Tagen. Zu diesen Forderungen von eindrucksvollem Ausmaß stand die wie ein roter Faden durch seine Darlegungen laufende Scheu vor finanziellen oder persönlichen Opfern des Staates und des Einzelnen in seltsamem Kontrast[59].

Die, auch in Koch's Schrift vertretene Ansicht, daß es unsere Kräfte übersteige, dem ausländischen Soldaten einen fachlich gleichwertigen Einzelkämpfer gegenüberzustellen, daß den Kolonnen feindlicher Elitetruppen hingegen von heiligem Grimm beseelte Massenaufgebote wie Fluten eines ausgetretenen Waldbachs an den Flanken fressen und sie wie Lava versengen müßten, war für Tavels Beitrag geradezu charakteristisch. Auf welche Weise die eidgenössischen Milizen sich das schwere Kriegshandwerk aneignen sollten, blieb ihm cura posterior. Er dehnte Koch's Aufgebotsystem auf die ganze Schweiz aus, berechnete, daß nach Abzug des Bundesauszugs auf jeden Quadratkilometer schweizerischen Terriroriums noch 470 waffenfähige Männer fielen, die nach dem Vorbild der Vendée, Kataloniens und Tirols kämpfen könnten, und schloß daraus: «Also bleibt die wehr-

hafte Mannschaft der Schweiz immer noch jedem Heere, das der mächtigste Staat gegen sie verwenden kann, überlegen, und kostet dem Staate vergleichsweise beinahe nichts.» Dem Einwurf, bewaffnete Volksmassen seien militärisch nur sehr beschränkt brauchbar, hielt er entgegen, daß hierzulande der Ausbildungsstand und die Disziplin stehender Truppen nicht erreicht werden könne; den Milizen genügten zum Kampf im durchschnittenen Gelände einige wenige, sicher beherrschte Kenntnisse und Fähigkeiten; «wenn er guten Willen hat, so ist er auch diszipliniert»; unbedingte Unterordnung sei nur in viel längern Dienstzeiten anerziehbar. Ja, er ging sogar soweit, zu versichern, die allgemeine Willensrichtung einer einmütig gegen den Eindringling aufbrechenden Volkserhebung dispensiere die Offiziere von der «Geistesüberlegenheit... die erfordert wird, um Untergebene zum Gehorsam zu zwingen.» «Zahl, Begeisterung, Fertigkeiten, Lokalität» sollten «Disziplin und Übung» vollwertig ersetzen. Braucht Verstand und Kräfte, die Gott der Nation gegeben, rief er dem ganzen Volke zu, «auf daß nicht noch einmal, vielleicht auf Kosten unserer Existenz, der Beweis geleistet werde, daß das Auszügersystem oder die bloß teilweise Bewaffnung zu unserer selbständigen Verteidigung nicht hinreicht[60]».

Der von entschlossen ausgreifenden und sparsam zögernden Motiven in widerspruchsvoller Brechung durchwirkten Darlegung Kochs und den illusionistischen, in edler Begeisterung vorgetragenen Thesen von Tavels traten trocken und nüchtern der Ratsherr Bürki und die Obersten von Büren und Wyttenbach entgegen. Bürki lief Sturm gegen die Manie der Volksaufgebote. Das jetzt Geplante sollte solid ausgeführt und die Auszüger auf Kosten der Dienstfreien gut gerüstet werden. Ein Übriges schien ihm von Übel. Zum vaterländischen Enthusiasmus bemerkte er skeptisch: «Gemeingeist anders als vereinzelt sucht man heutzutage vergebens in den untersten Klassen[61].» Von Büren griff Koch in fast allen wesentlichen Punkten an. Es sei den Eidgenossen unmöglich, «wie einst zu Cäsars Zeiten ihr Land in eine rauchende Wüste verwandeln, Städte und Dörfer niederbrennen, die Felder verwüsten und sich in die unzugänglichen

Schluchten ihrer Gebirge zurückziehn...» Es fehle uns der weite Raum, das Meer der Verbündeten, Klima, Sitten und Gebräuche, um den Kampf à l'Espagnole führen zu können. Im eigenen Lande würden wir rasch erliegen; darum brauchten wir eine Offensivarmee, die einen aufgezwungenen Krieg auf feindliches Gebiet tragen könnte. Aber «es ist nicht genug, sich rühmen zu können, wir haben so und so viel tausend Bewaffnete; es müssen diese gebraucht werden können, und von tüchtigen Führern angeführt sein, deren Bildung nicht einer allzu ausgedehnten Ökonomie zum Opfer gebracht werden soll». Er rügte, daß Koch die Kaderbildung, diesen Eckpfeiler jeder Armee, viel zu ärmlich bedacht habe. Wenn man Säckel und Person zu stark schone, erhalte man dann eben «ein Milizsystem im wahren Sinn des Wortes..., d.h. viele Offiziere, die wenig oder gar nichts wissen; viele Soldaten, die nicht brauchbar sind, und zahllose Controllen und Schreibereien ohne Nutzen[62]». Wyttenbach endlich polemisierte vom Standpunkt des auswärts gedienten Berufsoffiziers gegen Kochs gefährliches Diktum «bei einer Miliz könne der Gehorsam nie blind sein». Auch schlug er eine schrille, bisher stumm gebliebene Saite an, indem er sich fragte, warum überhaupt «das kleinste und ärmste Land von Europa (dem überdies noch seine Neutralität von allen großen Mächten zugesichert ist) stets eine schlagfertige Armee auf Kriegsfuß unterhalten solle...» «Die jährliche Einberufung einer bedeutenden Zahl Rekruten ist unser und der gesamten Eidgenossenschaft Krebs, der an ihrem Innern nagt,» tönte sein Unkenruf, und zum Schlusse riet er, es möge, «wenn die Zeitumstände es einsten erlauben, der Hohe Stand Bern bei der Eidgenossenschaft auf einen Friedensfuß antragen[63]».

Der Berichterstatter, welcher in der Neuen Zürcher Zeitung über die Schriften zur Berner Wehrreform referierte, konnte feststellen, daß Koch, Tavel, Bürki und Büren, trotz scheinbar großer Meinungsverschiedenheit, in drei Dingen einig waren[64]. Alle hielten dafür, daß der Schlagarmee zum mindesten lokal verfügbare Reserven aus einem zweiten, breitern Aufgebote nötig seien, daß das volle Schwergewicht der Ausbildung auf die erste

Dienstzeit fallen müsse, somit der Trüllbetrieb zu Gunsten von Rekrutenschulen weitgehend abzubauen sei, endlich, daß die Scharfschützen als eine Art leichter Gebirgsartillerie größte Aufmerksamkeit verdienten. Was der Referent zu Kochs und Wyttenbachs Wortwechsel über das heikle und bedeutungsschwere Problem eines absoluten und eines «eidgenössischen» Gehorsams zu sagen hatte, wird uns im nächsten Kapitel den Einstieg zur Frage der Disziplin erleichtern.

Im Zusammenhang gesehen, war die Lage in der eidgenössischen Wehrdiskussion zu Beginn von Wielands Auftreten diese:

Im noch unscharf gezeichneten Rahmen des militärischen Grundgesetzes von 1817, dessen Leitgedanken kaum erschüttert werden konnten, da sie auf jahrhundertelang Erdauertem beruhten und dem Wesen der Eidgenossenschaft gemäß waren, standen sich zwei Anschauungen klar gegenüber oder durchkreuzten sich in vielfacher Brechung. Beide wollten dem komplexen Gebilde einer kleinen, förderativen Demokratie zu einem kriegsgenügenden und zugleich tragbaren Wehrwesen verhelfen, das ihrer innern Gestalt entsprechen und ihrer äußern Lage gerecht werden sollte. Nur hemmende und bewegende Kräfte zu unterscheiden, würde unerlaubte Vereinfachung bedeuten. Von dem, was militärisch nottat her gewertet, standen nicht alle, die politisch zu verharren oder hinter sich zu treten wünschten, der Entwicklung der Armee im Wege, und nur ein Teil derer, welche die Fahne des Kommenden vorantrugen, besaß den nüchternen Blick und den drängenden Ernst, der auch dem Wehrwesen gab, wessen es bedurfte.

Die eine Richtung, die vor allem konservative, patrizische Magistraten und in fremden Diensten ergraute Offiziere verfochten, glaubte die Zeittendenz nach spezifisch eidgenössischer Heeresorganisation und Fechtweise als dilettantische Anmaßung bekämpfen zu müssen. Als unausweichlicher Maßstab des Kriegsgenügens schienen ihr allein Form und Geist der ausländischen Elitetruppen gültig. Die Gestalt der rechten Armee war ihr

weitgehend unabhängig vom Charakter der Nation, so daß sie stark dazu neigte, ihrem Staate ein wesensfremdes Großmachtheer en miniature anzuempfehlen.

Die andere Richtung, der hauptsächlich die junge Generation der napoleonischen Soldaten sowie die liberalen Staatsmänner und Publizisten angehörten, war überzeugt, daß «Nationaleigentümlichkeit» – so lautete das Schlagwort – Grundbedingung eines wahrhaft starken Wehrwesens sei. Aufbau, Kampfmethode und innere Haltung ausländischer Linientruppen zum Vorbild zu nehmen, erschien ihr als Todsünde. Daß die feindliche Übermacht durch das spezifisch *Andere* neutralisiert werden müsse, war ihr ein Axiom. Dem sturen, unbedingten, absoluten Gehorsam der ausländischen Söldner- und Untertanenarmeen wollte sie die bedingte, die freiwillige, die geistvolle eidgenössische Disziplin entgegenstellen, den geschulten, methodisch schlagenden Heeren den Massensturm einer bewaffneten Nation. Damit riskierte sie, ins Land der furchtbaren Täuschung zu geraten, in dem am Punkte der Bewährung der Abgrund steht.

In ihrer extremen Gestalt waren beide Richtungen gleicherweise verderblich. Die Lösung, der das Wehrsystem gelingen sollte, das einerseits den Forderungen des Krieges in vollem Maße gerecht wurde und andererseits der psychologischen und politischen Struktur der Eidgenossenschaft wesentlich entsprach, mußte irgendwo in der Mitte liegen; irgendwo in der Mitte zwischen dem Bild des Soldknechts oder Königsmannes und dem des rasenden Hirtenknaben oder Zivilgardisten mußte auch die Gestalt des Cittadino armato, jenes eidgenössischen Bürger-Soldaten sich erheben, der auf die Dauer allein Schützer und Träger eines demokratischen, förderativen Kleinstaats sein konnte.

Jede eidgenössische Generation hat die angedeutete Synthese von neuem zu suchen und alles zu tun, ihr möglichst nahe zu kommen. Johannes Wielands Gedanken werden vor allem darnach zu beurteilen sein, wie weit *er* sich, im Rahmen des seiner Epoche Möglichen, dem immerwährenden Ziel der Armee zu nähern vermochte.

VI. DIE DOKTRIN

Legitimation

«Wenn wir nicht zur Tätigkeit berufen sind, *so schreiben wir* und wecken für die Zukunft!!.»[1]

Bevor wir den literarischen Niederschlag von Wielands Bemühen, sein eigenes und das von ihm vermittelte Gedankengut im Querschnitt darzustellen suchen, muß die Frage gestellt werden, wie er sein publizistisches Unterfangen vor sich und der schweizerischen Öffentlichkeit legitimierte. «Du hast Dir schon ziemlich viel herausgenommen», läßt er in einem Rechtfertigungsgespräch den imaginären Partner zu sich sagen, «Du sprichst und schreibst über eidgenössische Militärorganisation und Verteidigungssysteme; Du erlaubst Dir Lob und Tadel über geschichtliche Ereignisse, über Manöver, Übungslager und Nationaltaktik, – kurz, über alles, was geschehen ist, geschieht und geschehen soll. Fürchtest Du nicht, daß mehr Erfahrene, mit den Angelegenheiten des Vaterlandes besser unterrichtete Männer, Dich zurechtweisen, daß eine gesunde Kritik über Deine Arbeiten herfallen und Dich mit gleicher Münze bezahlen werde[2]?» Wielands Antwort auf die sich selbst entgegengehaltenen Bedenken war in ihrer Grundhaltung etwa diese: Der eidgenössische Staat verlangt von jedem seiner Bürger, wo immer dieser stehe, nach Maßgabe seiner Kräfte tätige Mithilfe am Aufbau des gemeinen Wesens. Indem sich jeder nach bestem Wissen und Können an der Gestaltung der öffentlichen Dinge beteiligt, entstehen Streitgespräch und Kampf, welche erst, – werden sie ritterlich geführt –, die verschiedenen Gedanken und Vorschläge zu klären, zu scheiden und zu verbinden vermögen und schließlich das hervorbringen, was zur Verwirklichung taugt. Das Interesse der Republik verlangt, daß der Bürger, der etwas zu sagen hat, seine Stimme allen vernehmbar erhebe und nicht in falsch verstandener Bescheidenheit allzulange stumm bleibe. Mag der eigene Beitrag auch von unterschiedlichem Werte sein, so ist es immer notwendig und damit gerechtfertigt, Angelegen-

heiten von allgemeiner Wichtigkeit zur Sprache zu bringen und den läuternden Streit der Meinungen zu entfachen.

Seine menschliche Art und sein Werdegang mußten Wieland mit Macht dazu drängen, sich vor seinen Mitbürgern und Waffenkameraden über die gemeinsame Sache des eidgenössischen Wehrwesens zu äußern. «Die Beobachtung der jüngsten Weltbegebenheiten», heißt es in der breit angelegten Einleitung zur zweiten Auflage seines Hauptwerks, «reifes Nachdenken über die Lage und die Hilfsmittel der Schweiz, haben mich so innig überzeugt, daß das Glück der Eidgenossenschaft von ihrer militärischen Haltung abhängt», daß er sich verpflichtet fühle, nach Kräften zu mahnen, zu raten, ergänzend beizusteuern und das ihm richtig Scheinende allen vor Augen zu führen[3]. Er maßte sich nicht an, Schöpfer von grundlegend Neuem zu sein, oder von Werken, deren Wert in sich selbst beruht, sondern betrachtete sich als Vermittler und Popularisator, als Wegweiser und Aufklärer, als Rüttler und Stachler und rechtfertigte alle seine Äußerungen dadurch, daß sie mithalfen, die intensive Beschäftigung mit einer eidgenössischen Kernfrage ständig im Fluß zu halten.

Geistige Mobilmachung

Wie Fanfarenstöße kehren in Wielands Schriften die Stellen wieder, in denen er eindringlich um die Gesinnung seiner Miteidgenossen warb, in denen er von den «vertus» bis zu den «préjugés populaires»[4], vom egoistischen Trieb des Einzelnen bis zum gemeinsamen Ehrgefühl der Nation alles zu bewegen suchte, das geeignet war, dem, was er zu sagen hatte, die nötige Aufgeschlossenheit zu bereiten und die eidgenössische Wehrhaftigkeit überhaupt zu wecken und zu entfalten. Er stellte sich an den propagandistisch wohl wirksamsten Hebel, die gemeinsame Erinnerung an das Unglück des Vaterlandes im Sturm der Revolutionsepoche, und versuchte, die militärischen Gründe des Zusammenbruchs von 1798 einleuchtend zu machen. «In der Schweiz..., wo keine selbständigen Kriege mehr geführt wurden, verlor sich die eigentümliche Taktik; kleinmütig verges-

send, auf welche Art die Nationalstellung gesichert werden muß, begnügte man sich, den Progressen der Kriegskunst, wie dieselbe allmählig vervollkommnet ward, langsam folgend, die neuen Erfindungen – mit größter Sparsamkeit – an das eidgenössische Milizsystem zu kleistern. Man scheint selbst, in dem elenden Wahn, daß vieles Heergerät in den Zeughäusern aufgehäuft, des Vaterlandes Verteidigung erzwecken könne, eingeschläfert worden zu sein, ohne zu bedenken, daß nicht die Menge des Gezeugs, sondern die Kraft und Festigkeit im Gebrauch eines gut konstruierten Materiellen, Hauptsache ist; man vernachlässigte den Geist des echt schweizerischen Verbandes und ließ die Waffen, mit welchen die Väter ihre Unabhängigkeit erfochten, schändlich vom Rost fressen[5].» Er wurde nicht müde, daran zu erinnern, wie dann in der Stunde der kriegerischen Bewährung «kein Geld, kein Vornehmtun, kein eitles Wesen, kein Gebet, kein Rosenkranz[6]» der Eidgenossenschaft geholfen habe und sie für ihre «laue Verteidigung oder leichte Unterwerfung[7]» hart gezüchtigt worden sei.

Deshalb, sagte er, weil der Bund «ohne gemeinschaftliche Kriegsverfassung ein Wort ohne Kraft ist[8]», muß das Wehrwesen «als ein Nationalheiligtum[9]» betrachtet werden und durch energische Taten Förderung erfahren. «Eine ehrenvolle Stellung gegen das Ausland ist das allgemeine Losungswort. Wie wollt Ihr aber eine solche einnehmen, wenn Ihr nicht Kraft der Kraft entgegensetzen könnt? Glaubt Ihr durch schöne Worte und Sentenzen zu imponieren? Würde man nicht des Zwerges lächeln, der seine Faust in der Tasche macht[10]?» «Schon hat der Donner in der Ferne dumpf gebrüllt, schon haben sie öffentlich davon gesprochen, daß die Schweiz in einem neuen Großmachtkrieg wiederum zum Kampfplatz werden müsse[11].» Darf die Eidgenossenschaft da noch auf die europäische Gewährleistung ihrer Neutralität und Unabhängigkeit bauen, muß sie nicht vielmehr alles tun, um «durch eine wohlberechnete Organisation aller Widerstandsmittel» Europa selbst «eine Garantie» für die Unbedingtheit ihres souveränen Willens zu geben; auf daß in jedem Fall die Rentabilitätsrechnung der Mächte sich zu ihren

Gunsten wende[12]? Drei Varianten von Neutralitätsverletzung ist jederzeit ins Auge zu sehen[13]. Schon ein unverwehrter Durchmarsch an peripherer Stelle rafft «die Ehre, das zukünftige Glück des Vaterlandes dahin.» Eine vorübergehende Besetzung als Operationsbasis bedeutet tötliche Gefahr, und wird die Schweiz gar von einem ihrer «großen Nachbarstaaten geradezu angegriffen, um erobert und unterjocht zu werden..., dann ist die Freiheit dahin, die Existenz des Staates verloschen, wenn die Widerstandsvorkehrungen nicht einstimmig und genügend getroffen worden sind.»

Mit Johannes von Müller träumte er vom Wiedererwachen der alten Waffenkraft und forderte die Zeitgenossen auf, dem Kriegertum wieder jene Ehre zu geben, die ihm bei den Vätern zuteil geworden war. «Die Faust und der kriegerische Charakter der alten Schweizer besteht noch in dem Volk; der zur Verteidigung so geeignete Boden deckt noch die Oberfläche Helvetiens. – Dieser Geist muß aber erweckt und aufgemuntert, diese Elemente der Selbständigkeit müssen benutzt und geschätzt werden[14].»

Neben der außenpolitischen Bedrohung und dem gefährlichen Glauben an eine mögliche Wiedergeburt des unwiderstehlichen Furor helveticus wurde ein wichtiges innenpolitisches Argument, das ebenfalls für vermehrte Wehranstrengung sprach, herbeigezogen. Wieland sah genau, daß das gemeineidgenössische Militärwesen wie nichts anderes die Kräfte, welche zu einem engern nationalen Zusammenschlusse drängten, zu nähren vermochte. Um das zerrüttete Selbstvertrauen der Nation und damit die Grundlage aller staatlichen Entfaltung zu festigen, mußte in erster Linie die Wehrhaftigkeit gehoben und erreicht werden, daß es wieder «politische Religion» wurde, Kriegsverfassung und Waffenhandwerk als nationale Palladia zu ehren[15]. «... die letzten Ereignisse und der fremde Druck haben die Gemüter des Volkes herabgestimmt und erschlafft; es bedarf der Anstrengung und Beharrlichkeit der obersten Bundesbehörde und der Hohen Landesregierungen, um die alte Energie wieder herzustellen, um die vielseitig eingetretene Lauheit und Selbstsucht

in Sachen des Vaterlandes auszurotten, um Parteiansichten und Kantonalinteressen zu vereinigen. Alles dieses kann durch Nationalisierung der Schweizer Kriegsverfassung erzielt werden[16].» «Nur durch eine allgemeine Bewaffnung des Volks kann das eingeschlafene Selbstvertrauen der Eidgenossen wieder erweckt werden, nicht durch teilweise Verpflichtung zum Kriegsdienst, – nicht durch glänzende Uniformen, – nicht durch künstliche Schauspiele auf den Musterungsplätzen[17].»

Wieland beschwor die Verantwortlichen, sich seiner Überzeugung anzuschließen, daß eine genügende Ausschöpfung der Wehrkraft, eine ernsthaft betriebene Vorbereitung und eine «eigentümliche» Taktik die Eidgenossenschaft in den Stand setze, einem Großmachtheer erfolgreich zu widerstehen, daß «hingegen halbe Maßregeln hier wie überall Verderben bringen müssen[18]». Der Satz, daß der zahlenmäßig Schwächere notwendig unterliegen müsse, galt für ihn nicht. Den ehrlich Skeptischen gab er zu bedenken, daß die Wahrscheinlichkeit eines feindlichen Angriffs auf die Eidgenossenschaft sich in jedem Fall umgekehrt proportional zum Stand der eidgenössischen Rüstung und des eidgenössischen Abwehrwillens verhalte. Endlich rief er wie Koch seine Mitbürger auf, die Fahne auch dann hochzuhalten, wenn sich eine neue Finsternis über das Land senken würde. «Sollte aber ein staatsmörderischer Versuch gegen das Dasein der Bundesrepublik in Helvetien möglich werden, so bleibt als Rettungsmittel die äußerste Verteidigung durch den Volkskrieg, womit die Eidgenossen – gegen Angriffe von mehreren Seiten, wie gegen jene einer einzelnen Macht – wenn nicht den Sieg erkämpfen, doch glorreichen Widerstand leisten und als Nation fallen können, – um bei veränderten Umständen wieder als Nation zu erwachen[19]!» Denen, die befürchteten, die Entfesselung des Volkskriegs würde den Staat in Trümmer, Blut und Tränen untergehen lassen, hielt er die Erfahrungstatsache entgegen, «daß die Folgen des Nationalkrieges ein Land nicht so tief in seinem Wohlstand zerrütten, als wenn leichte Unterwerfung einem Unterdrücker erlaubt, in geordneter Form seinen Grundwert aufzusaugen...[20]». Die ihn als Kriegshetzer ver-

dächtigten wurden belehrt, daß in der modernen Eidgenossenschaft die militaristische Gefahr nur von Blinden an die Wand gemalt werden könne. «Durch Aufforderung zur Ausrüstung der Kampfmittel wird nicht Krieg gewunschen oder angezogen, – im Gegenteil muß dieses als die einzige Maßregel angesehen werden, wodurch bei jedem Sturm von außen im Vaterlande Friede zu erhalten möglich ist[21].» Den ökonomisch Überbedächtigen bewies er, daß das staatspolitisch Notwendige dem finanziell Wünschbaren vorzugehen habe, den allzu hartnäckigen Partikularisten, daß die beste Wehrorganisation und die größte Aufopferung Aller am Tage der Not nichts nützten, wenn man sich nicht entschließen könne, rechtzeitig *einer* Stelle die Politik und *einem* Manne das Heer in die Hand zu geben. «Einheit in der Leitung der öffentlichen Geschäfte und des Kriegswesens der gesamten Eidgenossenschaft zu Zeiten der Gefahr» war ihm «eigentliche Grundbedingung[22].»

Die Anrede an die verantwortlichen Magistraten und andere Hochstehende im Lande ist häufig. Wieland gab wiederholt der Überzeugung Ausdruck, daß der Kern der Nation, die mittleren Klassen, immer wehrwillig und einsatzbereit gewesen sei und den Ausbau der Armee im Grunde befürworte. «Immerhin müssen die Regierungen hiezu den Impuls geben, die Institutionen unterstützen, welche des gesamten Vaterlandes Kraft zu entwickeln bestimmt sind, und wenn sie *Regierungen* sein wollen, das Militär nicht für unnütze Spielereien halten[23].» Die Ereignisse haben bewiesen, «daß der echte Schweizer-Sinn in den mittleren Klassen wohnt, daß durch sie die Unabhängigkeit und Neutralität der Eidgenossenschaft mit Ehre verteidigt worden wäre, wenn nicht der Scheinvorteil einiger hoher Klassen diesen wahrhaft schweizerischen Entschluß gelähmt und vereitelt hätte[24]». So und noch schärfer schrieb der Oberst, der später als reaktionärer Würger verschrieen wurde. Immer wieder setzte er sich mit den «unheilbringenden Rednern[25]», den Maulwürfen und Termiten aller Zeiten auseinander, in jeder Schrift erneut trat er an «zur Widerlegung des Wahnes, daß eine kraftvolle Einrichtung des Wehrstandes in der Schweiz nutzlos sei. Ver-

derblich ist dieses Vorurteil für das innerste Prinzip unseres politischen Lebens und zerstörend für unsere National-Unabhängigkeit diese Äußerung einiger Kleinmütigen und Eigennützigen, denn diese verursachen die Schwäche des Vaterlandes, und je höher sie stehen durch Reichtum, Ehrenstellen oder sonstige Glücksblüten, desto schädlicher ist ihr giftiger Einfluß[26]». «Diejenigen Schweizer, welche bloß aus Weichlichkeit des Charakters, oder aus grundloser Abneigung gegen alles Militärwesen, aus bloßen personellen Rücksichten, aus Eigennutz, um nicht Geld zur Kriegssteuer geben zu müssen, oder um sich und die ihrigen von direkter Waffenpflicht zu befreien, – welche also aus niedrigen Ursachen die Organisation der eidgenössischen Streitkräfte zu hintertreiben versuchen, verdienen keine Widerlegung...[27].»

Auf diese Weise, erinnernd und mahnend, durch Drohung und Aufruf, mit Hieb und Stich, unternahm er es, das Erdreich zu lockern, in dem sein Same zu keimen oder zu ersticken hatte.

Grundprinzipien

Das Wehrgesetz von 1817 war durch die Gesamtheit aller Stände als verbindlich erklärt worden. Wie sehr während der Phase seiner beginnenden Verwirklichung die Meinungen in- und außerhalb des öffentlich anerkannten Rahmens noch durcheinander gingen, haben wir früher gezeigt. 1822 schrieb Wieland folgendermaßen an Tavel über den babylonischen Zug, der den gemeineidgenössischen Wehrbestrebungen nach wie vor anhaftete: «Es scheint mir nun das eidgenössische Kriegswesen als ganz rohes Material angesehen werden zu müssen, wovon um ein Gebäude aufzuführen zuerst ein festes Fundament gelegt werden müßte; – dieses sitzt zwar auf dem Papier, zum Teil auch sind hier und da die Steine geschnitten worden, aber wie nun das Ganze soll gestellet und gegen das Gewitter gestellt werden, dazu ist man noch nicht einig. Der einte sucht die Hauptsache in einigen Schwenkungen der Miliztruppen, ein anderer will befestigen, ein dritter glaubt, daß alles dieses weggeworfen werden

müßte, um nur allgemeine Landesbewaffnung ohne künstlichen Zusatz aufzustellen, viele, dadurch irre gemacht oder nur ihrer augenblicklichen Bequemlichkeit nachziehend, verwerfen alle Militäranstalten, und leider viele Regierungsglieder stimmen dieser letzteren Klasse bei; diese Verschiedenheit der Meinungen unterminiert alles was getan wird, um die Notwendigkeit der Wehreinrichtungen zu beweisen und um solche in Vollziehung zu bringen[28]». Angesichts dieser Diskrepanz der vorgeschlagenen Wege zog sich Wieland ein für allemal seine Richtlinie, die dahin lautete, daß nur gewählt und ausgeführt werden dürfe, «was mit den Grundsätzen der Kriegskunst und mit denen des eidgenössischen Bundesvertrags übereinstimme[29]». Damit anerkannte er das Reglement von 1817 als gültige Grundlage, und dies nicht aus opportunistischen Gründen, sondern weil er überzeugt war, daß es die «organische Basis[30]» biete, auf der ein Wehrwesen entwickelt werden könne, schlagfertig und zugleich dem politischen Charakter der eidgenössischen Föderation artgemäß. Damit rückte er auch von Tavel ab, dessen Forderung, «ein Bundeskontingent von 33 000 Mann aus jungen Leuten der vermöglichen Volksklasse, als eine Art von privilegierter Elite» zu schaffen und alle übrigen Achtzehn- bis Sechzigjährigen in einer gewaltigen Landsturmlawine zusammenzufassen, er als unrepublikanisch und militärisch unbrauchbar ablehnte[31].

An einer viel intensiveren Ausschöpfung der Wehrkraft, an der vollen Verwirklichung des Verfassungsgrundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht hielt aber der Basler wie der Berner fest, nur verlangte Wieland statt der Scheidung in Elite und ungeschultes Territorialaufgebot, eine ausgeglichenere, weit ernsthaftere Beanspruchung des Einzelnen, die gesetzlich vorgesehene Kernarmee der 66 000, regional verstärkt durch eine geübte, mit aller Sorgfalt vorbereitete Landwehr. In *diesem* Sinne schrieb er als Vorschlag zu einem Bundesgesetz: «Kein Schweizer soll vom Waffendienst befreit werden, es sei denn wegen körperlicher Gebrechen; kein Schweizer wird mündig erklärt, um seine bürgerlichen Rechte auszuüben, oder zu heiraten, er sei denn vollständig bewaffnet und equipiert; kein Schweizer

darf eine bürgerliche Ehrenstelle bekleiden, er sei denn wenigstens vier Jahre unter dem Bundeskontingent gestanden, wovon einzig ausgenommen werden können diejenigen, welche aus einer legalen Ursache mit Vorwissen der Obrigkeit abwesend waren[32].»

Was die militärische Qualität des bewaffneten Bürgers betraf, so hielt Wieland grundsätzlich dafür, daß, wenn gewisse Bedingungen erfüllt seien, der Milize dem Soldaten einer stehenden Armee ebenbürtig sein könne. Wenn er sagte: «Der Unterschied zwischen einem besoldeten und einem Milizheer ist scharf und abstechend[33]», dachte er mehr an eine innere als an eine äußere Differenz, schien ihm doch die Kriegsgeschichte zu beweisen, «daß Exerzierkunst nicht Kriegskunst ist und daß wohlorganisierte Nationalaufgebote kriegskundige Armeen schlagen können. Die Gemüter erheben sich bei einem freien Volk, wenn es die Waffen zur direkten Verteidigung ergreifen muß, und der allgemeine Enthusiasmus erzeugt Kriegsgenie, welches die Erfahrung übertrifft[34].» «On aime à se représenter une foule armée renversant tout obstacle, enlevée par un souffle de passion; il y a plus de pittoresque que de vrai dans cette imagination», hat Ardant du Picq einmal voll Hohn notiert[35]. Bliebe der Schlußsatz von Wielands eben zitierter Äußerung ohne Gegengewicht, so wäre man geneigt, seine Meinung über den Wert von Volksaufgeboten als ebenso romantisch zu beurteilen wie die Tavels. Daß er dem hinreißenden Schwung des Vaterlandsverteidigers, der gegen reguläre Soldtruppen im Felde stand, erst bei einer gewissen Ausbildungs- und Erziehungsparität das Übergewicht über die kriegerische Tugend des Berufssoldaten zubilligte, zeigt, zusammen mit vielen ähnlichen, folgende Stelle: «Die irregulären Vendeer und Tiroler Haufen konnten immer nur in den ersten Anfällen einige Vorteile über ihre Gegner erringen, sie wurden immer nach und nach durch die Kriegskunst und Beharrlichkeit der regulierten Truppen besiegt und von allen Punkten wieder zurückgeschlagen; die regelmäßig organisierten amerikanischen und französischen Nationalarmeen besiegten hingegen die an Zahl stärkeren Angreifer, weil sie, ihnen gleich an

Kunst, überlegen aber an hohem Sinn zur Verteidigung des eigenen Grund und Bodens waren.»[36] Die kriegerische Qualität des Milizen glich sich der des Berufssoldaten also erst an oder wurde ihr überlegen, wenn sie sich im Rahmen einer wohlvorbereiteten Organisation entfalten konnte und auf einer soliden Ausbildung beruhte.

Wie war nun in der Milizarmee der kleinen Eidgenossenschaft mit ihren äußerst kurzen Ausbildungszeiten und ihrer notwendigerweise immer beschränkten materiellen Rüstung jene taktische Parität mit den möglichen Feinden zu erreichen, ohne welche die moralische Überlegenheit des Neutralitätsverteidigers ein grausames Schemen bleiben mußte, wie im Wehrwesen des restaurierten Staatenbundes Wielands Hauptlehre der Kriegsgeschichte zur Wirksamkeit zu bringen, «daß wohleingeteilte, bewegliche, disziplinierte und manövrierfähige Armeen stets den Vorzug über unregelmäßige Massen davongetragen haben; daß Kunst und Ordnung die Kräfte vervielfältigen und daß die richtige Anwendung der Grundsätze der Militärwissenschaft eine schwache Armee in Stand setzen kann, einem zahlreichen Heere zu widerstehen[37]»? Viele warfen dem Reglement von 1817 und seinen offiziellen Ausführungsbestimmungen vor, daß man die Antwort auf diese Frage vergeblich in ihnen suche. Hier schloß sich denn auch Wieland den Kritikern an. Was er an der bestehenden Militärorganisation neben einer umfassenden Beanspruchung aller Wehrfähigen grundsätzlich vermißte, waren die ausdrücklich umschriebene «Nationaleigentümlichkeit» und eine formulierte taktische und operative Doktrin. Seine Konzeption der eidgenössischen Kampfführung soll im speziellen Teil dieses Kapitels geschildert werden. Ihre Grundvorstellung aber, die von Johannes von Müller, Heinrich Zschokke und Tavel übernommene Idee einer nationalen Fechtweise, ist hier zu betrachten.

Wieland war mit seinen Anregern zutiefst überzeugt, daß «der Boden, den ein Volk bewohnt, und der Geist, der es regiert, entscheiden, wie es seine Verteidigung ordnen muß[38]». «Unsere Voreltern hatten eigentümliche Kriegseinrichtungen und ahm-

ten nicht stets dem Ausland nach, sie waren siegreich und gefürchtet. Die neueren Schweizer wichen von diesem Weg ab, sie wurden überwunden und verloren ihren Kriegsruhm; nur einzelne Heldengefechte, mit eigentümlicher Taktik gekämpft, erhielten einen kleinen Rest desselben. Nie siegte eine Nation über eine andere, deren Kriegseinrichtungen sie nachahmte, aber stets war jene siegreich, die mit eigentümlichen oder neuen Mitteln in den Kampf trat, wenn auch ihre Zahl noch so klein war[39].» Gelang es nicht, die Gestaltung des eidgenössischen Wehrwesens auf dieser kriegsgeschichtlichen Grunderkenntnis aufzubauen, so mußte nach seiner Meinung die Hoffnung aufgegeben werden, je die feindliche Übermacht an Kunst und Material neutralisieren zu können. Waren die Eidgenossen hingegen fähig, ihre Heeresorganisation dem heimischen Terrain organisch anzupassen und eine Fechtweise zu entwickeln, die das moderne Erfordernis mit der Eigenart überkommener Kampfpraktiken zu verbinden wußte, so konnten sie jedem Feind zwischen Rhein, Jura und den Alpen ebenbürtig werden. Sture Nachahmung von Form und Geist ausländischer Heere schien ihm daher verderblich. «Es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen einer Miliz, die ihr eigenes Wohl verteidigen *will*, und stehenden Truppen, die den Kaprizen eines Herrn folgen und oft eine ungerechte oder Privatsache verfechten *müssen*. Hüten wir uns demnach, die Vollkommenheit unseres Kriegswesens in der Ähnlichkeit mit fremden Heeren zu suchen und einen großen Wert auf unwesentliche Prunksachen zu legen; bemühen wir uns, die schweizerischen Streitkräfte solchermaßen zu nationalisieren, daß sie jedem eindringenden Feind durch ihre besondere Fechtart überlegen sind...[40].»

Auf eine knappe Formel gebracht, lauteten Wielands Grundprinzipien so: Das aus dem Defensional-System herausgewachsene Reglement von 1817 entspricht der politischen Natur der Eidgenossenschaft und vermag der militärischen Notwendigkeit gerecht zu werden. Es ist deshalb in seinen Hauptlinien als richtig anzuerkennen. Der in ihm ausgesprochene Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ist aber viel energischer zu verwirk-

lichen als dies jetzt geschieht. Es genügt nicht, Auszug und Reserve auf volle Schlagkraft zu bringen. Das Massenaufgebot der Landwehr ist, im Sinne einer regionalen Untermauerung der Kerntruppe, gründlich vorzubereiten und dem Ausbildungsstand der Jungmannschaft möglichst anzugleichen. Der freie Vaterlandsverteidiger ist dem angreifenden Elitesoldaten moralisch überlegen und vermag dadurch etwas von seiner technischen Unterlegenheit zu kompensieren. Volles Kriegsgenügen kann eine von Landwehraufgeboten unterstützte Milizarmee aber nur erreichen, wenn sie gut organisiert und geführt ist und über einen «nationalen» Kampfstil verfügt. Entschließen sich die Eidgenossen, aus den Erfolgen der Vorfahren und den militärischen Gegebenheiten der Gegenwart eine spezifisch schweizerische Fechtweise abzuleiten, so wird es gelingen, auch bei kurzer Ausbildungsdauer und materieller Begrenztheit jene taktische und operative Parität mit dem Angreifer zu erreichen, die notwendig ist, um dem eigenen moralischen Übergewicht zu ausschlaggebender Wirkung zu verhelfen.

Wir haben hier nicht zu beurteilen, ob diese Auffassungen vom heutigen Standpunkt her gesehen falsch oder allzu optimistisch sind[41]. Es scheint uns aber gewiß, daß Wieland in ihnen von allen seinen Kameraden jenem Punkte theoretisch am nächsten kam, der für die Epoche, in der er wirkte, zwischen dem Miniaturbild eines Großmachtheeres und der trügerischen Vorstellung eines spontan aufschwirrenden republikanischen Hornissenschwarms, die richtige Mitte hielt.

Heeresorganisation

Die kantonale Praxis hatte in buchstäblicher Befolgung der Vorschriften von 1817 ihr Hauptaugenmerk vor allem den Auszügern zugewendet und die Aufstellung gleichwertiger Reservekontingente zu sehr außer acht gelassen. Wieland schlug nun dem Bund und den Ständen vor, Auszug und Reserve in Rekrutierung, Ausbildung und Ausrüstung genau gleichmäßig zu behandeln, die beiden Bundeskontingente der Kantone als ersten

und zweiten Bundesauszug zu bezeichnen und den Reservetitel der Landwehr zu überlassen. Das Kernaufgebot der Eidgenossenschaft sollte somit zwei qualitativ ebenbürtige Heereskörper von je 33 000 Mann umfassen, die als Armeekorps zu organisieren und in je drei, mit genügend Spezialwaffen versehene, selbständige Divisionen, eine Korps-Reserve und einen Korps-Park einzuteilen waren. Die Divisionen wiederum hatten in Brigaden und Bataillone zu zerfallen. Die Schlagarmee der 66 000 mußte von einem, alle Wehrfähigen bis zum 45. Altersjahr umfassenden Territorialaufgebot, das die geschulte und organisierte Gesamtwehrkraft auf die Zahl von 200 000 Mann bringen würde, unterstützt und getragen werden. Beanspruchung und Zusammenspiel der beiden Heeresklassen waren folgendermaßen gedacht: Je nach der Art der Gefahr wurden eines oder zwei eidgenössische Armeekorps einberufen. Kam es zu einem Angriff auf das Land, so stand an den Brennpunkten der Bedrohung die Landwehr auf. Regional in Bataillone zusammengefaßt, konnte sie unter ihren vorbestimmten Bezirkskommandanten selbständige Aufgaben übernehmen, oder, von eidgenössischen Stabsoffizieren befehligt, in die Brigaden des Heeres eingegliedert werden. Grundsätzlich Neues war damit nicht gesagt; doch wirkte Wielands sinngemäße Weiterentwicklung des im offiziellen Wehrgesetz nur vage Angedeuteten auf Viele revolutionär genug[42].

Das im Rahmen der eidgenössischen Föderation so schwer zu lösende Problem der Armeeleitung beschäftigte ihn dauernd. Besorgt schrieb er 1822 an Tavel: «Nach der Kriegsverfassung wird der Oberbefehlshaber nicht viel mehr als ein Werkzeug des Kriegsrats sein, welche Ansichten hierüber bei der Aufsichtsbehörde vorherrschen ist demnach sehr wichtig, – ob die Sache schon dort zur Sprache gekommen und wie der Entschluß gefallen, habe ich aus nichts ergründen können[43].» Öffentlich plädierte er vor allem für die Schaffung eines ausreichenden Generalstabs. Die Funktion des Armeegehirns, welche in den Großstaaten eine Auslese eigens geschulter Spezialisten vorsah, wurde in der Schweiz von der unbestimmten Zahl der eidgenössischen

Obersten und Oberstleutnants ausgeübt, die der anspruchsvollen Aufgabe niemals gerecht werden konnten. Wieland empfand dies als einen der Hauptmängel des bestehenden Systems. Ohne guten Generalstab, betonte er in vielen Variationen, «wird selten eine kombinierte Operation gelingen, wird niemals Zusammenhang, Einheit und Disziplin bei einer Armee oder Landesbewaffnung herrschen[44]». Er drängte deshalb darauf, der Schaffung einer leitenden Zentrale alle Aufmerksamkeit zu schenken, und, dies nun nach ausländischem Vorbild, den Stabsoffizieren und künftigen Kommandanten in einer permanenten, differenzierten Spitzenorganisation Gelegenheit zu geben, «den Mechanismus des Führens sich eigen zu machen[45]».

An der im Reglement vorgesehenen Einteilung der Infanterie hatte er wenig auszusetzen. Er bestand besonders darauf, daß die sechste, die Jäger-Kompagnie des Bataillons, ihrer Sonderaufgabe als leichte Truppe gemäß ausgebildet und eingesetzt werde und schlug vor, die fünfte Kompagnie als Eliteformation zur Verwendung für Spezialzwecke zu schulen. Die Scharfschützen, deren Anwesenheit in der Kerntruppe er noch 1822 skeptisch betrachtete und für die ihn erst von Tavel voll gewann, sollten klar aus dem Infanterieverband gelöst und selbständig als eine Art leichter Artillerie verwendet werden[46].

An der Organisation der Artillerie selbst übte er ebenfalls kaum Kritik, waren in dieser Waffengattung doch unter dem Einfluß der Thunerschule beträchtliche Fortschritte gezeitigt worden. Haubitzen in den Kanonenbatterien, um hinter Deckungen reichen zu können, saumbare Gebirgsgeschütze und Hebung der Beweglichkeit durch Erleichterung von Lafetten und Troß verlangte er, Forderungen, welche die Ordre de bataille nur streiften[47].

Die Reiterei war ihm 1817 zu schwach bedacht worden. 700 Pferde auf 66 000 Mann reichten nicht einmal aus, um die notwendigsten Verbindungen aufrecht zu erhalten. Zwar dachte er nicht an die Einführung einer schweren Schlachtenreiterei und verlachte die Anhänger eines eidgenössischen Choc en muraille. Aber 1500 geschulte Dragoner für das erste und 1000 für das

zweite Bundeskontingent schienen ihm für Übermittlung und Aufklärung unerläßlich[48].

Ausbildung

> «Der Glaube, daß der Schweizer als Soldat durch seinen Mut und durch seine Gewandtheit dasjenige ersetzen könne, was ihm an Uebung abgeht, ist im allgemeinen genommen ein lächerlicher Wahn, der selbst eine sehr gefährliche Seite hat, indem man sich und andere damit betört, und auf eine jämmerliche Weise den Willen und die kostbare Zeit verliert, andere, den Umständen angemessene, Verteidigungsanstalten zu treffen.» *Appenzeller Zeitung*, 1828 49.

Die zentrale Frage, wie eine Milizarmee mit kurzer Schulungsdauer und im Ernstfall äußerst knapper Anlaufzeit kriegsgenügend ausgebildet werden könne, und was sie in der Vorbereitungsperiode zu tun und zu lassen habe, mußte Wieland um so mehr beschäftigen, als das bestehende System sie noch nicht zu lösen vermocht hatte. Allgemein wies er darauf hin, daß gerade die eidgenössischen Sonderverhältnisse rechtzeitige, sorgfältigste Ausbildung und Weglassung aller unwesentlichen Äußerlichkeiten verlangten. «Hüten wir uns zu glauben, daß die Handgriffe und die Bewegungen auf dem Exerzierplatze das Wesentliche der zum Krieg brauchbaren Truppen sei; – es sind die innern Dienstverhältnisse des Soldatenlebens, die Anwendung der Disziplin, die Waffenübungen im eigentlichen Sinn, die Ausdauer in Fatiguen und die Verachtung der Gefahr die unentbehrlichsten und schwer zu erwerbenden Requisiten einer zum Verteidigungskrieg bestimmten Armee, welche neu eintretenden, in allem was den Felddienst betrifft unerfahrenen Wehrmännern unmöglich auf einmal beigebracht werden können, – und dennoch ist es in der Essenz unserer Milizinstitutionen, keine Armeen auf den Beinen zu halten, solange die Gefahr nicht dringend ist, sondern nur wie sie anrückt, die Streitkräfte zusammenzuziehen, und wie sie zunimmt, neue Verstärkungen abzusenden. – Hiemit folgt also ganz klar, daß unsere

Verteidigungsmittel dermaßen gebildet werden müssen, um jederzeit zum Aufbruch und zum Kampf bereit zu sein[50].»

In erster Linie mußten die Ausbildungszeiten verlängert und Institutionen geschaffen werden, die eine fachmännische Schulung gewährleisteten. Wohl waren in einzelnen Kantonen Rekrutenschulen und kleine Kriegsakademien eingerichtet worden, wie mangelhaft aber auch bei den fortschrittlichsten Ständen die breite Masse der Wehrfähigen vorbereitet wurde, zeigt etwa die damalige bernische «Instruktion für die Trüllmeister»[51]. Wieland forderte nun, «die Mannschaft des Bundesheeres und jene der Landwehr... wenigstens alljährlich einmal, und zwar auf längere Zeit und in größeren Abteilungen als zu den gewöhnlichen Kantonalmusterungen», zusammenzuziehen, um den Kampf der verbundenen Waffen zu üben[52]. Der Genie- und Artillerieunterricht von Thun und die eidgenössischen Inspektionen und Übungslager, welche allein die Kantone mehr oder weniger gleichmäßig erfaßten, schienen ihm keineswegs zu genügen.

Sollte die Forderung nach großzügiger Verlängerung der Ausbildungszeiten und einem Ausbau der Instruktionsgelegenheiten aber nicht in der Luft hängen, so mußte genau umschrieben werden, was in den zentralen und regionalen Schulen und Kursen zu treiben sei. Damit wurde die Frage der wegleitenden Reglemente angeschnitten[53]. Das Infanteriereglement der Helvetik[54] war eine Kopie der französischen Vorschrift von 1791 gewesen und hatte völlig im Zeichen jener pseudofriderizianischen Exerzierwissenschaft gestanden, die von den Epigonen des großen Königs zu dem entwickelt worden war, was Clausewitz den «exakten Schlendrian»[55] genannt hat. Im Exerzierreglement der Mediation[56] begann sich dann eine Besinnung auf die eidgenössischen Sonderverhältnisse abzuzeichnen. Taktisch lehnte man sich noch ganz an das französische, von den siegenden Truppen der Revolution und des Kaiserreichs längst verleugnete Vorbild an, bemerkte aber: «Allein jenes Reglement ist für eine immer stehende Armee entworfen, anmit viele Sachen enthaltend, die für eine Milizarmee überflüssig sind. Gegenwärtiges Exerzier-

reglement wird daher nur dasjenige enthalten, was der eidgenössischen Infanterie unumgänglich nötig ist...[57]». Die Wehrverfassung von 1817 ging noch einen Schritt weiter und verbot in ihren «organischen Bestimmungen», «daß die immer schon kurze Zeit des Unterrichts an bloße Parade-Sachen verschwendet werde[58].»

Allein auch die in den zwanziger Jahren erscheinenden ersten Hefte der eidgenössischen Exerziervorschrift vermochten sich noch nicht deutlich genug von der endgültig veralteten Lineartaktik zu lösen und klebten, trotz ihrer Tendenz zur Vereinfachung, zäh am Überkommenen. Wieland war sogar der Auffassung, man sei 1822 noch konservativer und komplizierter gewesen als 1810. Immerhin scheint sein der Aufsichtsbehörde eingereichter Revisionsentwurf insofern berücksichtigt worden zu sein, als der Ordinary-Schritt («dessen einziger Zweck vor fünfzig Jahren sein konnte, dem pudrierten Soldaten seine schönen, künstlichen Haarlocken ohnbeschädigt zu erhalten»)[59] sowie das Ploton-Feuer fielen und die Gewehrmanipulationen und Aufmarschformen eine gewisse Lockerung erfuhren. Das vierte Heft der Vorschrift endlich, das erst 1831 herauskam, die Schulung im Verband mehrerer Bataillone behandelte und zum erstenmal der modernen Tirailleur- und Kolonnentaktik wenigstens theoretisch zum Sieg verhalf, war von Wieland und Oberst von Schmiel entworfen und nur nach hartnäckigem Kulissenkampf genehmigt worden[60]. Die Aufsichtsbehörde gab 1827 in ihrem Bericht an die Tagsatzung zu, daß die taktischen Grundsätze der alten französischen Ordonnanz durch die Tatsachen definitiv überholt seien. Die Formel, in der sie sich Wielands Standpunkt, den sie im preußischen Infanteriereglement grundsätzlich bestätigt sah, zu eigen machte, lautete: Man brauche, «was vor dem Feind anwendbar ist, statt auf leere Manövers sich zu beschränken, welche nur auf einem ebenen Paradeplatz vollzogen werden können und hiemit den Prezepten einer eigentümlichen Schweizer Taktik zuwiderlaufen[61]». Es bleibt zu besehen, wie sich diese Formel im Munde dessen ausnahm, der sie aus seiner Erfahrung und seinen Überlegungen abgeleitet hatte.

Mit dem vollen Gewicht seines an der Wirklichkeit geschulten Urteils unternahm es Wieland, das militärisch Brauchbare vom dilettantischen Tand zu trennen. «In den letzten Kriegen hat sich zum Überfluß bewährt, wie wenig Manövers (er meint solche von marionettenhaft-linearem Gepräge) zum Kampfe nützlich und anwendbar sind. Von den vielen Tausenden, welche da fochten, wird schwerlich ein Einziger auftreten und sagen: Die Aufmärsche auf der Diagonale und die künstlichen Frontveränderungen mit offener Kolonne, die Bildung der Linie durch zwei Bewegungen und das Durchziehen der Treffen plotonweise, sodann die schönen regelmäßigen Plotonfeuer und andere Spielereien des Paradeplatzes, habe er hier oder da unter feindlichem Kugelregen ausführen sehen; sondern der geübte Krieger wird gestehen müssen, daß der entschlossene Angriff des Linienfußvolks mit der Handwaffe, durch das Richtigschießen der leichten Truppen und des Geschützes begünstigt, überall die Elemente zum Siege waren[62].»

Den Schluß auf die schweizerische Situation ziehend, fuhr er fort: «Die Waffenübungen der eidgenössischen Infanterie müssen ausschließlich auf die zum Gefecht vorteilhaftesten Stellungen und Bewegungen bezogen werden, denn nichts ist nachteiliger bei einer Milizarmee, als wenn das bloße Handgriffexerzieren, das steife Marschieren und die schönen Ausrichtungen einer Linie auf dem Exerzierplatz, sodann die regelmäßigen Feuer und die Aufmärsche von offenen Kolonnen durch die Diagonale als Hauptsache angesehen werden. In der Schweiz erlangt diese Wahrheit doppelte Kraft, weil das coupierte Erdreich wenig ebenen Boden zur Anwendung solcher Kunstmanövers gestattet, weil die immer allzu kurze Zeit, welche der Instruktion gewidmet werden kann, folglich für den wahren Zweck verloren geht, und weil dadurch den Truppen ein ganz falscher Begriff von demjenigen gegeben wird, was sie eigentlich zu wissen notwendig haben[63].» Daher, verlangte er, ist bei der Linieninfanterie das Schwergewicht der Einzelausbildung auf die Handhabung des Bajonetts und der Schulung im Verband auf ganz wenige, einfache Bewegungen und Formationen zu

legen, die in jedem Terrain ausführbar sind. Der leichten Infanterie, den Jägern und Schützen, muß vor allem höchste Beweglichkeit und sichere Beherrschung des Einzelschusses anerzogen werden. Erst so wird es möglich sein, dem Kernvolk den Schock und die Verteidigung im Karree, den leichten Truppen das Feuer und die Plänklerfunktionen als Hauptaufgabe zuzuweisen[64]. Von den Scharfschützen wurde ein präziser Schuß und geschickte Bodenbenutzung, von der Artillerie erhöhte Geländegängigkeit und Zielsicherheit gefordert.

Die Schlußstufe der Ausbildung, jene Nachahmung des Gefechts mit größeren Verbänden, die heute Manöver heißen, beschäftigte Wieland dauernd[65]. Sein Nachlaß spiegelt das Studium ausländischer, vor allem deutscher Übungsregeln wider[66], und seine Schriften weisen eindringlich auf das Problem der Manöveranlagen. Das Verlangen nach maximaler Wirklichkeitsnähe führte ihn zur Ansicht, daß auf Gegenseitigkeit «gespielt» werden müsse. Mit seiner Zeit hielt er daran fest, daß vor Beginn des Gefechts beiden Parteien die Generalidee bekanntzugeben sei, verlangte aber vom Leitenden, bei allzu akademischem Übungsverlauf den Gang der Ereignisse zu ändern, denn anders konnten die Auszubildenden jenen Hauch vom wahren Atem des Krieges nicht verspüren, um den es ihm zu tun war. «Während der Nachahmung des Gefechts selbst», schwebte ihm vor, «lernt der Befehlende in den schwierigen Lagen, die durch die gegenseitige unbekannte Bewegung beider Teile für seinen Entschluß entstehen, die Wichtigkeit des Moments des Entschlusses und des Handelns begreifen, sowie auch die Art und Weise der Handlung selbst erkennen[67].» Das Feindfeuer sollte genau markiert und gewissenhaft berücksichtigt werden, der Angreifende «nicht mit einer Rücksichtslosigkeit vordringen, welche der Wirklichkeit nicht entspricht» und, um das Selbstvertrauen der Milizen zu heben, die Palme gelegentlich auch dem Verteidiger zufallen[68]. Daß alle diese Anstrengungen nur an den Kern jeder Kriegsvorbereitung heranführten, ihn aber nicht zu treffen vermochten, war Wieland klar. «Zwar hat», bekannte er, «das Hauptelement des Kriegs, nämlich der Mut und das militärisch-

moralische bei den Friedensmanövers keinen Einfluß, und es verändert sich mächtig die Szene, vor dem Feind zu stehen, der Kugeln im Lauf hat, statt nur dem Rauch und Knall entgegenzugehen[69].»

Bevor wir uns aber den Fragen der Erziehung zur innern Festigkeit zuwenden, muß noch der Kaderausbildung gedacht werden, welcher in jeder Miliz entscheidende Bedeutung zukommt:

Was Wieland schrieb, schrieb er in erster Linie an seine Kameraden, die Stabsoffiziere der eidgenössischen Armee. Er vermißte an vielen von ihnen, vor allem an den jungen, die nachzufolgen im Begriffe standen, eine genügende theoretische Fundierung, einen ausreichenden Schatz an kriegswissenschaftlichen und kriegsgeschichtlichen Kenntnissen. Daß Wissen wirkliches Können nicht zu ersetzen vermöge, sah er wohl, empfand aber an sich selbst, daß auch dem Kriegserfahrenen erst im Studium der weite Blick aufging und hielt dafür, daß jene, die das Schlachtfeld nur vom Hörensagen kannten, zweifach bestrebt sein müßten, sich über das militärisch Gültige richtige Vorstellungen zu verschaffen. Wie wir schon bemerkten, lag ihm besonders die Ausbildung wissenschaftlich geschulter Generalstäbler am Herzen, denn mit fähigen Infanteristen allein am Räderwerk konnte «die Maschine, welche verschiedene Waffengattungen in sich faßt, unmöglich taktisch und zusammengreifend spielen[70]». So schlug er denn, was über kurzem teilweise verwirklicht wurde, vor: der Thunerschule einen mehrmonatigen Generalstabskurs anzugliedern, in dem jährlich eine beschränkte Zahl eidgenössischer und kantonaler Offiziere in Truppenführung und Stabsdienst ausgebildet werden sollten, damit in Zukunft sich die Führer «nicht bloß durch Federbüsche», sondern durch verdientere Eignungszeugnisse ausweisen könnten[71]. Der Gefahr, die theoretische Bildung zu überschätzen, verfiel dabei der alte Troupier nicht; er blieb sich bewußt, daß «eine Patrolle gut zu führen... im Krieg eine ebenso wesentliche Kunst, als Regimenter zu kommandieren sei[72].»

Betrachtet man Wielands Gedanken zur Ausbildung im Zu-

sammenhang, so mochten sie etwa diesen Gehalt haben: «Les succès en guerre ne s'improvisent pas»; darum sind in der Schweiz die Ausbildungszeiten, vor allem die Perioden der Grundschulung, zu verlängern und verbesserte Instruktionsgelegenheiten zu schaffen. Da unsere Schulen und Kurse aber immer kurz sein werden, ist des Genauesten zu überlegen, was und wie geübt werden soll, eine Aufgabe, die ohne richtige Erkenntnis vom taktischen Wesen des modernen Kriegs nicht gelöst werden kann. Die Diskrepanz zwischen der praktisch geübten und der reglementarisch festgelegten Form der Kriegführung ist derart klaffend geworden, daß eine neue Grundvorschrift bitter nottut. Diese Vorschrift und die Ausbildung in ihrem Geiste sollen so einfach als immer möglich sein und der angestrebten nationalen Fechtweise volle Rechnung tragen. Damit der Kampf der verbundenen Waffen eingespielt und das Offizierskorps in der Führung geschult werden kann, sind vermehrte und wirklichkeitsnähere Manöver abzuhalten. Überdies ist für Auslese und Bildung eines theoretisch sattelfesten Generalstabs zu sorgen, dessen Wirken angetan sein wird, die Armee mit einem fachmännischen Geiste zu durchpulsen.

Disziplin

Clausewitz nannte in den meisterhaften Kapiteln 4 und 5 seines dritten Buches vom Kriege als «moralische Hauptpotenzen» einer bewaffneten Macht neben dem Talente des Feldherrn die «kriegerische Tugend des Heeres» und den «Volksgeist desselben», welch letzteren er in Klammer mit «Enthusiasmus, fanatischer Eifer, Glaube, Meinung» umschrieb. Wenn er nun der Ansicht war, daß unter gewissen Umständen «die natürlichen Eigenschaften eines zum Kriege gerüsteten Volkes: Tapferkeit, Gewandtheit, Abhärtung und Enthusiasmus», die in Mühsal und Sieg jahrelang gestählte, in der Waffenehre verankerte Tugend von Cäsars, Friedrichs und Napoleons Soldaten vollwertig zu ersetzen vermöchten und man sich «vorzüglich schlagen» könne «wie die Vendéer und Großes bewirken wie

die Schweizer, die Amerikaner, die Spanier, ohne diese kriegerische Tugend zu entwickeln[73]», so beweist dies, daß auch die helläugigsten Beobachter und die scharfsinnigsten Denker von Wielands Zeitgenossen unter dem Eindruck der spanischen, russischen und preußischen Ereignisse geneigt waren, die nationale Begeisterung, den gerechten Zorn, den primitiven Ingrimm und die elementare Wucht von Volksbewaffnungen militärisch sehr hoch zu bewerten. Es macht begreiflich, daß auch der Schweizer von der in den napoleonischen Kriegen neu aufgebrochenen moralischen Potenz zutiefst beeinflußt war und daran ging, die Forderung der Nationaleigentümlichkeit auch auf den Disziplinbegriff auszudehnen.

Das Dienstreglement der Helvetik verlangte, der Offizier müsse sittliches Vorbild und väterlicher Freund des Soldaten sein und sich Liebe und Achtung der Untergebenen erwerben, damit seine Befehle nicht «Spott und Ungehorsam zur Folge haben[74]». Hier ist die Frage zu beantworten, wo in jener inneren Entwicklungsreihe, welche von dieser Auffassung zu Willes Forderung des im kategorischen Imperativ der Pflicht verwurzelten «denkenden Gehorsams» führte, Wielands Vorstellung einer eidgenössischen Disziplin anzusetzen sei[75].

Seit 1822 beschäftigte sich sein Briefwechsel mit Tavel auch mit der Frage, in welchem Geiste die schweizerischen Milizen zu erziehen seien und wie ihr Verhältnis zu den Vorgesetzten gestaltet werden müsse. Der Berner und der Basler tauschten Aufsätze über die «so wichtige, im allgemeinen aber so wenig verstandene und gewürdigte Sache» aus und versuchten, ihre Anschauungen in Übereinstimmung zu bringen. Zunächst ließ sich Wieland zwar nur vorsichtig zu einem Gespräch über den Gegenstand herbei. «Euer Wohlgeboren Ansichten», schrieb er, «über die Handhabung der Disziplin bei unseren Milizen, sind gewiß richtig; dieses läßt sich aber mehr fühlen als ausdenken, besser vorschreiben als vollziehen.» Seine Bemerkung, der aristokratische englische Offizier habe bei betontem Abstand von der Truppe die Autorität wirksamer wahren können als der demokratisierte französische, dessen Gestalt sich oft nicht

mehr genügend von der Mannschaft abhob, zeigt, welcher Art seine Skepsis war[76].

Die ausschlaggebende Bedeutung, die er der innern Festigkeit einer Truppe zumaß, beweisen folgende Definitionen. 1821 hatte er gesagt: «Disziplin ist der innere Mechanismus aller militärisch organisierten Streithaufen, welche Handhabung der guten Ordnung, Mannszucht, militärische Hierarchie erzweckt; sie ist die magische Kraft, welche den Armeen Zusammenhang, Einigkeit, Stärke und Wirkungsfähigkeit gibt; – sie ist das Mittel, den Willen der Menge jenem eines Einzigen zu unterwerfen, also ist sie unentbehrlich bei allen kriegerischen Einrichtungen.» 1822 schrieb er: «Kriegsordnung, Disziplin oder Mannszucht ist die Seele des Kriegswesens und die Stärke der bewaffneten Macht. – Sie allein kann die Zahl ersetzen, die Vollziehung der anbefohlenen Pläne erzwecken, den Sieg erringen und Unfälle wieder gutmachen.» Und 1824 lautete eine seiner Formulierungen: «Kriegsordnung im allgemeinen Sinne des Wortes ist also jenes Band, wodurch Truppen unter den ungünstigsten Verhältnissen, treu ihren Pflichten und ihren Fahnen, in der Ausübung gegebener Befehle verharren. Sie ist die Standhaftigkeit, welche durch keine Vorstellung eines nahen oder gewissen Todes erschüttert werden kann[77]». Wie war nun die, einmal als conditio sine qua non aller kriegerischen Brauchbarkeit erkannte innere Festigkeit im eidgenössischen Heere zu erreichen und auf welche Basen seine Disziplin zu gründen? In der Antwort auf diese Frage deckte sich Wielands Ansicht mit Tavels Anschauung. Mochte sein Blick auch realistischer sehen als der des Berner Kameraden und seine Vorstellung von der Verwirklichung des Vorgeschlagenen anders geartet sein, so teilte er doch dessen Grundüberzeugung, daß die Disziplin der Schweizer Truppen nationalisiert werden müsse.

Der Beweis für die Berechtigung dieses Verlangens wurde historisch geführt. Die Kriegsgeschichte lehrt, vertrat er, daß zu allen Zeiten zwischen der Natur der Kriegszucht und dem Charakter der politischen Institutionen ein genauer Zusammenhang bestand. Während die einen Heere durch religiöse oder

patriotische Motive bewegt und zusammengekittet wurden, hielt andere eine Terrordisziplin im Marsch. Die Entstehung der stehenden Armeen machte den Söldnertypus allgemein und führte im 18. Jahrhundert zu einer Kriegszucht, welcher der Korporalsstock allein das Gesetz gab. «Der despotische Sinn der Befehlshaber», lautete das revolutionäre Anklage-Cliché, «brachte die Disziplin bei den mehrsten modernen Truppen zu bloßen Kleinigkeiten, welche den Untergeordneten beschwerten und quälten, den höheren Grad hingegen seiner Willkür überließen; der Soldat wurde zu einer gedankenlosen Maschine herabgewürdigt[78].» Da trat das regenerierte Frankreich auf. Der Bürger der bedrohten Republik, der Güte seiner Sache für Land und Menschheit begeistert bewußt, griff zu den Waffen, Patriotismus und nationales Ehrgefühl beschwingten den Schritt der Heere, belohnten und hoben den Tapferen, verstießen Feige und Ungehorsame, «und durch diesen Geist überwanden junge Soldaten ihre, der alten Sitte unterworfenen und unter dem Harnisch ergrauten Gegner[79]». Als die Sache des französischen Vaterlandes aber, durch des Kaisers Hybris ins Maßlose gesteigert, schwer auf der Freiheit anderer zu lasten und damit an innerer Macht abzunehmen begann, drehte das Rad sich. Rings umher standen die unterdrückten Völker auf. «Sie begannen ihre Kraft zu fühlen; Freiheit und Nationalgeist erwachten aus dem langen Schlummer, und die Souverains fingen an einzusehen, daß nicht durch Zwang, nur durch Vaterlandsliebe die Menschen zu großen Taten angetrieben werden können[80].» Der Imperator fiel und sein Heer, keine unbedingt verpflichteten Söldner, sondern Bürger, denen das Land mehr als des Kaisers Stern am Herzen lag, ließ sich auflösen. «Die französischen Krieger leisteten dadurch den größten Beweis ihrer echt nationalen Gesinnung; sie unterdrückten in ihren Herzen die Anhänglichkeit an den großen Mann, der sie lange rühmlich angeführt hatte, und gelobten, fernerhin, wie unter Napoleon, alle ihre Kräfte dem Vaterlande zu widmen[81].»

Aus der so entwickelten Tatsachenfolge zog Wieland mit seiner Zeit den Schluß, daß die Disziplin der eidgenössischen

Milizen nicht auf den unbedingten, vom sittlichen Charakter des Kampfobjektes losgelösten, sondern auf einen motivierten Gehorsam sich gründen müsse, der in der allgemeinen Überzeugung vom Wert des gemeinsam Verfochtenen zu verwurzeln sei[82]. «Diese wichtigen Lehren», hieß seine Kernstelle über den Gegenstand, «dürfen für eine freie Nation, welche einzig zur gerechten Verteidigung die Waffen ergreift, nicht verloren gehen; – Vaterlandsliebe, richtige Verteilung der Beschwerlichkeiten in Aufsicht und Vollziehung, zwischen den Vorgesetzten und den Untergebenen, besonders der Sporn des Ehrgefühls, müssen die Grundpfeiler schweizerischer Kriegszucht sein. Die Disziplin stehender Truppen kann in der jedesmaligen kurzen Dienstzeit der eidgenössischen Milizarmee nicht Wurzel fassen, es muß daher eine andere und höhere Triebfeder als der bloße Zwang ergriffen werden, um die schweizerische Kriegsdisziplin stark, einfach und gerecht zu schaffen[83].»

Damit war Schwerwiegendes, die Gefahr des Verwirrens in sich Tragendes, ausgesagt, das jedoch, historisch besehen, wohl nicht als unrichtig beurteilt werden kann. Ein Land, welches keinen andern als einen berechtigten Verteidigungskrieg ins Auge zu fassen hatte, mußte naturgemäß den Patriotismus als Wurzel seiner militärischen Standfestigkeit setzen. Ein Staat, der den Grundsatz einer weitgehenden Gleichberechtigung aller Bürger gesetzlich anerkannte, konnte kein Wehrwesen aufbauen, ohne zu versuchen, die Kraft des demokratischen Gedankens auch in diesem zur Geltung zu bringen, im Soldaten letztlich den aus freier Entscheidung sich unterordnenden Bürger zu sehen und anzurufen. Verhängnisvoll wurde der Schrei nach Nationalisierung und Republikanisierung der Disziplin allerdings dann, wenn falsche Auslegung der Individualrechte die Unterordnung nur noch in ungenügendem Maße vollzog, wenn die eidgenössischen Bürger sich nicht entschließen konnten, ihren Staat, mochte er ihnen mehr oder minder vollendet erscheinen, ein für allemal als recht und berechtigt anzuerkennen und daraus als Soldaten, ein für allemal, die selbstgewählte Pflicht vollkommenen Gehorsams abzuleiten.

Der allzu heftig gegen die absolute, national ungebundene Berufsdisziplin der Soldtruppen reagierende Zeitgeist, der auch aus Wielands Munde sprach, war leicht geneigt, die Gefahr illusionistischer Überschätzung von Enthusiasmus, Bürgertugend und Volkszorn gering zu achten und in ein Extrem zu verfallen, welches das Urteil des Kriegs zerschmettern mußte. Es ist nun bemerkenswert, wie Wieland, durch eigene Kampferfahrung und die von Tavel vertretene Nationalisierungstendenz gleicherweise beeinflußt, in seiner Vorstellung vom anzustrebenden Wesen einer eidgenössischen Disziplin zwischen den dilettantischen Schwärmern und den reaktionären Milizverächtern eine Mitte zu halten vermochte, welche in ihrer Grundhaltung, unter Berücksichtigung der herrschenden politischen und psychologischen Konstellation, wohl das Optimale des damals Erreichbaren traf. Was er erstrebte, war, daß «die Disziplin der Schweizer auf eine dem Charakter und dem Geist des Volkes, sowie der Verfassung des Staats angemessene Art gegründet, *und* vollkommener Gehorsam erzweckt werden» solle[84]. Ein mit der Muttermilch eingesogener, durch die Erziehung genährter Mannesmut, hatte den Milizen auszuzeichnen, Vaterlandsliebe und republikanischer Gemeinsinn ihn zu lenken und anzufeuern. An Kenntnissen sattelfeste, beispielhaft führende, väterlich besorgte und ebenso leutselige wie streng gerechte Offiziere sollten dem, wahrhaft überlegenen Chefs gerne gehorchenden Schweizer vorstehen[85].

Der Satz: «Mit dem Schweizersoldaten muß der Anführer sprechen, vor dem Kampf, während dem Kampf und bei jeder Anstrengung, wenn er dessen Zutrauen gewinnen und an der Spitze seiner Mitbürger Großtaten vollbringen will...[86]» könnte bedenklich stimmen, wäre er nicht von Forderungen begleitet, die ihn ins rechte Licht setzten. Gegen Widerspenstige wurden scharfe Maßnahmen verlangt und besonders nach vermehrter Strenge gegen den eigenen Stand gerufen, «wobei die Strafwürdigkeit eines Vergehens nach Verhältnis des Militärgrades (also nach Verhältnis der Wichtigkeit der Pflichten) zunehmen muß, so daß auch Mangel an gutem Beispiel von Seite der gra-

dierten Personen durch Absetzung geahndet werden soll[87].» Die Amalgamierung von Auszug und Reserve, von Unerfahrenen und Gefestigteren, verlangte Wieland vor allem darum, weil ihm nur durch Jahre hindurch ständig wiederholtes Beisammensein größerer, im Alter gemischter Truppenkörper, etwas von jener inneren Festigkeit erreichbar schien, die er an den kaiserlichen Formationen bewundert hatte[88]. Was mit allen Mitteln gezüchtet werden mußte, war, was Ardant du Picq meinte, wenn er fünfzig Jahre später sagte: «Non point cette confiance enthousiaste et irréfléchie des armées tumultuaires ou improvisées qui va jusqu'au danger et s'évanouit si rapidement pour faire place au sentiment contraire, lequel voit partout trahison; mais cette confiance intime, ferme, consciente, qui ne s'oublie pas au moment de l'action et seule fait de vrais combattants[89].»

Es sei versucht, Wielands schwer faßbare Stellungnahme zum Disziplin-Problem und zur Frage der rechten Abgrenzung von Bürger und Soldat im eidgenössischen Bürger-Soldaten, mit Hilfe einiger Zeugnisse der Zeit ein letztes Mal, auf indirekte Weise, zu begreifen. Von den Bequemen wurden die Bürgerrechte mit Vorliebe gegen die militärischen Pflichten ausgespielt. Ein Basler bemäntelte z.B. seinen auf maximale personelle und finanzielle Schonung dringenden Antrag mit dem erpresserischen Rat, «daß der Milizpflichtige nicht nur als Soldat, sondern auch in seinen Verhältnissen als Bürger zu berücksichtigen sei, da ihn vorzüglich als solchen höhere Beweggründe und eine edlere Begeisterung in den Kampf begleiten[90]». Und ihrer waren viele, die im Sinne dieser Mentalität nur allzu bereit waren, die nationale, die motivierte Disziplin nach der unheilvollen Seite hin auszulegen. Demgegenüber rief Thellung de Courtlary aus: «Beklagenswert ist derjenige, der verdammt ist, in einem Kriegsheere zu dienen, wo unbedingter Gehorsam nicht die Grundlage des Dienstes ist.» Er hielt dafür, daß die Erziehung Ehrerbietung und schuldigen Gehorsam von Anbeginn auf die Pflicht und nicht auf die Vernunft zu gründen habe. Erst auf solcher Basis durfte das Andere angestrebt werden: vermehrter,

von gegenseitigem Respekt getragener Kontakt zwischen Vorgesetzten und Untergebenen[91].

Der Rezensent, welcher in der «Neuen Zürcher Zeitung» über das antithetische Paar Koch-Wyttenbach zu richten hatte, neigte wieder eher auf die «republikanische» Seite[92]. «Gewiß müssen wir suchen», entschied er, «den militärischen Gehorsam in allem, was den Dienst angeht, im Taktischen und vor dem Feind, bei unseren Milizen, besonders beim ersten Bundesauszug, so hoch zu bringen als möglich, und wir glauben, daß die Notwendigkeit dieses Gehorsams unsern Voräitern klar war. Indes muß die Strenge desselben durch Freundlichkeit außer dem Dienst und väterliche Fürsorge der Offiziere und Kommandanten für ihre untergebenen Kampfbrüder, durch Zulassung jener Freuden, deren Herr Wyttenbach gedenkt und wovon man bei manchen stehenden Truppen wenig wissen mag, zu erleichtern und zu versüßen getrachtet werden.» Seine Deutung, Koch meine doch einfach, «daß der Schweizer Milizsoldat dann, aber nur dann ein vortrefflicher Krieger (und alsdann eben auch der militärischen Subordination fähig) sei, wenn er vorerst als Bürger, als Eidgenoß, von der Güte der Sache, für die er kämpfen soll», sich überzeugt habe, kam sehr nahe an das heran, was Wieland auszudrücken bemüht war. Doch glauben wir, daß von allen zeitgenössischen Äußerungen wohl keine seine endgültige Haltung zum Bürger-Soldat-Problem so gleichgestimmt teilte, wie eine Verlautbarung der Militäraufsichtsbehörde in ihrem Generalbericht von 1831. Dort wurde, was er in vielen Anläufen von der erlebten wie von der iedologischen Seite her zu fassen gesucht hatte, in klarer Form gesagt:

«Es wäre eine ebenso seltsame als traurige Verwirrung der Begriffe, wenn die dienstpflichtigen Staatsbürger die in den bürgerlichen Verfassungen ausgesprochene und anerkannte Volksgewalt auch in die Reihen der zur Verteidigung des Vaterlandes bewaffneten Scharen hinübertragen wollten, und nicht fühlen sollten, daß von dem Augenblick an, wo der Bürger zu den Waffen greift, seine Pflicht für die Ehre und Sicherheit des Va-

terlandes ihm gebietet, sich der Haltung derjenigen Obern *unbedingt* anzuvertrauen, welchen die Wahl der obersten Bundesbehörde die Führung der Heere übergeben hat[93].»

Fechtweise

GRUNDLAGEN UND RICHTLINIEN

Betrachtet man Wielands, in seinen Schriften niedergelegte Konzeption vom Kampf der verbundenen eidgenössischen Heeresteile und Waffenarten, die sich aus einiger Entfernung als ganzer, kühner Riß ausnimmt, etwas genauer, so vermag man, gewissen Lücken und Überschneidungen folgend, darin bald persönlich Erfahrenes und theoretisch Hinzugelerntes zu scheiden. Jominis und Erzherzog Karls strategische Formeln sowie akademische, Lehrbüchern entnommene taktische Regeln, stehen in rascher, nur oberflächlich hergestellter Verbindung mit durchaus selbständig Abgeleiteten über Nahkampf und Volkskrieg und mit ideologischer Fracht revolutionär-republikanischer Prägung. Tritt man dann wieder um einige Schritte zurück, so erkennt man, daß das aufgebaute Gedankengut, trotz unvollendeter Durchdringung und Koordination im Einzelnen, doch um ein grades, tragfähiges Gerüst herum errichtet ist, dessen meiste Stützen sich als stark erwiesen haben.

Es war Wieland darum zu tun, der Eidgenossenschaft zu geben, was ihr empfindlich mangelte: Eine allgemein anerkannte Vorstellung davon, auf welche Weise dem Feinde begegnet werden solle. Da er die lähmenden Gefahren einer in Friedenszeiten allzu doktrinär festgelegten Fechtweise kannte und besorgte, blieb er bemüht, statt Rezepten und starren Normen große Richtlinien und auf Grundsätzliches weisende Beispiele zu zeigen[94].

Der stützenden Säulen im Gebäude seiner strategischen und taktischen Vorstellungen waren fünf: Aktivität, Beweglichkeit, Konzentration, «Eigentümlichkeit» und Totalität der Abwehr. «Wenn wir dem Gegner Wahl und Zeit lassen, die schwachen

Punkte unserer Defensive zu erkennen und in dem für ihn günstigen Augenblick mit Übermacht anzugreifen, so räumen wir demselben einen solchen Vorteil ein, daß nur allzuoft mit allen Anstrengungen und Aufopferungen der dadurch entstandene Schaden nicht wieder gut gemacht werden kann... Wenn hingegen unsere Defensive stets zur ernsten Offensive bereit ist, wenn der Feind auf den für ihn nachteiligen Stellen ohnvermutet angegriffen wird, im Moment, da er sich auf einer andern Seite selbst zum Angriff bereitet, so wird dadurch gewiß mehr Hoffnung von Erfolg dargeboten[95].» Aktivität, Initiative, Offensivgeist sollten ein Hauptziel von Ausbildung und Erziehung sein, die Truppen «dermaßen angeordnet und geleitet werden: daß sie ihre Stärke nicht in passiver Verteidigung, sondern in lebhaftem Angriff suchen und finden lernen.» Diese kühn zupackende Wachheit, im Verein mit der schnellen Beweglichkeit, dem «Hauptelement einer zur Verteidigung bestimmten Milizarmee[96]» und verbunden mit einer strikten Zusammenfassung der Kräfte, waren Vorbedingung für den angestrebten Kampfstil des hin und her geworfenen Schwergewichts. Die Fünfzahl der grundlegenden Forderung wurde vollendet durch die, vor allem im taktischen Bereich verlangte nationale Sonderart der Kampfführung und durch das Postulat des bewaffneten Aufstandes der gesamten Nation im Fall der Not des Vaterlandes.

OPERATIVES HANDELN

«Die verteidigende Form des Kriegsführens ist also kein unmittelbarer Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche.» *Clausewitz*[97]

Der verzettelten Kordon-Verteidigung, die er mit seinen Lehrern als verwerflich bezeichnete, stellte Wieland das System der zentralen Massen entgegen. Statt die verfügbaren Streitkräfte in zahllose, alle gleicherweise schwache Grenzposten aufzusplittern, ist, propagierte er, das Gros der bewaffneten Macht in einem oder mehreren Gewalthaufen auf einer rückwärtigen, innern Linie, der Sehne des durch die feindlichen Anmarsch-

wege beschriebenen Bogens, zu konzentrieren. Vorn befinden sich nur schwache Beobachtungselemente, die hinhaltend kämpfend auf die Masse zurückfallen oder sich durch Ausweichen zur Bedrohung von Flanken und Kommunikationen des Feindes aufsparen. Hat der Feind sich dann in klar ersichtlichen Angriffsrichtungen engagiert, stürzt sich der Verteidiger aus seiner zentralen Stellung mit geballter Wucht auf eine Feindkolonne nach der andern, jene wunderbare Allgegenwart Molitors und Lecourbes zeigend und wiederholend, was Napoleons Armee zum Erstaunen der Welt 1796 getan: «Suppléer au nombre par la rapidité des marches, au manque d'artillerie par la nature des manœuvres, à l'infériorité de sa cavalerie par le choix des positions[98].» Besonders im Gebirge schien Wieland das massierte Lauern auf zentralen Kammstellen, verbunden mit blitzschnellem Vorbrechen in die Täler, die einzig erfolgversprechende operative Haltung. Aktivität und Schnelligkeit waren ihm dort, bei der nach Umgehung und Überraschung rufenden Unübersichtlichkeit des Geländes, von erhöhter Bedeutung. Er wiederholte, «daß wer im Gebirge den Feind stehenden Fußes erwartet, sich allen Gefahren, die von der Auflösung der Streitkräfte in einen Kordon unzertrennlich sind, noch weit mehr aussetzt, als in offenen Gegenden, wo rasche Bewegungen die schnelle Veränderung nachteiliger Verhältnisse gestatten[99].

Wenn er aber auf diese Weise mit Jomini die Schlagkraft des raschen, exzentrischen Operierens pries und mit dem Erzherzog den strategischen und sogar den taktischen Verteidigungswert des Gebirgs kritisierte, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß er der Eidgenossenschaft eine napoleonisch-großmächtliche Fechtweise empfehlen wollte. Er vermittelte die Lehren der theoretischen Meister, weil sein eigener Lerneifer sich daran begeisterte und weil sie zum Minimum kriegswissenschaftlicher Kenntnisse gehörten. Daneben war er nüchtern genug, hartnäckig an den eidgenössischen Sonderfall zu denken.

Und für diesen Sonderfall, ein kleines Milizheer im zerklüfteten Gelände, eignete sich nun nicht die Kriegsentscheidung

suchende Feldschlacht, sondern der mehr extensive, auf Zermürbung und Schädigung bedachte Postenkampf. Diesem Sonderfall konnte zudem das Gebirge, der zerschnittene Boden der Heimat, nicht als Hindernis für großräumige Operationen erscheinen; vielmehr mußte hier Clausewitzens Satz gelten, «daß ein kleiner Posten bei einer guten Wahl seiner Stellung im Gebirge eine ungewöhnliche Stärke bekommt. Ein Haufe, der in der Ebene von ein paar Schwadronen verjagt würde und von Glück zu sagen hätte, wenn er durch den eiligsten Rückzug sich von Auflösung und Gefangenschaft rettete, ist im Gebirge imstande, man möchte sagen, mit einer Art taktischen Frechheit einer ganzen Armee unter die Augen zu treten und von ihr die kriegerischen Ehren eines methodischen Angriffs, einer Umgehung usw. zu fordern[100].»

Wielands Ratschlag ging denn auch dahin, daß die eidgenössischen Truppen die offene Feldschlacht zu vermeiden hätten – «ce sont des combats sans nombre et non des batailles, que la Suisse devra livrer pour sa défense[101]» – und daß die technische Übermacht des Angreifers durch die Eigenart des schweizerischen Terrains und Kampfstils zu neutralisieren sei: «– sachons éviter de nous mettre en collision avec les moyens artificiels de l'ennemi, et apprenons à le combattre avec les armes qui nous sont propres, mais non de vouloir l'arrêter par celles mêmes avec lesquelles il peut nous accabler..., nous devons opposer à l'armée manœuvrière et versée dans toutes les feintes de la guerre, à la nombreuse artillerie et aux masses de cavalerie, avec lesquelles l'attaquant peut nous menacer, les boulevards d'un terrain coupé, qui l'empêchera de déployer les moyens de l'art et nous donnera la facilité de le combattre en détail...[102].»

Den sich zum schützenden Schilde fügenden Abwehrstreichen, von welchen unser Motto spricht, entsprachen in Wielands Vorstellung nicht Schlachten auf ebener Wahlstatt, sondern beschränkte, wohlvorbereitete Überfallsaktionen ohne Zahl, ausgeführt durch die Schlagabteilungen des eidgenössischen Heeres.

«Les tirailleurs font l'action destructive; le rang l'action morale.» *Ardant du Picq*[103]

In den Abschnitten über das Gefecht fällt eine ähnliche Parallelität von akademisch, der gelehrten Vollständigkeit halber Doziertem und teilweise anders Lautendem, mit Nachdruck für den eigenen Hausgebrauch Empfohlenem auf, wie es in den operativen Textstellen zu bemerken war. Immerhin betonte Wieland an den Stellen, wo er Schemata für Schlachtordnungen und Muster für Schlachtabläufe in seine Darstellung einreihte, ausdrücklich, daß es den für die Verteidigung der Eidgenossenschaft aufgestellten Grundsätzen widerspreche, dem Feind mit geordneten Massen in einer Feldschlacht entgegenzutreten. Der Inhalt jener Stellen, wo er z. B. Aufmarsch und Kampf eines eidgenössischen Armeekorps beschrieb, blieb also einerseits rein informatorischer Natur, gab aber andererseits wichtige Anweisungen zur regulären Taktik überhaupt, ohne welche auch in kleinen und kleinsten Gefechten nicht auszukommen war.

Normalformation der Infanterie sollte die gerade für wenig geübte Soldaten leicht bildbare Bataillonsmasse sein, in der sozusagen das primitive Konsistenzprinzip des alteidgenössischen Gevierthaufens auf moderne Weise wieder auflebte. In der defensiven Form des Gefechts standen Schockinfanterie und Artillerie gedeckt im Gelände; Plänkler zu Fuß und zu Pferd empfingen, langsam zurückweichend, den Feind weit vor der Front mit ihrem wirksamen Einzelfeuer. Kam er näher heran, so geriet er nacheinander ins zusammengefaßte Feuer der Kanonen, Kartätschen und Scharfschützen; auf achtzig Schritt trat die in zwei Treffen tief gestaffelte Schockinfanterie zum wehrenden Stoß an und warf den Gegner, unterstützt von der starken, nah und gedeckt herangehaltenen Reserve.

Wurde das Gefecht offensiv geführt, so schossen Artillerie und leichte Truppen, immer dem Gesetz der Feuerkonzentration folgend, eine Einbruchstelle in die feindlichen Reihen, auf die

dann, möglichst rasch, gedeckt und kompakt der Stoß der massierten Angriffsinfanterie ansetzte[104].

Diesen Regeln durfte aber nur Gültigkeit zugemessen werden, wenn sie, der jeweiligen Lage entsprechend, elastisch modifiziert wurden. «Die Gefechtsstellung wird also nach der Beschaffenheit des Bodens angeordnet und jede Truppengattung da verwendet, wo sie ihrer eigenen Fechtart gemäß am kraftvollsten streiten kann; – hieraus entstehen die Abweichungen von der Regelmäßigkeit der Norm[105].»

Zu den scharfsinnigsten und eigensten Bemerkungen, die Wieland gemacht hat, gehören diejenigen über Feuer und Schock. Er war überzeugt, daß das exerziermäßige Plotonfeuer, wie es, dem Schatten Friedrichs vergleichbar, noch in allen Reglementen geisterte, sich im Gefecht als unausführbar und wirkungslos erweise und lediglich psychologischer Trick gewesen sei[106]. Die eigentlich entscheidende Wirkung, die moralische nämlich, schien ihm vielmehr der Stoß mit der blanken Waffe zu haben. «Wenn nun also ohne Vorurteil betrachtet wird, wie wenig Wirkung das Feuer der Linie (besonders das Feuer auf Kommando, wo nicht gezielt werden kann) hervorbringt, – und man das Herz des Menschen ergründet, auf welches der Angreifende moralisch und psychisch einen besondern Eindruck ausübt, so muß man gestehen, daß das Bajonett, obschon unvollkommen, die entscheidende Waffe ist... Die Kugel kann fehlen, das Bajonett nie[107].» Wir kennen bis auf Ardant du Picq niemanden, der mit so realistischem Blick zu analysieren wußte, was im Infanteriegefecht wirklich vorging. Man höre nur:

«In allen Schlachtberichten wird häufig eine pompöse Relation geliefert, wie hier und da das Bajonett entschieden habe; allein nur selten ist es wirklich zum Schock, zum ernsten Handgemeng gekommen; – gewöhnlich wartet der eine Teil den Gegner nicht ab, sondern kehrt, schon bevor ihn die Spitze des Gewehres berühren kann, sobald er sich von der wenigen Wirkung des Linienfeuers versichert hat und sehen muß, daß der entschlossene Feind dem Pulverbrennen ohngeachtet kühn vorrückt. Freilich sind auch Fälle, wo die angreifende Kolonne, die

zum Schock heranstürmt, durch mörderisches Geschützfeuer oder durch Terrainhindernisse zurückgetrieben wird; allein gewöhnlich geschieht ihre rückgängige Bewegung in dem Augenblick, da sie den ganzen feindlichen Kugelregen bereits ausgestanden hat und nur noch einige Schritte vorwärts zu machen haben würde, um die Aufstellung des Gegners zu sprengen. – Beweis mehr, daß die Handwaffen den Sieg tragen, wenn sie wirklich gebraucht werden, weil nichts schädlicher und menschenraubender ist als ein unentschiedenes Gefecht[108].»

Im Gebirgskrieg vollends schien die Überlegenheit des Nahkämpfers offensichtlich. «Auf eingeengtem Terrain noch mehr als in der Ebene, hauptsächlich aber in den sogenannten kleinen Kriegen, ist es wirksam, den Kampf in der Nähe entscheiden zu können[109].» Daß sich immer dann, wenn es Wieland um die Nahkampffrage ging, Suvoroffs Gestalt im Hintergrund erhob, macht den Grad seiner Überzeugtheit nur verständlicher[110].

Aus dieser felsenfesten Überzeugung vom gefechtsentscheidenden Wert des Nahanfalls mit der blanken Waffe, der sich die Verachtung des friderizianischen Plotonfeuers und eine hohe Schätzung des wohlgezielten Einzelfeuers von Scharfschützen und leichten Truppen verband, erwuchs Wielands Lehre einer eidgenössischen Nationaltaktik, die er folgendermaßen ableitete:

«Die Feuerwaffen haben den jetzigen Kriegen einen besonderen Charakter aufgedrungen, indem durch sie die meisten Gefechte auf gewisse Entfernung stattfinden und die Truppen einander zur Seltenheit auf den Leib kommen. Bajonett- und Kavalerie-Chargen, welche in den Schlachtberichten so schön ausgestrichen werden, sind gewöhnlich nur leere Worte, und meistens hat der Angreifende oder der Verteidigende den Rücken gekehrt, ehe man handgemein werden konnte. Oft nähern sich die Gegner nicht auf Flintenschußweite, und das Treffen bleibt eine bloße Artillerie-Übung; von beiden Seiten werden die Truppen hinter Terraingegenstände aufgestellt, und das Geschütz, auf Anhöhen verteilt, wechselt seine Kugeln, bis endlich eine Partei, des blutigen Spiels müde, oder für ihre Flanken besorgt, den Rückzug antritt.»

«In Schlachten handelt es sich beinahe immer darum, wichtige Punkte, als Dörfer, einen Wald, eine Anhöhe, eine Schanze zu nehmen oder zu verteidigen; daher agiert gewöhnlich nur ein Teil der Truppen und des Geschützes; Plänkler, welche unter dem Schutz einiger Batterien vorrücken; Infanteriekolonnen, welche hie und da zu Angriff hervorbrechen; Reuterei, welche im günstigen Moment einzuhauen sucht, sind die Hauptelemente dieser Taktik.

«Wenn wir also den eidgenössischen Kampfmitteln einen wesentlichen Vorteil zusichern wollen, so müssen wir sie mit dem Gebrauch der Handwaffen wohl vertraut machen, ihnen dadurch den Mut einflößen, sich dem Gegner herzhaft zu nähern, ihm die Bajonettspitzen der Infanteriemassen und das nahe, wirksame und mörderische Feuer der leichten Truppen (und Scharfschützen) fühlen zu lassen; wir müssen die Schweizer Soldaten mit dem Gedanken vertraut machen, daß ihre Stärke in lebhaftem Anfall bestehe und daß sie den Kampf in der Nähe zu entscheiden wünschen sollen, weil nur auf diese Art der Feind wirklich gesprengt und vernichtet werden kann...[111]»

«Die Hauptelemente der eidgenössischen Kampfmittel sind also, die Handwaffen der Linieninfanterie zum entscheidenden Schock, das Feuer des leichten Fußvolks in zerstreuter Ordnung, das Fernschießen der Scharfschützen zum instinktmäßigen Kampf, die furchtbare Wirkung einer gutbedienten und leichtbeweglichen Artillerie, endlich der zum Verteidigungskrieg und zur Benutzung dieser Truppengattungen besonders vorteilhafte Boden des Vaterlandes[112].»

Eindeutiger als in diesen, seinen eigenen Worten, kann das von Wieland einmal als richtig Erkannte und von da an mit verbissener Energie Verfochtene kaum dargestellt werden. Daß es objektiv richtig war und zu Recht gepriesen wurde, daß Bajonett und Stutzerkugel, Massenstoß und Einzelfeuer, auf welche eidgenössische Tradition und modernste Erfahrung gleicherweise hinwiesen, bis weit ins Zeitalter des Hinterladers hinein ausschlaggebend blieben, ehrt den klaren Blick des Baslers.

> «Will man also kein Phantom verfolgen, so muß man sich den Volkskrieg in Verbindung mit dem Kriege eines stehenden Heeres und beide durch einen das Ganze umfassenden Plan geeinigt denken.»
> *Clausewitz*[113]

Wohl an keinem Thema des währenden militär-literarischen Streitgespräches schieden sich die Geister derart schroff in zwei Parteien, wie an demjenigen des Volkskriegs. Und wiederum gelang es Wieland, eine gewisse Mitte zu halten, der Lehre von der Wucht der Landesbewaffnungen, die auf einem realen Erlebnis der Epoche beruhte, nicht bis dorthin zu folgen, wo sie im Munde dilettantischer Schwärmer zur billigen Modetheorie geworden war.

Abgesehen davon, daß jeder die Eidgenossenschaft erfassende Krieg ihre Unabhängigkeit tangierte und damit persönlichste Sache jedes Bürgers war, erforderten die rein militärischen Stärkeverhältnisse für den Verteidigungsfall das Aufgebot der gesamten Nationalkraft. «Der Widerstand gegen jede Eroberung der Schweiz», lautete Wielands Grundforderung, «und zwar unter was für einem Vorwand sie auch unternommen werden könnte, muß bis zur höchsten Potenz eines Volkskriegs gesteigert werden...[114]», nicht in erster Linie aus sittlichen und politischen Gründen, da es sich, wie er auch betonte, von der Seite des Angegriffenen um einen «heiligen Krieg», «une guerre juste et nécessaire[115]» handeln würde, sondern weil die militärische Notwendigkeit, der unbedingt erforderliche Kräfteausgleich, es so gebot. Als nationale Katastrophensicherung, als rettendes Fieber am tödlich erkrankten Land, nicht als Allerweltsmittel, zu dem man schon beim ersten Sturmzeichen griff, wollte der Volkskrieg, wie Wieland ihn meinte, verstanden sein. «In despotischen Staaten, in ebenen Ländern, kann eine angreifende Armee durch eine einzige Schlacht ihren Zweck erreichen und mit Zerstörung des Heeres den ganzen Widerstand lähmen; – in Republiken, in gebirgigten Landstrichen verhaltet sich dieses ganz anders, weil die gesamte Nation Anteil an dem

Kampf nimmt, und wenn auch ein überlegener Feind die regelmäßigen Streitkräfte überwindet, so ist die rüstige Masse des Volkes da, welche nicht überwunden werden kann, welche sich überall vereinigt, um den Feind zu vertreiben und zu zernichten. Gegen die ersteren Staaten kann der Krieg durch Einfall, – bei den letztern hingegen muß er methodisch geführt werden, weil jeder Teil des Bodens bewaffnet und alle Einwohner gefährliche Gegner werden können, welche sich im Rücken der angreifenden Armeen zu ihrem Verderben überall schnell und furchtbar wieder vereinigen, – und zwanzigmal besiegt, zwanzigmal wieder aufstehen, um den eingedrungenen Feind wieder zu bekämpfen[116].»

Durch die Erhebung der Landwehr, welche die lokale Sicherung und Feindbelästigung übernahm und in Teilen vorübergehend mit den regulären Streitkräften marschierte, wurde, so ging die Vorstellung, das Heer zu strategischen Operationen frei. Die Regionalbewaffnung hatte den Gegner festzuhalten, damit die Armee, Auszug und Reserve, ihre Schläge führen konnte. Der würgende, in tausend Einzelaktionen angesetzte Griff der Landwehr sollte den Feind allmählich seiner Kraft berauben. «Ces bandes bien armées...» beginnt Wielands eindrücklichste Schilderung vom Kampf der Territorialwehren, «marchant sous les ordres de bons officiers, mais non organisées en armée régulière, qui se trouvent partout en force au moindre danger, qui triplent ou quintuplent même le nombre des défenseurs de l'armée de ligne sur un point quelconque; qui harcèlent l'ennemi partout, gênent et retardent sa marche dans tous les sens, s'introduisent sur ses derrières et sur ses flancs, interceptent ses communications, empêchent l'arrivée de ses convois, inquiètent ses camps, détruisent ses magasins, attaquent ses détachements avec des forces supérieures, surprennent ses postes éloignés, tuent tous les hommes qui s'écartent des colonnes, profitent de tous les accidents de terrain pour faire échouer ou pour ralentir ses opérations; – se dispersent par les montagnes lorsqu'elles se trouvent attaquées en force, pour se réunir de nouveau à un rendez-vous assigné; – qui sont terribles, surtout lorsque l'armée d'invasion a éprouvé un revers, ou se trouve forcée à une re-

traite, parce qu'alors elles sont exaspérées contre l'agresseur par les maux qu'il leur a fait souffrir, et affrontent les plus grands dangers pour assouvir leur juste vengeance; lesquelles, mises en action par un chef habile et expérimenté, qui connaît le pays et qui a étudié le caractère de la nation, qui sait mettre à profit les dispositions guerrières du peuple, inspirer de la confiance, et se faire soutenir à-propos par les corps réglés, sont presque invincibles sur leur sol[117].»

Wenn Wieland, wie dargestellt wurde, den Anhängern schweizerischer, im Stil der Großmachtheere geführter Feldschlachten entgegentrat, statt dessen der Eidgenossenschaft die Kampfart des Schwächeren, den Postenkrieg, empfahl und es wagte, der Taktik des Wespenschwarms operative Bedeutung zuzumessen, so war er sich stets des genauesten bewußt, daß ein nur improvisierter Massensturm im Angesicht des Kriegs zerbrechen und die Kernarmee, statt sie zu stützen, in seinem Untergang mitreißen mußte. Es darf nicht unbeachtet bleiben, lautet eine Variante seiner steten Mahnung, «daß Volksaufstände nur dann wirklich furchtbar sind, wenn sie eine feste Organisation haben; nichtinstruierte Landsturmaufgebote sind gewöhnlich mehr schädlich als nützlich[118]». Und anderswo heißt es, nun auch auf die Wichtigkeit der Terrainwahl deutend: «Alle Beispiele von Niederlagen, welche Volksbewaffnungen durch reglierte Truppen erlitten haben, ereigneten sich in ebenen und offenen Gegenden, wo die feindliche Artillerie und Kavallerie ihre volle Wirkung haben, oder bei Landstürmen, welche ohne Organisation und ohne gute Anführer waren. Alle Niederlagen aber, welche reglierte Truppen durch Landstürme und Volksbewaffnungen erlitten, ereigneten sich im gebirgigen und durchschnittenen Gelände, wenn die Volksbewaffnung zur Verteidigung vorbereitet war und eine zweckmäßige militärische Organisation erhalten hatte[119].»

Muß Wieland auch noch ob dieser gemäßigten, von einem fachmännischen Geiste getragenen Vorstellung vom Volkskrieg der romantischen Täuschung bezichtigt werden? Gewisse Zeitgenossen taten es. «Basel sei kein Sagunt», wendeten sie

nach einer Klage Thellungs von Courtlary ein, «Solothurn kein Saragossa, und wenn diese Städte nebst Neuenburg, Lausanne, Freiburg und Genf in feindlichen Händen wären, so würde der Mut der Landwehr bald erkalten. Freilich», grollte Thellung weiter, «dachte Herr Wieland in seinem vaterländischen Hochgefühle sowenig daran, als ich, daß man die Feigheit unserer Nation als Widerlegungsgrund anführen werde. Ehe Sagunt und Saragossa angegriffen und heldenmütig verteidigt wurden, waren sie nicht berühmter als Basel und Solothurn..., man kann alles, was man ernstlich will[120].»

Wenn man aber das Urteil derer berücksichtigt, die sich seit Wielands Tagen wissenschaftlich um Wesen und Wert der Landesbewaffnungen bemüht haben[121], so muß man zum Schlusse neigen, daß die Eidgenossenschaft von 1825 nicht im Stande gewesen wäre, den Volkskrieg, wie er dem Obersten vorschwebte, zu führen. Die organisatorischen Grundlagen für ein im Rahmen der Armee aufstehendes Massenaufgebot, eben das, was er vermißte und forderte, fehlten. Und für einen spontanen, auch auf die Dauer ertragenen Waffenaufstand der Nation, war ein Großteil des Volkes zu zivilisiert geworden. Daß Wieland letztlich dem Scharnhorst'schen Gedanken einer optimalen Soldatenschulung *aller* Wehrfähigen anhing, sei ihm hier, wo er geneigt war, den unerzogenen Kriegerwert seiner Mitbürger zu überschätzen, um so höher angerechnet[122].

Notwendigkeit der wehrhaften Neutralität

> «Das Wort des mächtigen Nachbarn ist gut, es muß in Ehren gehalten werden, denn er wird es halten solange es sein eigener Vorteil erlaubt; aber der Spruch des klugen und die Losung des freien Mannes geht dahin: der eigenen Faust zu trauen, – durch eigene Anstrengungen das köstliche Erbe der Väter, die Nationalfreiheit zu erhalten – und wir können es, wenn wir recht ernstlich wollen!» *Wieland*[123]

Der Schlußstein zu Wielands Doktrin von Gestalt und Kampfverfahren der eidgenössischen Armee bildete ein eigentlicher

Landesverteidigungsplan, der sich aus einer Reihe beispielhaft stilisierter Operationsvorschläge zusammensetzte. Bevor aber auch unsere Darstellung diesen Schlußstein seines gedanklichen Bemühens zeigen darf, wird es notwendig, noch dessen Grundbedingung, die Lage der Schweiz auf Europas strategischem und politischem Schachbrett, wie sie sich in Wielands Urteil ausnahm, festzuhalten. Da seine Frage vorzüglich nach dem Wie, nicht nach dem Ob der nationalen Abwehr ging, hat damit zugewartet werden können.

Wo er von der strategischen Bedeutung der Schweiz auf dem europäischen Kriegsschauplatz sprach, vertrat er die These, die Pictet und Jomini formuliert hatten[124]. In seinem Munde lautete sie, auf ihre Grundgedanken reduziert, so:

Das mitteleuropäische Kriegstheater zerfällt in drei Parallelogramme, das Donautal im Norden, die Poebene im Süden und den Alpenraum in der Mitte. Donautal und Poebene bilden die gangbarsten Verbindungen zwischen den beiden großen Kriegspartnern Österreich und Frankreich; der kürzeste Weg von Machtzentrum zu Machtzentrum, von Paris nach Wien, ist dabei der nördliche. Der Alpenraum – die Schweiz und Tirol – bietet Durchzug und Aufmarsch von Heeren weit ernstere Schwierigkeiten als Süddeutschland und die norditalienische Tiefebene. «Ein Unternehmen durch die Schweiz ist daher für keine der beiden Mächte ratsam, weil jede derselben bei Mißlingen und Zurückwerfen gegen Süden (respektive Norden), Gefahr läuft, dergestalt von ihrer Basis abgeschnitten zu werden, daß sie solche nur durch einen Bogen wieder gewinnen kann, während der Feind dieselbe in gerader Richtung bedroht[125].» Die Feldzüge von 1792–99 haben gezeigt, daß die Entscheidungen immer am Po und an der Donau fielen, und daß Vorstöße im Alpenraum sich jedesmal, für diese oder jene Partei, aus einem vermeintlichen Vorteil in schwere Bedrohung verkehrten, sobald man in den Ebenen Rückschläge erlitt. Nimmt man also sogar eine nicht, oder nur lau verteidigte Schweiz an, so muß ein An-

griff quer durch den Alpenraum für Österreich wie für Frankreich als Abwendung vom Hauptobjekt, als Zersplitterung der Kräfte, als unheilvolle Diversion gewertet werden. Darf man aber der Eidgenossenschaft eine energische Verteidigung zutrauen und damit rechnen, daß die kontinentalen Machtverhältnisse sich nicht wesentlich verschieben, so muß man zum Schlusse kommen, «daß die Neutralität der Schweiz in dem wahren Interesse der großen europäischen Mächte liege, und daß im Fall von Krieg zwischen denselben die Verletzung dieser Neutralität weder Frankreich noch Österreich ebensowenig *notwendig* als *vorteilhaft* sein kann; daß nur die entschiedene Suprematie des einen mächtigen Nachbarn oder die Apathie des andern, mehr noch als beides: die Uneinigkeit oder Nachlässigkeit der Eidgenossenschaft selbst, den verabscheuungswürdigen Versuch veranlassen könnte, die Unverletzlichkeit dieses Landes zu bedrohen...[126]».

Wie weit die Lehre von der strategischen Zweitrangigkeit des eidgenössischen Territoriums auf echter Überzeugung beruhte und wie weit die Akzente des persönlichen Urteils mehr oder weniger bewußt verschoben wurden, um den Mächten, im Dienst der nationalen Abwehrpropaganda den operativen Minderwert des eignen Landes zu suggerieren, ist schwer feststellbar. Wenn Wieland aber an anderer Stelle schrieb, daß «die freie Schweiz, als neutraler Wächter des Knotens zwischen Deutschland, Frankreich und Italien, jeder der großen Monarchien von unaussprechlichem Wert sei[127]», und damit die flankierende Bedeutung der Alpenposition klar hervorhob, muß doch angenommen werden, daß er den primär *diplomatischen* Charakter von Pictets These nicht verkannte[128]. Zudem glaubte er nicht, daß strategische Theorien, mochten sie noch so überzeugend vorgetragen sein, im Stande seien, die Mächte von einem Angriff auf den ihnen als so unwesentlich dargestellten Alpenraum abzuhalten und warnte: «Weil jedoch fremdartige, unvorhergesehene Ursachen oft mehr Einfluß auf die Beschlüsse der größten Angelegenheiten ausüben als die Grundsätze der Staats- und

Kriegskunst; weil selbst das moralische Gefühl, welches die Grundfeste einer kleinen aber freiheit- und friedliebenden biedern Nation ausmacht, durch den ehrgeizigen übermächtigen Nachbarn mißkannt werden kann; weil auch solche Verhältnisse eintreten könnten, daß die eine Partei befürchten muß, der Gegner habe die Besetzung der Schweiz beschlossen, und ein Angriff sei bloßes Zuvorkommen der feindlichen Absichten; vorzüglich aber weil nur dann in Kriegszeiten die Neutralität der Eidgenossenschaft von beiden Seiten geehrt werden kann, wenn sie gerüstet dasteht, um alle fremden Eingriffe abzuweisen, ist es notwendig, die Verteidigungs-Anstalten derselben in bestmöglichen Stand zu bringen und die Art des Widerstandes zu bestimmen[129].» Stark sein war das einzige Argument, das den westlichen Alpenraum den fremden Generalstäben wahrhaft stachlig zu machen vermochte, stark, «pour faire comprendre aux étrangers, qu'ils n'auront pas bon marché de la Suisse, quand ils voudront la prendre pour grande route, pour avant-poste, ou pour base d'opérations[130]».

Kampfplatz und Kriegsinstrument der Eidgenossen mußten also derart vorbereitet werden, daß man einem peripheren oder zentralen Durchmarsch ebenso wirksam begegnen konnte wie einer längeren, teilweisen oder umfassenden Besetzung, oder dem extremen Fall, einem Angriff auf die Existenz des Staates. Wieland hat sich nicht darüber geäußert, welche Variante der möglichen Neutralitätsverletzungen er für die wahrscheinlichste hielt. Auch warf er die Frage nach dem wahrscheinlichsten *Angreifer* nicht ausdrücklich auf und überging das gewichtige Problem des eigenen politischen und militärischen Verhaltens im Fall des Einmarschs einer zweiten Macht. Gezeigt zu haben, daß der Ernstfall in mancherlei Gestalt an das Land herantreten mochte, genügte für seinen Zweck. Dieser Zweck ging dahin, ein System von Aufmarschplänen zu entwerfen, mit Hilfe dessen jeder der vielen Arten möglicher Bedrohung rasch getrotzt werden konnte.

> «Das Eigentümliche eines Verteidigungskriegs besteht darin, daß der Verteidiger in vielen Gefechten geschlagen und zum Rückzug bis tief in das Land gezwungen werden kann, ohne überwunden zu sein; und daß der Angreifer, durch Märsche und blutige Siege geschwächt, zuletzt mit namhaftem Verlust aus dem Land vertrieben werden muß, das im ersten Anlauf von der Invasionsarmee besetzt worden ist...» *Wieland*[131]

Die militärische Lage der Eidgenossenschaft – beschränkte Kraft, umringt von vielen Formen möglicher Anfechtung – verlangte ein Abwehrsystem von höchster Elastizität. «Résistance à la frontière et concentration en arrière[132]» lautete die knappe Umschreibung, die Dufour der komplexen Aufgabe gab; «aus der größten Ausdehnung schnell und dem Feind unerwartet in die engste Konzentration überzugehen[133]» hieß Wielands Formulierung. Beide vertraten den Standpunkt, daß die Neutralitätspflicht und die Rücksicht auf die Mitbürger in den Grenzzonen eine kräftige Verteidigung auch der vordersten Linie geboten[134]; zugleich aber waren sie überzeugt, daß der verhängnisvolle Kordon um jeden Preis vermieden werden müsse. Das von Wieland als Krone seines Handbuchs gegebene System von Aufmarsch- und Operationsbeispielen versuchte, der zwiespältigen Aufgabe gerecht zu werden und zu zeigen, wie die schirmend ausgebreitete Hand sich schnell genug in die geballte Faust verwandeln konnte.

«Vor Vorbereitung eines Verteidigungsvorschlages», müsse man, schreibt er einmal, «sein Schachbrett hinlänglich kennen und die Hauptpunkte desselben: als Defensionslinien, Pivot der Operationen, Sammelplätze und befestigte Punkte, Kommunikationen und Gefechtsstellungen im voraus bezeichnen...[135]. Was er in seinen Rekognoszierungsberichten für lokale und regionale Abschnitte ausführte, unternahm er auch für die ganze Eidgenossenschaft, indem er, ein aufmerksamer Schüler seiner Meister, den nationalen Kriegsschauplatz mit einem Netz stra-

tegischer Linien und Punkte überzog, an dessen Fäden und Knoten die operativen Bewegungen sich zu halten hatten[136]. Um den «Zentralwaffenplatz» Luzern und die «Nationalfestung» Nidwalden reihten sich Schwyz als südliche Bastion, Zürich als «Schlüssel» der Limmat- und Bern als «Schlüssel» der Aarelinie. Basel, Schaffhausen, Chur, Zernetz, Bellenz, Martinach, Genf und Pruntrut bildeten die Eckpunkte der äußersten «Territoriallinie», die Postierungen am Rand des eidgenössischen Vorfelds. Zwischen Notstellung und Grenzschutz verlief, St.Gallen, Glarus, Schwyz, Thun, der Saanelinie, Solothurn, Aarau und Windisch folgend, die eigentliche Hauptkampflinie, die Verteidigungszone der «innern Basis[137]».

Neuralgische Stellen in diesem System befanden sich dort, wo, als direkteste Verbindungen von Nachbarmacht zu Nachbarmacht, gleichsam magnetisch gewordene internationale Heeresstraßen über eidgenössisches Gebiet führten: bei Basel und Genf, am Simplon und am eben vollendeten Splügen. Den Truppenschüben, die in den napoleonischen Kriegen jene Stellen passierten, ist zu Beginn der zwanziger Jahre ein Strom von Tinte nachgeflossen[138]. Schon 1818 erhob Pictet seine Stimme und hieb 1821 in die gleiche Kerbe. Er bezeichnete die Genfer Befestigung, deren Verstärkung vorgeschlagen wurde, aus zwei Gründen als «onéreuse, inutile et dangereuse pour la Suisse et pour nous». Erstens schien ihm ein massiv umgürtetes und bestücktes Genf die zu vermeidende Köderwirkung auf großmächtliche Gelüste zu erhöhen und zum zweiten ein überschwerer Ausbau des westlichsten Grenzpunkts allzuviele eidgenössische Truppen an periphere Stelle abzuziehen. Dufour vertrat das fortifikatorische Lager. Man kenne das Schicksal offener Städte, sagte er, Genf locke die Mächte so oder so, das einzig wirksame Mittel, den großen Nachbarn ihren Appetit zu nehmen, seien starke, nachhaltig verteidigte Werke. Mit ihrer Hilfe könne, nach Abmarsch der Elite zur Kernarmee, eine Landwehrbesatzung noch geraume Zeit feindliche Truppenmassen binden.

Es scheint, daß jede Befürwortung einer schweren Befestigung von Genf und Basel auf Wieland wirkte wie ein rotes Tuch. Er

war mit Pictet überzeugt, daß der Ausbau exzentrischer Fortifikationen unkluge Provokation und lähmende Fixierung des Abwehrapparats bedeute[139] und reagierte in einem Brief an Tavel gereizt auf Dufours Ausführungen: «Es scheint mir nämlich», schrieb er spitz, «als ob Herr Oberstleutnant Dufour in seinem sehr wohl gesetzten und überall bekannt gewordenen Discours mit vieler Eloquenz auf irrige Basen gebaut hat, daß derselbe mehr wortreich als logikrichtig ist, daß er ehender die eidgenössische Schwäche bloßstellt als zur Vervollkommnung eines festen, volkseigentümlichen Verteidigungssystems beiträgt; er wollte beweisen, daß Genf als Halbfestung für die Behauptung der schweizerischen Neutralität vorteilhaft sei und hat diesen Satz durch viele kriegerische Erudition zu stützen gesucht, denn er ist Ingenieur und will also befestigen; – er hat auf die mobile Genfer Imagination durch Gemälde der Greuel, welchen offene Städte ausgesetzt sind, zu wirken gesucht, allein es scheint mir, daß er zwar schön gesprochen, stark aufgetragen, aber fern vom wahren Ziel getroffen hat[140].»

Das wahre Ziel blieb Wieland die Schleifung der truppenfressenden Werke um Basel und Genf und der Ersatz der mittelalterlichen Rüstung durch eine moderne, einfache Handstreichsicherung, «parce que si nous dispersions l'armée de ligne en la garnisonant en partie dans les places fermées, nous l'affaiblirions trop, nous l'empêcherions de pouvoir se porter tour-à-tour sur toutes les parties menacées, de se multiplier par la célérité de ses manœuvres concentrées, et nous risquerions de la perdre par morceau...[141]» Wenn er damit zugunsten einer zusammengefaßten, beweglichen Abwehr vor der Nachahmung der ausländischen Befestigungsmanie überhaupt warnte, so befürwortete er andererseits durchaus, daß die Eidgenossenschaft auf ihre Weise daran gehen sollte, der Unterstützung, die in ihrem Gelände lag, künstlich nachzuhelfen. Neben im Frieden vorbereiteten Feldbefestigungen und Paßsperren[142] sollte ein Netz starker Arsenale das Land überziehen. «Le principe d'une défense opiniâtre du pays exige des *places d'armes* fortifiées par un système mixte, entourées de camps retranchés où l'armée puisse

trouver un refuge et des secours en cas de malheur, et sur lesquelles elle puisse s'appuyer pour faire face à un ennemi supérieur en nombre; que ces places du moment doivent être situées aux points principaux stratégiques de l'intérieur de la Suisse, pour donner de la consistance au système de défense national...[143]

Auch in der Paßstraßenfrage bezog er seinen Standpunkt mit der gewohnten Vehemenz. Daß die Simplonroute spätestens am ersten Tag eines französisch-österreichischen Kriegs zerstört werden müsse, erhob er zum ceterum censeo. «La Confédération est forcée pour la conservation de sa paix et de son existence, de se débarrasser de cette pomme de discorde à la première approche d'une guerre[144].» Die Splügenstraße wurde als schwere Gefährdung empfunden, der Ausbau des Großen Sankt Bernhard als nicht wünschbar bezeichnet, die Konstruktion des San Bernardino hingegen als Roccadelinie im eigenen Bündner-Bollwerk wie alle leistungsfähigen Binnenkommunikationen warm begrüßt[145].

Nachdem sich Wieland vor den Augen seiner Leserschaft über die Unterteilung des Bretts, auf dem um Leben und Tod des Vaterlands gespielt werden sollte, klar geworden war, ging er daran, für möglichst viele Formen feindlicher Züge mit den eigenen Figuren die richtigen Paraden zu ersinnen. «Es darf also», sagte er von dem zu suchenden, bisher nie in überzeugender Lösung vorgeschlagenen System, «weder die Streitkräfte ängstlich zerstreuen, um jedes Dorf und jeden Weg mit einem Ploton und einer Kanone zu besetzen, noch das Grenzgebiet gänzlich verlassen, um den Feind erst dann zu bekämpfen, wenn er die Eingangspässe überschritten hat und in das Innere des Landes eingedrungen ist; – es darf weder ausschließlich den sogenannten kleinen Krieg mittels Neckereien und Plänklern geführt, noch sich in den großen Krieg zum Schlachtenschlagen eingelassen werden, weil man im erstern Fall erst nach jahrelangen Anstrengungen und nachdem das ganze Land verheert wurde, ein Resultat hoffen könnte, beim zweiten aber mit Miliztruppen beinahe sicher wäre, beim ersten Schock gesprengt zu werden...[146]».

Einige Beispiele mögen das Wesen des von ihm empfohlenen Systems erläutern[147]:

Es droht ein Angriff auf Basel und den nordwestlichen Grenzraum. Die wahrscheinlichen Anmarschstraßen des Feindes kommen von Altkirch und von Pruntrut. Das Hauptkorps des Verteidigers, gesichert und benachrichtigt durch vorgeschobene Detachemente bei Delsberg und auf St. Margrethen, operiert in diesem Fall auf der Birslinie und weicht vor einer Übermacht über Bötzberg, Staffelegg, Hauenstein oder Paßwang auf die Aare zurück[148].

Die Westgrenze ist in ihrer ganzen Ausdehnung bedroht. Es ist mit feindlichen Stößen auf den Routen Belfort–Basel, Belfort–Pruntrut, Pontarlier–Chaux-de-Fonds–St. Imier–Biel, Pontarlier–Neuenburg, Pontarlier–Jougne–Orbe–Iferten, Besançon–Les Rousses–Nyon, St. Claude–Les Faucilles–Gex, und Lyon–St. Genis–Genf zu rechnen. Als Dispositiv für diesen Fall wird vorgeschlagen:

Eine vorgeschobene Abteilung bei Delsberg (gegen Basel und Pruntrut);

Eine vorgeschobene Abteilung bei Aarberg (gegen St. Imber- und Traverstal);

Eine vorgeschobene Abteilung bei Rolle (gegen Genf und Orbe).

Das Hauptkorps befindet sich bei Bern. Sobald Vormarschstraßen und Absichten des Feindes sich erkennen lassen, geschieht durch rasche Verschiebung von Beobachtungsabteilungen und Zentralmassen die beabsichtigte Schwerpunktsbildung[149]. Die einzelnen Abteilungen dürfen daher nicht weiter als einen Gewaltmarsch voneinander entfernt aufgestellt werden, «daß man im Stande ist, drei Korps in einem Tag auf einem Punkt zu vereinigen.»

Entsprechende Aufmarschschemata wurden für alle Grenzzonen entworfen und auf dem Papier an supponierten Fällen durchgespielt. Im Schlußbild dieser Reihe möglicher Bewährungsproben umriß Wieland seine Vorstellung vom eidgenössischen Verzweiflungskampf[150]:

Die Armee steht (wie oben skizziert) für den Fall West bereit.

Luzern, die Reußlinie und Unterwalden sind mit Lebensmitteln und Munition versehen, die Paßsperren errrichtet, Straßen und Brücken der Grenzzone gesprengt. Der von 80 000 Mann getragene, in drei Kolonnen geführte Stoß des Feindes vermag die eidgenössischen Korps auf die Saane und schließlich hinter die Aare zu werfen. Die eidgenössische Reserve geht auf Luzern zurück, die Division Süd weicht durch das Aaretal kämpfend ins Oberland aus, die Division Mitte über Sursee ans rechte Reußufer bei Zug, die Division Nord in den Raum zwischen Reuß und Rhein. Da auch die Reußstellung durchbrochen wird, überläßt man die Linthverteidigung einer Sonderabteilung und den Territorialwehren. «Unsere Hauptkraft aber werfen wir ins Gebirg, der rechte Flügel zwischen dem Zürcher-, Luzerner- und Vierwaldstättersee, der linke im Berner Oberland, die Zentralreserve im Land Nidwalden[151].» Und jetzt geht die Verteidigung zur Gegenoffensive über. Während Scheinangriffe auf Front und Flanke des Feindes bei Zürich (über den Etzel) und Luzern die wahre Absicht verschleiern, wird der Hauptstoß über den Brünig und längs der Aare in seinen Rücken geführt. «Plötzlich stürzen wir auf die vereinzelten Abteilungen der Invasionsarmee und schlagen solche nacheinander mit einer Hauptmasse; überall steht das Volk auf, um sich seiner Peiniger zu entledigen, und der, – wenn vielleicht in dem ersten Andrang erschlaffte Heldensinn der Nation – erwacht mit doppeltem Impuls[152].» Mißlingt der erste und auch der zweite Abwehrschlag, «dann muß mit neuem Mut auf einen dritten noch fürchterlichern Anfall gegen den Feind gedacht werden[153]». Kommt es aber zu einem Angriff auf das nationale Reduit selbst, so wird an den Stätten von 1798 gefochten, bis zum Ende.

«Von Position zu Position, von einer durch Gewässer und Gebirge gebildeten Linie zur andern, immer kämpfend, oft selbst angreifend und stets auf die Hülfe einer Zentralmasse, sowie der schnellen Verstärkung der Heeresabteilungen durch die Landwehr rechnend, – keinen Zoll des Bodens dem Feind überlassend ohne dafür gefochten zu haben und stets auf Wiedereroberung des Verlorenen bedacht, – der feindlichen Zahl

trotzend, der Menge seiner Kolonnen durch Überfallung jeder einzelnen Hohn sprechend, ohnverzagt durch partielle Unglücksfälle und entschlossen, das Gleichgewicht durch jede Aufopferung wieder herzustellen [154]», so war es, wie nach Wielands Sinn die Eidgenossenschaft verteidigt werden mußte.

Der Vorstellung vom rettenden Wert des Rückzugs ins Innere des Landes, wie unser Abschnittsmotto sie besonders deutlich ausdrückt, lagen die napoleonischen Erfahrungen in Spanien und Rußland zugrunde. Auch Clausewitz schrieb: «... der Zustand des Angreifenden ist am Ende seiner Bahn oft von der Art, daß selbst eine *gewonnene* Schlacht ihn zum Rückzug bewegen kann, weil er weder Stoßkraft genug hat, seinen Sieg zu vervollständigen und zu benutzen, noch imstande ist, die verlorenen Kräfte zu ersetzen», fügte aber mit aller Deutlichkeit bei, daß nur sehr lange Rückzugsstrecken diese Ermattungserscheinung herbeizuführen vermöchten [155]. Der Schweiz ging jene Großräumigkeit ab, die eine einfache Übertragung der anderwärts gemachten Erfahrung von der kräftenivellierenden Macht des tiefen Ausweichens gestattet hätte. Es war nicht diese Macht, auf welche Wieland das Schwergewicht seines Vertrauens setzte; aber zur Rettung des Vaterlandes beschwor er auch sie. Machte er sich damit einer weitern Überschätzung schuldig? Wir verneinen die Frage, darum, weil ihm mit Fug nicht vorgeworfen werden kann, daß ihm der Sieg der eignen Waffen möglich schien.

Häufigkeit und Bedeutung der Gelegenheiten, in denen Wieland, dessen Eignung zur Übernahme großer Aufgaben durch die militärische Leistung seiner Jugend und durch sein theoretisches Werk bewiesen war, den in Wort und Schrift vertretenen Gedanken wirkliche Gestalt hätte geben können, standen nicht im richtigen Verhältnis zu seiner Fähigkeit und zur Intensität seines Bemühens. Trotz seiner gelegentlichen direkten Einflußnahme auf die Entwicklung des baslerischen und des eidgenössischen Wehrwesens, gewinnt man den Eindruck, daß er das Jahrzehnt im eignen Land und in der eignen Stadt, das ihm noch vergönnt war, in der Haltung eines Mannes verbrachte, der vergebens im Vorraum sehnlichst herbeigewünschter Bewährungsproben antichambriert. Er war vor allem auf eines hin angelegt: tätig zu wirken. Aber was hiezu berichtet werden kann, hat auf schmalem Raume Platz.

Tätigkeit in Basel

«Im Jahre 1816», erzählt W. Vischer, «wurde mit der gerade erledigten Stelle eines Statthalters des Bezirks Basel das Amt eines kantonalen Polizei-Direktors verbunden; zugleich überwies man die Jurisdiktion über gewisse Polizeivergehen, die bisher dem Kleinen Rat obgelegen hatte, dem Staathalterverhör... Der neue Polizeidirektor versah sein Amt mit jugendlichem Eifer, wobei sein heißes Blut auch etwa die nötigen Schranken überschritt, was Klagen im Publikum und selbst obrigkeitliches Mißfallen verursachte[1].» Ein militärisches Kommando im Rahmen der kantonalen Miliz hatte der eidgenössische Stabsoberst nicht; sein Dienst an den Basler Truppen und ihren Kaders bestand hauptsächlich darin, daß er sich, ohne offiziellen Auftrag, allein vom Feuer seiner aktivistischen Natur getrieben, überall drängend bemerkbar machte. Der nur fragmentarisch verwirklichte Gesetzesentwurf von 1821, in dem das Militär-Kollegium zur Hebung der innern Festigkeit von Auszug und Reserve

völlige Gleichstellung beider Heeresklassen vorschlug und den üblen Brauch des Remplacements einzuschränken plante, war von ihm beeinflußt worden und wurde von seiner streitbaren Feder ausführlich und schlagkräftig unterstützt. «... Zu Mietlingen werden die Miliztruppen herabgewürdigt», rief er entrüstet aus, «wenn sich jeder durch Geld befreien kann, und es raubt das Eigentümliche, das wahre Nationale und Achtungswürdige der Schweizer Landesbewaffnung, wenn nur die ärmeren Klassen zur Verteidigung des Bodens angehalten werden und die Vermöglichen sich dieser heiligen Pflicht entziehen können[2].»

Temperament und selbstgestellte Aufgabe zwangen ihn, überall dort unbequem zu werden, wo es nicht vorwärts ging. Er möchte im kommenden Sommer das mit den Offizieren in den Wintersitzungen der Militärgesellschaft Besprochene an Volltruppen im Gelände erproben, vertraute er im März 1824 Tavel an. Rekognoszierungen mit den Herren in der Umgebung Basels habe man zwar verhindert, er hoffe aber mit praktischen Truppenübungen auf dem Terrain nicht auch noch «durchzufallen[3]». Als sein Handbuch die Presse verließ, schrieb er Oberstleutnant Müller, dem kantonalen Milizinstruktor: «Ich gebe mir die Ehre, Sie, hochgeehrten Herrn Milizinstruktor, hievon zu benachrichtigen, weil ich den Projekt nicht aufgegeben habe – falls löbliches Militär Collegium und Hochdieselben die Sache begünstigen – künftigen Spätling praktische Übungen auf dem Terrain auszuführen, wozu dieses Buch den Herren Offizieren die nötige Anleitung geben und die Nützlichkeit einer solchen Instruktion dartun sollte[4].» Ein weites, braches Feld lag vor ihm ausgebreitet: die Scharen seines Pflugs blitzten in frischem Schliff; er brannte, es ganz zu beackern, – und durfte nur ein spärlich Fürchlein ziehn.

Immerhin wurde ihm wenigstens die Genugtuung zuteil, daß die Basler Miliz, an den übrigen Standestruppen verglichen, sehr respektabel dastand. Stolz berichtete er dem Berner Kameraden über die große Musterung von 1826 auf dem Pratteler Felde, die an die 6000 Mann, einen Zehntel der gesamten Kantonsbevölke-

rung, vereinigte, «alles in bleibende Kader eingeteilt, vollkommen gekleidet und militärisch brauchbar[5]». Zu Hause aber ließ er vor allem eine kritische Stimme vernehmen, rügte das verderbliche Paradewesen und die völlig kriegsfernen Übungen aufs schärfste und hielt seinen Mitbürgern die Inkonsequenz vor, die darin liege, heute den Griechen zuzujubeln und morgen die eigene Wehrverpflichtung als Last zu empfinden[6].

Die im Schoße der Basler Freiwilligen Militärgesellschaft entfaltete Tätigkeit bildete auf lokalem Boden wohl seinen wirksamsten Versuch, «den Geist zu wecken, welcher», wie er sich ausdrückte, «bei uns, und leider auch mehr oder weniger in der ganzen Schweiz, schläft[7]». Die Gesellschaft war 1820 neu gegründet worden, tagte zunächst im Gasthaus zum «Wilden Mann», dann in der Blömlikaserne und von 1822 an im «Zunfthaus zum Schlüssel». 1824 erschien Wieland in ihrer leitenden Kommission, auf 1825 wurde er zum Statthalter gewählt und war von 1828 bis zu seinem Tode Präsident. Spiritus rector muß er fast von Anbeginn gewesen sein. Nachgelassene Notizen gestatten, sich ein Bild von seiner Vortragstätigkeit zu machen[8].

Im Winter 1823/24 sprach er, aus dem Stoff des entstehenden Handbuchs schöpfend, über das allgemeine Wehrsystem der Eidgenossenschaft, ein Jahr später, im Sinne eines kritischen Kommentars, über die eidgenössischen Reglemente. Den Baslern wurde die Zürcher Mathematisch-Militärische Gesellschaft als Beispiel hingestellt und vorgeschlagen, sich ebenfalls allwöchentlich zu treffen, sich gleicherweise zu bilden, im Früh- und Spätjahr Kaderübungen zu organisieren und sich so zum kompetenten, geachteten Korps emporzuarbeiten. Der Seufzer nach praktischer Ausführung des Dozierten unter freiem Himmel wiederholte sich in regelmäßiger Kadenz. Für den Winter 1825/26 kündigte er «Vorlesungen über die interessantesten époques und merkwürdigsten Schlachten des Schwaben-, Burgunder- und 1798er Krieges» an.

1827 wurden, Vorlesungen von Deckers an der Preußischen Kriegsschule folgend, hauptsächlich taktische Fragen behandelt. Anhand des so erworbenen Urteils besprach er das neue eid-

genössische Exerzierreglement, erklärte seinen Entwurf zu dessen viertem Heft an der Tafel und legte eine selbstverfaßte «Anleitung zu taktischen Übungen für die eidgenössische Infanterie» vor. Die Geißel seiner Rede konnte schmerzlich treffen. «Die Schweizer Zeughäuser kaufen beinahe alle nur Ausschußgewehre von den Fabriken, und diese übel angewandte Ökonomie würde im Feld teuer bezahlt werden müssen», konnte er etwa einflechten, oder von Scharfschützen reden, «welche durch Gewohnheit und Bewaffnung mehr Scheibenschützen als Kriegsschützen sind[9]».

1828/29 schilderte Wieland seinen Kameraden Napoleons Rußlandfeldzug anhand der neuesten Darstellungen[10] und verfolgte auf einer Karte der europäischen Türkei die eben statthabenden russisch-türkischen Auseinandersetzungen, wobei die türkischen und die schweizerischen Wehrverhältnisse als ähnliche bezeichnet wurden. Die Vortragssaison von 1829/30 begann er mit einem schwungvollen Lob der Lektüre und orientierte später über die seit 1822 von eidgenössischen Offizieren ausgeführten Rekognoszierungen. Gegen Ende des Semesters wurde Guillaumes Buch über die Feldzüge Hannibals[11] vorgestellt und die Alpenübergänge des Afrikaners mit denen des Korsen verglichen. Im Dezember des Jahres 1830, als, allen spürbar, eine neue Fieberwelle über Europa und die Schweiz gekommen war, erhob er seine besorgt anfeuernde Stimme zum letztenmal vor der an Mitgliedern immer ärmer gewordenen Samstagsgesellschaft. Er rief zur Gründung einer eidgenössischen Militärgesellschaft auf, begann dann, Erzherzog Karls Werk über den Krieg von 1799 in Deutschland und der Schweiz zu erläutern und schaltete am 18. Dezember einen Bericht über die Rede ein, welche Dufour zu Beginn des Monats im Genfer Großen Rat gehalten, und in der er sofortige Maßnahmen gegen die steigende militärische Bedrohung der Eidgenossenschaft gefordert hatte. Der Brief, den Wieland dem cher Colonel in Genf anläßlich dieser Rede schrieb – er las ihn der Basler Versammlung vor – begann mit dem selbstbewußten Satz: «Telles que deux sentinelles placées aux deux extrémités de la Suisse, nous veillons,

vous à Genève et moi à Bâle, sur ce qui se passe au dehors et sur les dangers qui peuvent menacer l'intégrité et la paix de la patrie...[12]» Als das Vaterland, im Zuge der von beiden verlangten Maßnahmen zum Schutz der Neutralität, auch seine Dienste in Anspruch nehmen wollte, war der Basler nicht mehr in der Lage, dem Ruf zu folgen. Denn die in Bruderzwist geratene Vaterstadt griff nun in ihrer Bedrängnis nach dem, der sich in ihren Mauern jahrelang mit wachsendem Unbehagen und oft nur mühsam verhaltener Bitterkeit gegen eine Deplaziertenrolle gestemmt hatte.

Wirken im Rahmen der Eidgenossenschaft

Auch in eidgenössischen Diensten war Wieland nur beschränkt Gelegenheit geboten, sich, seinem Format entsprechend, wirkend umzutun, und was er auf Basler Boden erfahren, widerfuhr ihm hier in ähnlicher Weise. Man hat oft den Eindruck, daß er sich an jeden offiziellen Auftrag durch betonte, freiwillige Anteilnahme und durch die Suggestivkraft freiwilliger Leistung förmlich heranmanövrieren mußte.

Eigenes Interesse, kein Aufgebot, trieb ihn 1822 über den Jura ins eidgenössische Übungslager zu Bière, dessen Betrieb er, von der eigenen vaterländischen Begeisterung im Urteil nicht getrübt, mit kühler Aufmerksamkeit musterte. Die Haltung der welschen Milizen gefiel ihm wohl; zudem waren sie «mit den Waffengriffen und dem militärischen Aushängeschild viel vertrauter, als man es von Miliztruppen erwarten sollte, und der Dienst ward mit vorzüglicher Ordnung gemacht[13]». Um die Kriegsmäßigkeit der Übungen aber war es unbefriedigend bestellt. «Die Truppen», notierte er kritisch, «vollzogen alle Bewegungen und die kommandierten Feuer mit viel Präzision, wobei mir aber zu bedauern blieb, daß sie mehr zu Linie- und Parade-Manövers, – wie solche in dem Exerzierreglement vorgeschrieben und auf einer schönen Ebene bewerkstelligt werden können, wenn kein Feind zur Störung erscheint –, als zu Kriegs- und Gefechts-Evolutionen angezogen wurden[14].»

Zwei Jahre später, im Lager zu Schwarzenbach bei Wil, wo er die Charge eines ersten Adjutanten bekleidete, scheint ihm die Möglichkeit gefehlt zu haben, einem größeren Umkreis bemerkbar hervorzutreten.

Ins Lager zu Thun von 1826 pilgerte er wieder als «Volontair, ohne bestimmte Anstellung[15]». Detailausbildung, Vorposten- und Wachtdienst funktionierten zu seiner Zufriedenheit, Lagerdisziplin und Pferdewartung hingegen vermochten ihn nicht zu überzeugen, und die schulmäßigen Manöver, erneut der schwächste Punkt, stimmten ihn vollends skeptisch. Wozu sollten Übungen taugen, bei denen man von einer taktischen Annahme absah, jede kriegsmäßige Sicherung vernachlässigte und statt auf Wirklichkeitsnähe zu sinnen, eitles Schaugepränge aufzog? Doch schlugen sich wenigstens in der Diskussion, die dem Arbeitstage folgte, viele der verantwortlichen Herren auf seine Seite. «Unsere Truppen, denen die Elemente zum Schlachten schlagen, – die Gewaltswaffen der Kavallerie und der reitenden Artillerie, – fehlen, in ebenem Gelände aufstellen und in Manövers gegen einen an taktischer Gewandtheit uns gewiß überlegenen Feind engagieren zu wollen – ... schien den meisten nicht ratsam[16].» Die eigentlichen Feldmanöver, der Angriff auf den Paß von Wimmis und der Flußübergang zum Angriff auf das befestigte Lager[17], waren schließlich angetan, ihn wieder ruhiger zu stimmen. Trotz vieler dilettantischer Maßnahmen im einzelnen schien ihm im Großen militärisch richtig disponiert worden zu sein. Am Entlassungstag vermißte er die Schlußansprache, welche den versammelten Truppen die ins Land hinaus zu tragende Mission ins Herz gebrannt hätte.

Das einzige Mal, da Wieland direkte Einflußnahme auf eidgenössische Truppen vergönnt war, blieb das Übungslager zu Wohlen[18], wo er im gleichen Jahr 1828, welches ihn auch als Mitglied der Militäraufsichtsbehörde mehrere Wochen in Zürich sah, als Brigadekommandant fungierte. Verantwortlicher Chef war Oberst von Schmiel, Kommandant der zweiten Brigade Oberst Ledergerw. Die erste Brigade, der Wieland vorstand, setzte sich aus einer Kompagnie Zürcher Scharfschützen,

einem Zürcher Bataillon, einem Basler Bataillon, und einem aus Schwyzer-, Appenzeller- und Aargauer-Einheiten gemischten Verband zusammen. Wenn ein Berichterstatter im Rückblick auf Wohlen schrieb, er bitte für die nächste Veranstaltung ähnlicher Art «um sieben Dinge, um frisches Wasser, steuerfreien Wein, wurmfreies Fleisch, trockenes Lager, abgeredetes Manöver, kriegerischen Oberbefehl und – um ein eidgenössisches Lied – ohne Kantonal-Variation[19]», so tupfte er damit auf drei Mängel, die dem Lager angehaftet hatten. Für Verpflegung und Unterkunft war schlecht gesorgt worden, auch wenn man von der Weichlichkeit und Aufbegehrfreudigkeit der helvetischen Milizen absah; in militärischer Beziehung hatte der Mangel an einer Unité de doctrine hemmend gewirkt und zudem die wachsende politische Spannung das ihrige getan, die Offiziere zu entzweien.

Der Stabshauptmann Geigy von Basel, Wielands Adjutant und gelehriger Interpret seiner Ideen, hat eine lebendige Schilderung der Wohlener Tage gegeben. Der Umstand, daß Wieland seine Brigade nach der modernen Stoßtaktik üben ließ, während Ledergerw an den Linienformationen festhielt, muß gleich zu Beginn heftigen Diskussionen gerufen haben, einem «bis zum Ekel abgesprochenen Streit über die tiefe und breite Gefechtsstellung[20]», der noch Staub aufwirbelte, als die Zelte des Lagers längst abgebrochen waren. Während die Manöver der zweiten Brigade von Hauptmann Geigy als «reglementarisch» unkriegsmäßig bezeichnet wurden, stellte er bei Wielands Untergebenen eine erstaunlich rasche Auffassung des Neuen fest. «Was vielleicht heute am Kommandanten und an der Truppe gerügt werden dürfte», bemerkte er in leiser Dämpfung seines Lobs, «war Mangel an Ruhe. Doch das war natürlich, der Kommandant befand sich zum ersten Male an der Spitze einer Brigade und war voll unruhiger Erwartung, sein Ideal in die Wirklichkeit treten zu sehen[21].» Auch die Unterführer, fast allzusehr interessiert und erregt durch das Ungewohnte, scheinen des Guten hie und da etwas zuviel getan zu haben; so brach zum Beispiel ein Bajonettangriff vor der Zeit los. Bedenkt man, daß Wieland dreizehn

Jahre lang nur noch am Schreibtisch hatte führen können und nun, endlich, plötzlich, sein umfassendes taktisches Wissen in einige schlichte Kommandi und Anordnungen verwandeln mußte, dann begreift man, daß nicht nur ihm, sondern auch seinen Schülern stürmisch zu Mute war. Zum erstenmal in eidgenössischen Manövern wurde der Feind durch Fanions tragende Markeurtrupps dargestellt, alles kultivierte Land galt als undurchwatbares Flußgebiet, Strohwische bezeichneten Sperren und Sprengungen, und ein Leitsatz der Übungsbestimmungen lautete: «... wer nach taktischen Grundsätzen sich im Nachteil befindet, muß weichen...[22]».

Dieses lichte Schauspiel lebendigen Bestrebens fand vor einem Hintergrunde statt, welcher des Schattens nicht entbehrte. Die Offiziere der beiden Brigaden seien nur einmal außer Dienst in kameradschaftlichem Kreise zusammengesessen, meldet Geigy und fügt bedauernd bei: «Interessante politische Gespräche, aber nicht trauliche Fröhlichkeit würzte das Mahl[23].» Die allgemeine Zuspitzung der Gegensätze wurde deutlich sichtbar; politische und militärische Meinungsverschiedenheiten ließen sich nicht mehr voneinander trennen; der Ruf: Hie Altgesinnt, hie Neugesinnt! übertönte das sachlich fachmännische Gespräch. Das Verhältnis zwischen Wieland und Ledergerw muß recht gereizt gewesen sein. Geigy berichtet zwar, «daß keine eigentlichen Mißverständnisse oder gar Zerwürfnisse stattfanden, wenn auch freilich kein Einverständnis herrschte[24]», und Wieland selbst notierte beschwichtigend, kleine Reibereien zwischen den Stabsoffizieren seien nachträglich durch Übelwollende aufgebauscht worden[25]. Daß die Gemüter sich aber doch schlimm ereifert hatten, beweist das Pressenachspiel, welches die Angelegenheit fand.

Der Artikel der Appenzeller Zeitung[26], in dem der Zürcher Unterleutnant Jakob Pestalutz die Lagerleitung in demagogischer Weise angriff, war für Wielands Person des Lobes voll. «Durch edeln militärischen Anstand», hieß es da, «kraftvolle und rasche Führung der Truppen und schöne Manöver hat Herr Obrist Wieland die Liebe der ihm untergebenen Mannschaft zu

Enthusiasmus gesteigert und die frohe Überzeugung hervorgebracht, daß es in den Tagen der Not unter einem solchen Anführer gut gehen würde.» Liest man zudem bei Geigy die Schilderung seines unter brausendem Hurrah der Untergebenen erfolgten Abgangs aus dem Lager[27], so festigt sich der Eindruck, daß Wieland von der liberalen Meinung zum eigentlichen Helden der sonst so verlästerten Veranstaltung gemacht worden ist. Die antithetische Betrachtungsweise politisch erregter Zeiten reihte ihn kurzerhand in eine der Fronten ein, so rasch, wie sie ihn bald darauf wieder zur Gegenseite warf. Daß der seit Jahren auf faßbare Anerkennung wartende Oberst sich dem jäh aufflammenden Strohfeuer der Popularität nicht entzog, ist menschlich, mag aber etwas zu jener Animosität beigetragen haben, welche Geigy die reine Freude am Erlebten vergällte.

Während die im Abschnitt «Ausbildung» gewürdigte entscheidende Mitarbeit an der Redaktion des eidgenössischen Exerzierreglements Wieland nur relativ kurze Zeit in Anspruch nahm[28], beschäftigte ihn die Rekognoszierungstätigkeit Jahr für Jahr. Aber auch auf diesem Gebiet begab er sich in die Rolle des Drängenden. Die offiziellen Aufträge genügten ihm nicht, und so arbeitete er denn Denkschriften aus, die ihm die Militäraufsichtsbehörde nicht befahl, sondern erlaubte. Der Bericht über die Verteidigung Basels und die «Denkschrift über Verteidigung der westlichen Grenzfronte» sind Haupterzeugnisse solcher, den Obern abgezwängter Leistung im Landesdienst. Was er von einer guten Rekognoszierung verlangte[29], war in diesen, jeweilen viel Dutzend Bogen umfassenden Heften genau ausgeführt: Eine topographische Übersicht des betreffenden Landesteils, detaillierte Beschreibung der Grenzen und Kommunikationen, der militärisch wichtigen Stellungen und Linien, Darstellung der im Gebiet vorgefallenen Kriegsbegebenheiten, Vorschläge über Einleitung, Aufstellung und Verwendung der Truppen, endlich Angriffs- und Verteidigungsentwürfe[30]. All dies wurde mit Hilfe von Genieoffizieren im Gelände aufgenommen, ausgearbeitet und der obersten Militärbehörde eingereicht, nicht ohne die gelegentliche Bemerkung, es müsse nun endlich

eine Kommission mit der Koordination aller bisher vorliegenden Erkundungsberichte betraut werden, wobei auch seine eigenen Pläne zu modifizieren und dem großen Ganzen einzuschmelzen seien[31].

Ein Hauptstück von Wielands in Referaten und Korrespondenzen betriebenen privaten Wehrpropaganda war die Idee einer gemeineidgenössischen Militärgesellschaft. Schon 1824, im Gründungsjahr der appenzellischen, waadtländischen und genferischen Offiziersvereine, muß er an ihrer Verwirklichung gearbeitet und sich vorgenommen haben, sein Anliegen bei jeder günstigen Gelegenheit zur Sprache zu bringen[32]. Wir wissen nicht, ob er mit Dufour, der 1826 in den deutschen Kantonen im gleichen Sinne sondierte, im Einvernehmen stand Man sei skeptisch in Zürich, meldete er jedenfalls zu jener Zeit an Tavel, wittere Welsches und den Ehrgeiz Einzelner[33]. Ein Jahr später stand er dann vor einer gemeinsamen Versammlung der westschweizerischen Offiziersvereine in Neuenburg und entwickelte sein Programm[34]. Ein Organisationskomitee aus kantonalen und eidgenössischen Offizieren sollte eine Gründungsversammlung vorbereiten. Es war eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, der jeder Schweizer Offizier angehören sollte. Zweck und Tätigkeit dieser Gesellschaft sind in einem «mit Vorwissen und unter Genehmigung der Militäraufsichtsbehörde» verfaßten Statutenentwurf, der sich im Nachlaß Wielands befindet, genau umschrieben[35]. Förderung der militärwissenschaftlichen Kultur, Pflege der Freundschaft und Hebung des Nationalgefühls sollten oberste Ziele sein. Neueintretende hatten zum Beweis ihrer «Lust und Fähigkeit zu militärischen Arbeiten» eine Prüfung abzulegen. Den Sektionen wurden Themata zur Bearbeitung zugeteilt. Alle zwei Jahre fand an zentraler Stelle, «möglichst prunklos und nicht kostspielig» eine Zusammenkunft statt, deren erster Tag mit Besprechung der eingelaufenen Arbeiten verbracht wurde, während man am zweiten Rekognoszierungen unternahm. In den Zwischenmonaten sollte eine Zeitschrift das belebende Bindeglied zwischen Sektionen und Mitgliedern bilden. Auch in der Vaterstadt warb Wieland wiederholt für den

längst gereiften Plan[36]. Allein der politische Erdrutsch der Dreißiger Jahre verschüttete vorübergehend den werdenden Zusammenschluß. Und als wieder Ruhe einkehrte in der Eidgenossenschaft und Friede in Basel, war der drängende Obrist tot.

Das Mißverhältnis zwischen Fähigkeit und Leistungsgelegenheit, zwischen Können und Ausführendürfen hat sein tragisches Ende mitbestimmt. Es braucht daraus nicht notwendig ein Vorwurf für seine Stadt und für sein Land zu erwachsen. Basels Miliz konnte in ihrer zeitbedingten Gestalt seinem Drang nach angemessener Wirksamkeit nicht annähernd gerecht werden, und auch auf eidgenössischem Boden waren Posten, die ihm entsprochen hätten, dünn gesät. Altbewährte Vertrauensleute aus der Sturmzeit, wie etwa Finsler, saßen auf den Kommandobrücken, garantierten wohl eine mit Bedacht fortschreitende Wehrentwicklung, sahen es aber mit der ganzen offiziellen Eidgenossenschaft nicht gern, wenn einer allzu forsch am Hergebrachten rüttelte[37], besonders wenn er dies in Wielands kaum sehr diplomatischer Art tat. Daß ihn der eigene Hitzkopf oft verhinderte, mit genügend psychologischem Geschick vorzugehen, scheint uns gewiß. Wenn die Militäraufsichtsbehörde in ihrem Bericht über das Lager von Wohlen «recht aufrichtig» bedauern mußte, «daß zwischen dem Herrn Befehlshaber und zwischen dem Herrn Oberst Wieland fortwährend einige, leider nur allzu deutliche Spannung stattgefunden hat[38]», so trug der Basler gewiß sein Teil an der gerügten Unkorrektheit, und wenn Andreas Heusler vorsichtig bemerkte, man sage dem Obersten nach, daß er «mehr als gut sei» nach Popularität hasche[39], so dürfte auch dies der Wahrheit nahe gekommen sein.

«— — denn es grenzt an das Unglaubliche, was ein tapferer Anführer – der Charakterstärke und Energie besitzt – der das Eigentümliche seiner Nation kennt und die Truppen zu leiten weiß, was ein solcher Befehlshaber zu verrichten vermag[40]!» So hatte Wieland vom Chef geschrieben, wie er ihn meinte. Daß ihm die Gewißheit, diesem Bilde vor eidgenössischen Truppen geglichen zu haben, seinen Soldaten und Unterführern Erlebnis gewesen zu sein[41], die Brust in Wohlen mit Genugtuung er-

füllte, ist verständlich, daß die gleiche Gewißheit ihn vielen arrogant erscheinen ließ, bei seiner Neigung zur Brillanz nicht weniger.

Äußere Konstellation und persönliche Anlage, der zugeknöpft bedächtige Zug konservativer Obrigkeiten und des Obersten stürmischer Bewährungshunger standen in einem gewissen Gegensatz. Dem Mann hätte trotzdem Erfüllung werden können, wäre er nicht an einer jener Stellen gestanden, wo der plötzlich beschleunigte Wandel der Umwelt allzu schmerzlich fühlbar wurde.

VIII. VERSTRICKUNG UND STERBEN

«In den Tagesereignissen sahen sie ein Stück des Kampfes zwischen Recht und Gewalt, zwischen Wahrheit und Lüge, auf der Bühne eines beschränkten Welttheaters. Für viele Basler, und nicht für die schlechtesten, wurden die Dreißiger Wirren die tiefsten und erschütterndsten Erlebnisse ihres Daseins[1].»

Wielands politische Physiognomie vor den Unruhen der dreißiger Jahre

Nach Herkommen, Jugendschicksal und persönlichem Wesen mußte Wieland nicht der beharrenden, sondern der bewegenden, der «fortschrittlichen» Gruppe seiner Zeitgenossen zugehören. Sein Vater war im Kielwasser des umwälzend Neuen zu Wirksamkeit und Bedeutung gelangt, er selbst im kaiserlichen Heerlager zum Menschen geformt worden. Als er aus dem großen Abenteuer heimkehrte, empfand er nicht baslerisch in erster Linie, sondern eidgenössisch. In der Beurteilung des Vergangenen, wie es seine Kriegsgeschichte widerspiegelt, folgte er jener vermittelnden, sachlich wägenden, auf das Wohl der Gesamteidgenossenschaft bedachten Linie, die sein Vater als gemäßigter Unitarier und als Vertrauensmann der neuen Kantone mit Erfolg eingehalten hatte. Alle parteimäßige Intransigenz war ihm als unverantwortliche Schwächung des gemeinen Wesens verächtlich und verhaßt. Kopfschüttelnd beschrieb er den blinden Hader, der 1802 die Eidgenossen gegeneinander getrieben hatte[2], empört den kleinmütigen Rückzug des Grenzkordons von 1813 und das ihm folgende Intrigenspiel im alliierten Hauptquartier zu Basel; «so wünschte und bemühte sich jede Partei, ihre Sache zu der des Vaterlandes zu machen und ließ dabei den wahren Charakter der Schweiz ganz aus den Augen[3].» Zutiefst überzeugt, daß das Heil des Staates allein in der entschlossen behaupteten Neutralität liege, mißbilligte er die eidgenössische Haltung von 1815 und schrieb über die Kommission, welche die Antwort auf die alliierte Note vom 6. Mai zu redigieren hatte und in der auch sein Vater saß: «Ihnen war eine ernste, hoch-

wichtige Sache übertragen, denn es handelte sich davon: die Schweiz von der Bahn der Neutralität abzuleiten und den Beitritt der Eidgenossenschaft zu den Maßregeln der europäischen Souveräne wider Napoleon auszusprechen. Allerdings mußte die Annahme eines solchen Traktats das Vaterland in Gefahr und zu schweren Anstrengungen führen; allerdings war der vorliegende Fall geeignet, die lebhaftesten Besorgnisse um das Wohl des Bundesvereins zu erwecken[4].» Aus seiner Sympathie zu den vorwärtsdrängenden Mächten des Konstitutionalismus machte er kein Hehl, wies aber Leute, die diesem Mitgefühl außenpolitischen Ausdruck zu geben wünschten, mit aller Deutlichkeit zurecht: «Daß es eine große Wohltat für die Integrität der Schweiz sein würde», konnte er zum Beispiel sagen, «wenn Italien ein selbständiges Reich wäre, und daß die frommen Wünsche der Schweizer einen solchen Zustand hervorrufen dürfen, scheint mir ganz unwiderlegbar, allein daß wir aus unserer Stellung hervortreten sollten, um Republiken und neue Staaten stiften zu helfen, ist auch ganz wie aus dem Monde geschrieben...[5].»

Die natürlichen Rechte sich selbst bestimmender Menschen und freier Nationen hatten, so schien es ihm, das historische, widersinnig gewordene Recht der alten Obrigkeit faktisch besiegt, weil sie diesem moralisch überlegen waren. «... Der Fall des einst so mächtigen Kaisers» schien ihm zu beweisen, «daß nur eine freie Nation fähig ist, große Taten zur Begründung und Handhabung ihrer Selbständigkeit auszuführen. So die Griechen gegen die persischen Millionen, die Schweizer gegen alle Angriffe ihrer Unterdrücker, Holland gegen das spanische Joch, Nordamerika gegen die englische Ungerechtigkeit, das republikanische Frankreich gegen die europäische Koalition, Deutschland und Spanien gegen die französische Botmäßigkeit[6].» Wo Frankreich, das er liebte, sich gegen diese Freiheitsidee vergangen hatte, rügte er es, nannte das Direktorium von 1798 einen Despoten «mit der Freiheitslarve[7]», warf Napoleon die Maßlosigkeit seines Ehrgeizes vor und entließ ihn mit der Bemerkung in die Kulisse: «Er trat von der Weltbühne ab, ohne groß,

seiner und seines Genies würdig zu enden[8].» Neben der vernunftmäßigen Überzeugung von der sieghaften Gewalt der Revolutionsprinzipien tat seine irrationale Bindung an die Große Armee und die mythische Gestalt ihres Kriegsherrn ein Übriges, um seinen Blick dauernd gen Westen zu richten. *Sein* Häuflein war 1814 von den Garden aller Länder zusammengehauen, *sein* Kaiser an die Wand manövriert worden, und es ist nicht verwunderlich, daß sogar Heinrich Zschokke sich genötigt sah, in Wielands Darstellung des Feldzugs in Frankreich «einige nicht orthodoxe Stellen» zu unterdrücken[9]. Wenn der Oberst sich einmal selbst als «un militaire qui est fier d'avoir servi sous les bannières de France et qui ne comptera aucun sacrifice pour soutenir la prospérité et l'honneur de la Confédération Hélvétique[10]» charakterisierte, so gibt dies auch einen ziemlich genauen Hinweis auf gewisse Grundzüge seiner politischen Haltung. Er befürchtete von Frankreich zum mindesten weniger Gefahr als von den Zentralmächten und fand kein Mißfallen daran, wenn irgendwo im Namen jener Freiheitssätze aufgestanden wurde, für die er, bald ernüchtert, zu Beginn des Jahrhunderts in den Krieg gezogen war und deren Macht er an den Feinden seiner Fahne kennengelernt hatte.

Es gab eine Zeit, da ihn die Demagogenverfolgungen ernstlich erbitterten. Die «knechtische Ergebung in jede Kaprize der Herrn Gesandten», schrieb er im Juni 1823 an Tavel, «bringt uns nichts als Verachtung. Das Blut kocht in den Adern, wenn man um sich schaut und bedenkt, daß vielleicht von der *-schen Angelegenheit das Wohl oder Weh von der Schweiz abhängt[11].» In seine Kriegsgeschichte nahm er den bedauernden Satz auf: «Die schweizerische Eidgenossenschaft, als independenter Staat sich selbst zurückgegeben, und ausschließlich mit seiner inneren Verfassung beschäftigt, hat jedoch seines schönsten Rechtes – eine Freistätte von Verfolgten zu sein (le droit d'asyle) – aus höhern Rücksichten entsagen müssen[12].» «Einige unnüchterne Hitzköpfe» wurden die Verfolgten der Heiligen Allianz fast wohlwollend genannt[13]. Schließlich erzählte er 1826, als die Eid-

genossenschaft etwas Luft bekommen hatte, er sei im Lager zu Thun «neben dem Gesandten eines großen Monarchen» gestanden, dem die freundeidgenössischen Worte des Feldpredigers sichtlich zugesagt hätten. Der hohe Gast scheine begriffen zu haben, daß diese Art von Freiheit bestehen könne, «ohne die Throne zu erschüttern», daß die Schweiz mit Recht Asyl gewähre, ohne «Revolutionsapostel» zu schirmen, daß die Schweizer einer aufbauenden Freiheit huldigten, «nicht dem Freiheitsschwindel, der niederreißt und alles Heilige mit Füßen tritt[14]». Der Schlußakzent dieser Relation weist wieder auf jene verhalten optimistische Mitte, jenen realistischen Liberalismus, der Wielands politische Haltung kennzeichnete.

Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß er in dem Strauß, welcher 1824 zwischen Basel und der von halb Europa bedrängten Eidgenossenschaft um das Schicksal einiger aus Deutschland emigrierter Professoren ausgetragen wurde, eine andere Stellung eingenommen hätte als sein väterliches Standeshaupt[15]. Bürgermeister Wieland, welcher als Kanzler der Universität, als Präsident von Kuratel und Erziehungsrat gegen die reaktionäre Stadtpartei eine großzügige Erneuerung der Basler Lehrkräfte durchgedrückt und sich 1823 gegen eidgenössische Preß- und Fremdenvorschriften ausgesprochen hatte, wehrte sich für die im Gefolge der von ihm Berufenen nach Basel gekommenen Flüchtlinge, für die Juristen Wilhelm Snell und Karl Follen sowie den Latinisten Wesselhöft. Das Verhör führte der Polizeidirektor. Als dem Auslieferungsbegehren der Mächte durch die Auswanderung Wesselhöfts und Follens viel Wind aus den Segeln genommen wurde, vermutete der österreichische Gesandte von Otterstedt erbost, die Basler Regierung, namentlich der Bürgermeister Wieland und sein «völlig demagogisch gesinnter Sohn[16]», habe dem letzteren zur Flucht geholfen. Wie frisch der Wind, welcher damals in jenen Kreisen Basels, denen der Oberst angehörte, wehte, von den Altgesinnten empfunden wurde, bezeugt Karl Ludwig von Haller, der aus dem Ausland über die Stadt am Rheinknie schrieb: «Der einflußreichste Mann

ist gegenwärtig der Bürgermeister Wieland, Anhänger der liberalen Ideen, verknüpft mit der unitarischen Partei... Er hat wahrscheinlich den lächerlichen Plan geschmiedet, die alte Universität Basel durch Berufung deutscher Flüchtlinge wie Oken, De Wette, Follen zu heben[17].»

Selten, aber doch deutlich erkennbar, flackert aus Wielands nachgelassenen Zeugnissen ein Groll gegen gewisse Vertreter einer sturen Reaktion auf, die sich nicht entschließen konnten, das Interesse ihrer Klasse dem Wohl des Landes hintanzusetzen, und durch ihre Haltung die dringend nötige Kräftigung des Staates sabotierten. «Daß sie zahlreich sind», konnte er etwa Tavel klagen, «und zuweilen auch Ehrenstellen bekleiden, möchte ich nicht öffentlich aussprechen, um unsere Schande nicht im Ausland feilzubieten[18].» In einem andern Brief ärgert er sich über das grundlose, unpsychologische Vornehmtun gewisser Stabsoffiziere allzu betont aristokratischer Prägung[19]. Wenn Geigy in seinem Bericht über das Lager von Wohlen, in einer uns allerdings zu weit gehenden Weise, das undemokratische Gebaren der konservativen Herren kritisierte, so sprach er gewiß auch die Meinung seines Chefs aus[20].

Die überzeugende Zugkraft seiner militärischen Ideen, der patriotische Schwung, mit dem sie vorgetragen wurden, endlich die dem Volke wohlgefällige Leutseligkeit und hinreißende Vehemenz seiner persönlichen Erscheinung hatten dem Obersten gegen das Ende der zwanziger Jahre die Achtung seiner Fachgenossen im In- und Ausland, die Sympathie weiter liberaler Kreise und die Liebe des gemeinen Mannes erworben. «Und wenn er auch», hat später Andreas Heusler, der ihm mit allem Vorbehalt gegenüberstand, gesagt, «das Rauhe und Barsche, das im Militärstande oft gerne gesehen, wenigstens leicht verziehen wird, nicht selten in das bürgerliche Leben und in sein Amt als Polizei-Direktor übertrug, und deswegen in seiner Vaterstadt nicht eben allgemein geliebt wurde, so war er dagegen bei dem schweizerischen Militär, ein, namentlich von den liberalen Blättern, gefeierter Mann[21].»

Wieland scheint sich mit jener fast beängstigend zugriffigen Aktivität, die ihn in den allzu seltenen Augenblicken, da er praktisch verwendet wurde, zu überkommen pflegte, auf die Aufgaben gestürzt zu haben, welche ihm der Schutz der Stadt gegen den mottenden Aufstand ausdrücklich oder nach seinem Dafürhalten übertrug. Anfang Dezember arbeiteten er und Geigy Gutachten über eine Verbesserung der Befestigungen aus. Während der Großratsverhandlungen, die der zweiten Bubendörfer-Versammlung folgten, ließ er vorsorglich Ratshaus und Zeughaus besetzen, die Birsbrücken beobachten und hielt Geschütz bereit. Da der befürchtete Putschversuch der Landschaft auf diesen Zeitpunkt nicht ernstlich geplant war, wirkte die demonstrative Energie seiner Sicherheitsmaßnahmen provokatorisch[23].

Am 9. Dezember beging der Polizeidirektor etwas, das zu Recht als «unbegreifliche Dummheit[24]» bezeichnet worden ist. Er ließ dem Birsecker Großrat Stephan Gutzwiller, der immer noch mit der Regierung zusammenarbeitete, ein eigenhändig geschriebenes, aber anonym belassenes Drohbillett zukommen, des Wortlauts: «Die Umtriebe, deren elendes Werkzeug Ihr seid, werden heute ihre Endschaft erreichen. Dies zur Warnung. Die Behörde wacht auf Euch[25].» Ein Zettel gleichen Inhalts ging an den nassauischen Emigranten Professor Wilhelm Snell. Warnungen der französischen Grenzbehörden über angebliche, gegen Basel gerichtete Zusammenrottungen im Elsaß und Gerüchte über eine von Gutzwiller geplante Dissidenz der landschaftlichen Großratsfraktion sollen Wieland zu der unüberlegten Handlung verleitet haben. Schon damals hielten sich auch städtische Kreise «über den unbegreiflichen Schritt[26]» auf, der Gutzwiller tief erbitterte und zum Schaden der Stadt politisch weidlich ausgenützt wurde. Auf den Rat des jederzeit zu flammender Empörung gegen die Staatsgewalt, besonders gegen die «Hyder» der Polizei bereiten Paul Vital Ignaz Troxler, zur Zeit Rektor der Universität, kam der Handel in den Spalten der Appenzeller-Zeitung zur Sprache[27]. «Man hofft hier allgemein»,

schrieb dieses Blatt, das früher Wieland so hoch erhoben hatte, nun in demagogischer Verzerrung, «daß der Herr Polizeidirektor und eidgenössische Oberst Wieland in der bevorstehenden Krise das Oberkommando der Schweiz erhalten werde», stellte ihn dann in gehässiger Weise an Hand des anonymen Drohbilletts der Öffentlichkeit vor und bezichtigte ihn zum Schluß des Wortbruchs an England, begangen durch seine Flucht aus britischer Gefangenschaft[28]. Als erste Folge dieser grotesken Anschuldigung weigerten sich die appenzellischen Offiziere, im Fall einer eidgenössischen Mobilmachung unter Wieland zu dienen, der als Kommandant einer Brigade in Bünden vorgesehen war[29].

Unterdessen wurden in Basel militärische Operationen nötig, an denen der Oberst maßgeblichen Anteil hatte[30]. Die Leitung der Operationen lag in der Hand einer speziellen, am 5. Januar 1831 aufgestellten Militärkommission, der Ratsherr Hübscher als Präsident, Johann Merian-Forcart, Oberst Müller, Oberst Benedikt Vischer und Oberstleutnant Weitnauer als Mitglieder angehörten. Von diesem Gremium mit ziviler Spitze, in dem er selbst nie gesessen hat, empfing Wieland, der ausführende Feldhauptmann der städtischen Truppen, seine Befehle. Als in Liestal der offene Aufstand ausgebrochen war, an der Birs und über Münchenstein, Bruderholz, Binningen, Allschwil sich eine Sperre gegen die Stadt erhob und das Reigoldswiler- und Gelterkindental sich den Insurgenten hatten unterwerfen müssen, begann Basel die Aktionen durch eine Reihe gewaltsamer Erkundungen. Am 8. Januar zog Wieland mit gut 100 Mann gegen Binningen und Bottmingen, die sich unterwarfen. Da Allschwil fest blieb, konnte er, seiner Instruktion zufolge, nicht auf Reinach marschieren, wie er es gern getan hätte. Trotz seiner Ausfallvorschläge blieb man zunächst passiv, sondierte am 12. nochmals mit bewaffneter Hand in der Gegend von Binningen, dem Ruchfeld und der Neuen Welt und ging erst am 13. wieder kraftvoller vor. In wohlgeordneter Brigadeformation, vorn der Schützen- und Plänklerschleier, Standeskompagnie und Auszugsbataillone in zweiter Staffel, zuletzt Landwehr und Freiwillige, das Ge-

schütz in der Mitte, wurde auf dem Bruderholz aufmarschiert. Oberwil und Reinach wurden durch starke Detachemente genommen; als die Standeskompagnie, die auf der alten Reinacherstraße zurückging, von Münchenstein her Feuer erhielt, kam Wieland ihr von links mit dem Gros zu Hilfe und ließ, nach einem Bajonettangriff der «Stänzler», die Ortschaft besetzen. Am 14. war wieder Allschwil Erkundungsobjekt. Am 15. folgte ein Ausfall über die Birs. Die Insurgenten wurden durch Feuer aus der St. Jakobsschanze vertrieben; Muttenz und Pratteln unterwarfen sich ohne nennenswerten Widerstand. Am 16. endlich zog das Gros der städtischen Truppen nach Liestal, während Seitenkolonnen die Schauenburger Route und das Birseck sicherten. «Die Insurrektion ist beendet», konnte Wieland rapportieren, «und Liestal hat die marsch- und schlagfertige Macht von Basel gesehen[31].»

Etwas von dem «komisch-krähwinkligen» Zug, welcher nach einem Urteil unserer Tage diesen Januar-Operationen anhaftete[32], muß auch dem Obersten nagend bewußt gewesen sein. Statt, wie er es wiederholt vorschlug, systematisch, rasch und konzentriert zugreifen zu können, was wahrscheinlich auch politisch am heilsamsten gewesen wäre, hatte er sich an die dilettantischen Instruktionen der zaudernden Militärkommission zu halten, die den kriegserprobten Mann unterwiesen wie einen etwas zu wild geratenen Knaben. «So wurde», schreibt Alfred Wieland[33], «für den 12. Januar befohlen, ‚sich ohne Not in keine Feindseligkeiten einzulassen,' für den 13. Januar, ‚nur nicht zu weit vorzudringen, um nicht von der Stadt abgeschnitten zu werden'. Beim Zuge nach Allschwil, einem ganz gefahrlosen Unternehmen, wurde sorgfältiger Schutz von Flanke und Rücken vorgeschrieben, beim Angriff auf Muttenz das Überschreiten der Birs nur dann gestattet, ‚wenn es mit größter Sicherheit geschehen könne.' Und sogar beim Ausmarsch nach Liestal wurde, obschon der Feind bereits aus dem Felde geschlagen war, dem Befehl die stereotype Klausel beigefügt, daß die Rückkehr so früh als möglich zu erfolgen habe.» Zudem wurden die mit Ausnahme der Standeskompagnie ungenügend ausgebildeten und mangelhaft

disziplinierten Truppen dem Obersten immer erst zu Beginn einer Aktion unterstellt; er mußte z.B. schriftlich erbitten, die Offiziere nach Einholung der Ordre für eine Besprechung zur Verfügung haben zu dürfen[34]. Was innerhalb dieses beengenden Rahmens unternommen werden konnte, führte er fachmännisch richtig aus und bewirkte, daß die Stadt in der ersten Phase der bewaffneten Auseinandersetzung taktisch überlegen war.

Wichtig ist nun, daß Wieland nie den rachsüchtigen, nicht einmal den kühlen, im Gemüt am Los des Gegners unbeteiligten Sieger gespielt hat. Schon nach vier Tagen schlug er den Rückzug der Besatzung aus Liestal vor, riet von einer Entwaffnung der abgefallenen Gemeinden ab und empfahl die Anbahnung versöhnlicher Verhandlungen. Schweizer hebt hervor: «Für diesen jeder militärischen Überhebung und Säbelraßlerei abholden Geist dient nicht allein das Schreiben vom 20. Januar als Beweis, ein noch wirksameres Zeugnis gegenüber den spätern gemeinen Hetzereien gegen Wieland und die Besatzungstruppe besitzen wir in der Adresse des Gemeinderats von Liestal vom 21. Januar, die dem Obersten Wieland sein freundschaftliches Wohlwollen verdankte und das musterhafte und friedsame Betragen der Offiziere und der Mannschaft anerkannte[35].» Doch dieser Sachverhalt kam der eidgenössischen Öffentlichkeit nicht mehr zu Ohren. Die radikalen Blätter, voran die freche, vielgelesene Appenzellerin, hatten eine Hetze gegen Basel und seine führenden Männer entfesselt, deren Maßlosigkeit die wahre Lage grell überstrich. «Eben gehen», stand da etwa am 19. Januar zu lesen, «die scheußlichsten Nachrichten von Basel ein. Mit geworbenem fremdem Gesindel zieht die Stadt Basel jeden Morgen gegen das Land aus. Gewalthaufen von 5–800 Mann führen eine Reihe von Feuerschlünden (woran es dem Landvolk gänzlich gebricht) mit sich und verwüsten die blühenden Dörfer an der Birs – besonders den katholischen Teil des Kantons. Haufen unglücklicher, toter oder verwundeter Landleute sind die schrecklichen Denkmäler dieser Kannibalenzüge. Eine satanische Wut hat die Stadt befallen; mit ihren Reichtümern und furchtbaren Waffenvorräten arbeitet sie an der eigentlichen Vertilgung des

Landvolkes...» Mit Oberst Wieland selbst wurde nicht sachter umgegangen; er war nicht nur das Haupt der zügellosen Stadtsoldateska, die angeblich ihre Gefangenen täglich zum Gespött der Menge an Stricken durch die Gassen führte, sondern kurzweg der «Mann, der durch seinen Eidbruch dem ganzen schweizerischen Offizierskorps Schande macht...[36]. Daß diese schamlose Verlästerung Wielands leicht erregbare Natur gefährlich reizte und erbitterte, wurde nun rasch in seiner ganzen Handlungsweise sichtbar.

Gestützt auf heute nicht mehr kontrollierbare Meldungen, nach denen ein umstürzlerisches Comité directeur in Paris sich daran gemacht hätte, mit seinen Sendlingen die Schweiz im radikalen Sinne zu revolutionieren und damit Frankreichs Einfluß zu unterrwerfen, muß Wieland zum Eindruck gekommen sein, von Seiten der demokratischen Professoren an der Basler Universität drohe schweres Unheil. Rektor Troxlers Verbindungen zur Luzerner Volksbewegung und zu Gutzwiller, sowie sein Widerstand gegen die Bildung eines bewaffneten Studentenfreikorps schienen solche Vermutungen zu bestätigen. So stellte der Polizeidirektor der Regierungskommission am 23. Januar jenes folgenschwere Alarmschreiben zu, in dem er Troxler, den Professor Wilhelm Snell und den Privatdozenten Kortüm in den belastendsten Ausdrücken der geheimen Aufwiegelung bezichtigte und im Interesse der Staatssicherheit die Wegweisung der «ausländischen Brandfackeln», welche das «satanische Gift» der Insurrektion ausgebrütet und das Landvolk verführt hätten, beantragte. Das Wielandsche Geheimschreiben, dessen Troxler habhaft werden konnte und das er im Laufe des von der schweizerischen Öffentlichkeit mit Spannung verfolgten Sensationsprozesses, in den er sich mit dem Basler Gericht verwickelte, vor den Schranken verlas, hat mächtig dazu beigetragen, den Troxlerhandel, welcher mit einem völligen Zusammenbruch der Anklage endigte, dem Ansehen Basels verderblich zu machen und die Sache der Stadt nun auch den gemäßigten Liberalen als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Am Urteil Eduard Schweizers kann wohl kaum gerüttelt werden, wenn er sagt: «Die moralische

Schuld an dem bösen Konflikt, der den radikalen Feinden der Basler eine große Freude bereitete und den letztern selbst in den Kreisen der liberalen schweizerischen Intelligenz sehr geschadet hat, kann ungefähr zu gleichen Teilen dem hitzigen, zu Ausbrüchen der Leidenschaft neigenden Temperament des Oberst Wieland und dem in noch höherem Grade beeinflußbaren Charakter Troxlers beigemessen werden, den das Stichwort ‚Tyrannei' stets in einen besinnungslos lodernden Haß gegen die Staatsgewalt und zugleich in die Verzückung eines politischen Märtyrertums hineintrieb[37].»

Die Folgen von Wielands Alarmbrief, dem Troxler zu rascher Publikation verhalf, wurden für die Person des Obersten nicht weniger schmerzlich als für seine Stadt. Hatten ihm schon die Behörden von Außerrhoden, bei denen er gegen die Verleumdungen der Appenzeller-Zeitung Klage erhoben, faktisch sein Recht versagt[38], so rückten nun auch jene Mächte von ihm ab, die gerade um dieser schnöden Rechtsverweigerung willen bisher noch fest zu ihm gestanden waren. Die gemäßigte Bündnerzeitung kam unter dem Eindruck von Wielands «Denunziationen» und seiner überreizten Riposten an die Appenzellerzeitung zum Schlusse, daß der Oberst seine persönliche Sache von jener seiner Stadt zu trennen und den Basler Dienst zu quittieren habe[39]. Im Schweizerischen Beobachter verurteilten Professor Andreas Heusler und Zivilgerichtspräsident Karl Burckhardt seine Mißgriffe öffentlich, erklärten aber, man werde wieder unter ihm kämpfen. Die politisch aufs Äußerste belastete Lage der Stadt zwang sie, zu bemerken: «Unsere Eidgenossen aller Kantone aber werden die Sache einer einstimmigen für Gesetz und Recht kämpfenden Bürgerschaft von den Übereilungen eines durch arge Beschuldigungen entrüsteten Mannes zu unterscheiden wissen[40].» Noch schärfer äußerte sich ein Einsender in der Baseler Zeitung, der in Unterstützung seines abgewiesenen Mitbürgers die appenzellische Gerichtspraxis angriff. «Zuerst müssen wir hier», schränkte er zu Beginn ein, «rund heraus erklären, wir fühlen uns nicht berufen, jede einzelne Handlung von Herrn Oberst Wieland zu rechtfertigen. Im Gegenteil, seine ano-

nymen Schmähbriefe, seine unter amtlicher Aufschrift ergangenen leidenschaftlichen und unedlen Rekriminationen in der Appenzellerzeitung, seine als amtliche Berichte an die Regierung eingesandten Schmähungen gegen Lehrer der hiesigen Hochschule, wir können sie weder billigen noch entschuldigen[41].» Heusler berichtet, daß diese diplomatisch notwendig gewordenen Presseerklärungen den Obersten und seine engern Freunde schwer verletzt hätten, «manche sahen fast einen Verrat darin»[42].

Johannes Wieland blieb jedoch im Amt als Polizeidirektor und als Kommandant der städtischen Truppen im Felde. Er wachte und handelte wie zuvor, nach bestem Wissen und Gewissen; aber daran, daß er im Innersten getroffen war, hat auch die Tatsache nichts mehr ändern können, daß seine von der Appenzellerzeitung in den Schmutz gezogene Ehre vom eidgenössischen Kriegsrat und den Militärbehörden mehrerer Kantone in aller Form als unbefleckt anerkannt worden ist.[43]

Im Juli, als die Gewalttaten auf der Landschaft sich wieder mehrten, schlug er dem Bürgermeister Frey die Bildung einer mobilen, zwei- bis dreihundert Mann starken Kolonne unter seiner Führung vor, die in schlagartigen Aktionen gegen die Herde der Unzufriedenheit ein neues Aufflammen des Aufstandes unterbinden sollte. Der Vorschlag wurde jedoch nicht für opportun gehalten[44].

Mitte August scheint er sich zum Schaden der Stadt erneut mit einer Unkorrektheit belastet zu haben, indem er nicht unparteiisch genug gegen lärmende Demonstrationen vorging, die von bürgerlicher Seite gegen Troxler in Szene gesetzt wurden und dadurch der radikalen Presse wiederum Gelegenheit bot, gewaltig Steine zu werfen[45].

Kurz nachdem sein Vorschlag zur Bildung einer mobilen Ordnungskolonne abgelehnt worden war, ließ er eine Mitte August mehrmals bestätigte Weisung an die kantonalen Landjäger auf der Landschaft ergehen, nach der sich diese unter keinen Umständen mit der Bevölkerung in Streit einzulassen hätten. Schweizer hat vermutet, daß diese Anordnung der Verärgerung über seinen abgelehnten militärischen Antrag ent-

sprungen sei und geäußert: «Niemand kann zwei Herren dienen; die Vereinigung der beiden Funktionen eines Brigadeobersten und eines Polizeidirektors in der Person Wielands hatte zur Folge, daß dieser einzig auf die militärische Kraft vertraute und die Polizeigewalt als nutzlos verächtlich beiseite schob. So kam es, daß er, der nun bereits in der ganzen Schweiz als schneidiger Draufgänger, wilder Säbelraßler und Kriegshetzer verschrieen war, in der Eigenschaft als Polizeidirektor kaltblütig dem tatsächlich schmählichen Schauspiel zuschaute, wie die Landjäger von jedem Krakeeler, ja sogar vor frechen Buben sich in ihr Häuschen verkriechen und den Beschimpfungen standhalten mußten, ohne daß irgend einmal diese Verhöhnung der staatlichen Autorität gerächt worden wäre[46].»

Mehr als ein forschender Darsteller hat sich über die Vorgänge gebeugt, die den 21. August des Jahres 1831 zu einem schwarzen, schicksalhaften Tag für die Sache der Stadt gemacht haben[47]. Die vorliegenden Schilderungen und Beurteilungen des für die Geschichte Basels so bedeutsamen Gegenstands decken sich nicht in allen Punkten. Wir wählen aus dem heute sicher Feststehenden nur das zur Rundung unserer Darstellung Notwendige[48]:

Als die stadtfeindlichen Teile der Landschaft am 20. August zum zweiten Male offen abfielen, schlug Wieland Bürgermeister und Militärkommission sofort vor, auf der Stelle alle Mannschaft mit Proviant für zwei Tage aufzubieten, alles anzuwenden, um die treuen Täler im Rücken der Insurgenten zum Aufbruch zu bewegen und am 21. früh auf Liestal zu rücken.[49] Der obrigkeitlichen Instruktion, die dem Obersten ausgehändigt wurde, zufolge mußte Liestal «zur Übergebung aufgefordert, und falls die Stadt sich nicht in Zeit von einer halben Stunde ergibt, angegriffen und beschossen werden». Ein Zivilkommissär, der vor Anwendung von Waffengewalt mit den Gemeinderäten verhandeln sollte, begleitete die Truppe. Der Kommandant hatte zu rapportieren, «ob eine Besetzung von Liestal mit einigen hundert Mann für längere Zeit zweckmäßig und notwendig» sei und zu versuchen, den Kontakt mit den befreundeten Tälern

aufzunehmen. Er wurde «auch ermächtigt, wenn die Umstände dazu einladen, ein Detachement vor Liestal zu lassen und mit einem zweiten nach Sissach zu marschieren, um die dortigen Insurgenten zur Unterwerfung und Ordnung zu zwingen». Zum Schluß ordnete die Instruktion an, daß die Truppe nötigenfalls in Scheunen kantoniert werden müsse und pro Mann zehn Batzen Verpflegungsgeld zu erhalten habe.

Die Mannschaft des Expeditionskorps, 150 Soldaten der Standeskompagnie und 580 Milizen, erhielt keinen Besammlungsbefehl, sondern wurde eine Stunde vor Mitternacht alarmiert und marschierte um zwei Uhr früh mit Verspätung los. Wieland hatte von einem Nachtmarsch abgeraten, war aber nicht durchgedrungen. Im Morgengrauen wurden die vordersten Elemente an der Hülftenschanze angeschossen. Die Standeskompagnie erzwang den Durchpaß durch einen aus der Marschkolonne angetretenen Angriff, und Wieland führte persönlich eine Kavallerieattacke, die der Entwicklung des Gros in Richtung Frenkendorf und Niederschöntal Luft machte. Dann wurde die Schanze der Obhut der Landwehr überlassen und der Feind durch zwei Verfolgungskolonnen auf Liestal und die umgebenden Höhen zurückgedrängt. Mehr als lästiges Störungsfeuer scheint dabei den Vormarsch der Städtischen nicht gehindert zu haben. Der wahrscheinliche Hauptgrund dafür, daß die Einnahme des nur noch schwach verteidigten Liestal sich verzögerte, lag nicht in taktischen Erwägungen. Statt bei Erreichung des Ziels sofort gemeinsam zu handeln, warteten Zivilkommissär und Kommandant untätig aufeinander, der eine, weil er seinen Auftrag als durch die stattgehabten Gefechte hinfällig geworden betrachtete, der andere in einer Art vergrämten Trotzes über das zivilistische Kontrollorgan.

Es ist richtig, daß Wieland an diesem Tage körperlich und seelisch reduziert war. Wohl zeigten seine Marsch- und Angriffsdispositionen und seine Haltung an der Hülftenschanze den gewohnten Überblick und die alte Energie. Aber ein Kolikanfall der vergangenen Nacht hatte den schon seit Monaten psychisch leidenden Mann doch derart angegriffen, daß er selbst gestehen

mußte, er sei, körperlicher Schmerzen und des Ärgers über die mangelhafte Vorbereitung und Anordnung der Expedition wegen, «bei dem Marsch und Angriff (gegen seine Gewohnheit) still und niedergeschlagen» gewesen[50]. Nachdem Liestal genommen und zwei Stunden lang besetzt gehalten worden war, gab er den durch seine Folgen für die Stadt verhängnisvoll gewordenen Befehl zum Rückzug. Es muß festgehalten werden, daß diesem Entschluß immerhin eine gründliche Beurteilung der Lage vorangegangen ist. Wieland hielt die Möglichkeit, die stadttreuen Täler zum Losschlagen bewegen zu können, irrtümlicherweise für äußerst gering. Die Verluste, welche von Seiten des schwer faßbaren Gegners bei einem Stoß nach Sissach zu erwarten waren, schienen ihm den zweifelhaften Befriedungserfolg nicht zu rechtfertigen. Zudem war die Truppe abgespannt und hungrig und hätte nur durch Plünderung oder gewaltsame Requisition verpflegt werden können. Von einem durch Oberst Müller vorbereiteten Proviantnachschub war ihm sonderbarerweise nichts bekannt. Wie weit das Gerücht, die Birsecker verlegten in der Gegend von Muttenz den Städtischen den Rückzug, auf seine Maßnahmen einwirkte, ist nicht mehr feststellbar. Sein depressiver Zustand hat seine Entschlußkraft gewiß wesentlich beeinträchtigt und sein Urteil getrübt. Das hindert jedoch nichts an der Tatsache, daß der folgenschwere Rückmarschbefehl auf Grund ernsthafter militärischer Überlegungen gegeben wurde.

Während auf landschaftlicher Seite Panikstimmung herrschte und man anfänglich bis hinauf zur Tagsatzung unter dem Eindruck eines städtischen Sieges stand, rief die frühe Heimkehr des Expeditionskorps in Basel eine große Niedergeschlagenheit hervor. Es erwies sich als psychologisch äußerst ungünstig, daß der relativ leichte taktische Anfangserfolg nicht rasch und voll ausgenützt worden war. Im Gefechtsbericht, den Hauptmann Geigy abfaßte, wurde der Rückzugsentschluß mit den Gründen motiviert, die wir oben angegeben haben. Der letzte Absatz des Rapports ist von Wielands eigener Hand geschrieben, meldet seine Indisposition und schließt mit dem Satz, er hoffe «den-

noch seine Pflicht in ihrem ganzen Umfang erfüllt zu haben». Durch dieses Postscriptum gab der Oberst zu, daß er sich klar war, am vergangenen Tag nicht völlig auf der Höhe seiner Aufgabe gewesen zu sein. Daß es ihm aber durchaus fern lag, die Flinte ins Korn zu werfen und daß der Rückmarschentschluß in der klaren Absicht gefaßt wurde, die Operationen sobald als möglich weiter und zu Ende zu führen, beweist eine noch am 21. August entworfene Eingabe an das Militärkollegium, in welcher er auf den 23. einen neuen Ausfall verlangte. «Der letzte Auszug hat gezeigt», hieß es darin, «daß unsere Truppen Mut und Tapferkeit besitzen; daß sie aber einiger taktischer Einübung bedürfen, um gemeinschaftlich zu kämpfen[51].» Er scheint entschlossen gewesen zu sein, diesmal eine vorbereitende Instruktion von Mannschaft und Kader zu erzwingen. Allein der Rat hörte jetzt so wenig auf ihn wie Anfang September, als er erneut einen Ausfall ins Birseck vorschlug. Der Oberst mußte schließlich einen Vortrag an die städtischen Offiziere, in dem er ein letztes Mal den Plan einer systematischen Unterwerfung der Landschaft skizzierte, mit der resignierten Erkenntnis beendigen: «Seit obiger Expedition (vom August) wurden auf Ansuchen des Militärkollegiums neue Projekte zum umfassenden Angriff der Insurgenten und Herstellung von Ruhe und Ordnung im Kanton geliefert; die Tagsatzungsgesandten hinderten jedoch alle Feindseligkeiten von unserer Seite, während die Insurgenten alle Unfuge sich erlaubten. Die rechtmäßige Regierung hat sich durch einen Tagsatzungsbeschluß die Hände binden lassen[52].»

Klage und Rechtfertigungsversuch

Es liegen aus dem Nachlaß des Obersten, dessen Innenleben sich in immer engern Kreisen um das erlittene Ungemach bewegte, eine Druckschrift, ein eigenhändiges und ein diktiertes Manuskript vor, in denen er vor der Öffentlichkeit und vor sich selbst Klage gegen seine Widersacher erhob und seine Handlungen zu rechtfertigen suchte[53]. Die Druckschrift, im Februar abge-

faßt, begann mit einem Angriff auf den als Basels bösen Geist empfundenen Gutzwiller und dessen Machenschaften in der Appenzellerzeitung. Die Stadt sei aufs äußerste gereizt worden, habe sich aber nach Wiederherstellung der Ordnung sofort sehr milde gezeigt. Dann wurde erklärt, daß ein Artikel der zu Basel haltenden Bündnerzeitung, in welchem eine sofortige Abklärung der appenzellischen Eidbruch-Verleumdung verlangt wurde, Wieland veranlaßt habe, an den eidgenössischen Kriegsrat zu gelangen «mit der Bitte, die Sache der hohen Tagsatzung einzuberichten und den Gesandten von Appenzell auffordern zu lassen, den Verfasser der ehrabschneidenden Beschimpfungen namhaft zu machen, damit auf rechtlichem Wege eine Untersuchung stattfinde.» Bis dahin verlasse er den eidgenössischen Dienst, «denn eine Beschuldigung des Eidbruches ist ein politischer Tod für den Offizier wie für den Ehrenmann». «In meinem Leben», führte er weiter aus, «habe ich nicht mehr als zwei Eide geleistet. Den Kriegseid an Napoleon im Jahr 1807 und bin demselben treu geblieben, bis ich 1814 bei Fère-Champenoise tödlich verwundet in den französischen Karrees fiel. Als Kriegsgefangener, als Ordensritter und als Offizier in Diensten des Königs von Frankreich habe ich nie geschworen... Den zweiten Eid habe ich der Regierung des Kantons Basel geleistet, im Jahr 1816, und glaube durch meine Dienstleistungen, sowie in den letzten Ereignissen erwiesen zu haben, daß ich kein Eidbrüchiger bin[54].» Den Briten zu entweichen war nicht Wortbruch, sondern Flucht aus widerrechtlicher Gefangenschaft. Zum Schluß setzte er sich mit der Weigerung der appenzellischen Offiziere, unter seiner Führung Dienst zu tun, auseinander und beschwor seine Waffenbrüder und Kameraden, weiter an ihn zu glauben. «Aber ich beteure feierlich», rief er ihnen zu, «ein Freund des Schweizervolks und des Vaterlandes und für Sicherung von dessen Freiheit bereit zu sein... jedoch ein erklärter Feind der Anarchie bin ich ebenfalls, und der Betrüger, welche unter der Freiheitslarve und mit Worten von Volkssouveränität im Munde das Glück und die Einigkeit der Schweiz mit frevler Hand zerstören, – auch nur dahin sinnen: die gesetzliche Ord-

nung zu verhöhnen und das Ruder der Regierung durch niederträchtige Mittel sich anzueignen[55].»

Im März publizierte er die offiziellen Vertrauensadressen, welche auf seine Rechtfertigungsschrift, die er auch den Ständen zur Verteilung an ihre Offiziere zugestellt hatte, bei ihm eingelaufen waren. Der eidgenössische Kriegsrat schrieb z.B.: «Die Anstellung, die Ihnen sowohl durch das Generalkommando als vom eidgenössischen Kriegsrat bei der jetzt beabsichtigten Verteidigung unserer Neutralität bestimmt war, beweist ihnen neuerdings, daß dies Vertrauen fortbesteht und Sie zur ehrenvollen und geschickten Führung einer Abteilung des Bundesheeres vollkommen fähig gehalten werden[56].»

Im April veröffentlichte er die wichtigsten Dokumente des Appenzeller-Prozesses, nach denen die außerrhodischen Behörden den Redaktor der Appenzellerzeitung zwar anwiesen, den Namen des ins Ausland geflüchteten Artikelschreibers, der Wielands Ehre verunglimpft hatte, herauszugeben, dem Blatte im übrigen aber kein Haar krümmten. Ein Brief des Herisauer Ratsschreibers, welcher die Vertrauensverweigerung der appenzellischen Offiziere auf irreleitende Berichte zurückführte, half mit, daß der Oberst sich formell für befriedigt halten und erklären konnte, er werde weiter «als Bürger und Beamter von Basel, und als eidgenössischer Generalstabsoffizier, der Mann des Vaterlandes bleiben[57]».

Die zweite Rechtfertigungsschrift, eine Art Aktensammlung, deren Publikation die Basler Regierung aus begreiflichen Gründen verhindert hat[58], hielt Wielands persönliche Fehde mit den Professoren und mit der Bündner-Zeitung fest. Sie wurde vom Juli bis im Dezember angelegt und brachte an erster Stelle die in der Presse erschienenen Erwiderungen von Kortüm und Snell auf seinen unseligen Denunziationsbrief vom 23. Januar. Kortüm polemisierte in übeln Bildern gegen den «dreiköpfigen Cerberus», den neuen «Fouché», dessen ans Licht gezerrte Umtriebe nun in ihrer ganzen Scheußlichkeit in der Sonne blinzelten und versprach, Wieland als «niedrigen Lügner und Verleumder» vor Gericht zu ziehen. Eine zweite, überzeugendere Replik des

erzürnten Privatdozenten, die Wieland nicht aufgezeichnet hat, schloß mit den Worten: «Einen Mann also, der wie Oberst Wieland nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit denunziert, Zeiten und Personen durcheinander wirft, und die abgeschmacktesten, boshaftesten Hirngespinste für sonnenklare Wahrheit verkauft, kann und wird der Unterzeichnete niemals für das Organ der Basler Bürgerschaft halten...[59]» Professor Wilhelm Snell verteidigte sich gelassener und dadurch um so überzeugender, gab aber auch bekannt, daß er seinen Namen gerichtlich zu schützen gedenke. Wieland verklagte die Herren seinerseits wegen Schmähung und widerrechtlicher Publikation amtlicher Dokumente bei Rat und Justizkollegium. Seine Riposte auf die ersten Erwiderungen der Professoren, jene «öffentliche Erklärung», die in der Appenzellerzeitung erschien und in der er krampfhaft die Berechtigung seiner wilden Anschuldigungen zu beweisen suchte[60], hat bewirkt, daß auch die Bündnerzeitung endgültig ihre Hand von ihm abzog.

Der zweite Teil seiner Aktensammlung war denn auch dem «Bündnerkrieg» gewidmet. Hartnäckig bestand er auf der Notwendigkeit der unternommenen polizeilichen Schritte; «das Gepfeng von Zeitungen» werde «ihn nie von seiner Pflichterfüllung abhalten». Als das Blatt seine Antwort nicht publizierte, schickte ihm der Oberst portofrei das Basler Pressegesetz, um glühende Kohlen auf seinem Haupt zu sammeln und erklärte den Redaktor feierlich als strafbaren Verleumder. «Sie, Bündner-Zeitung, haben mir Unrecht getan und keine Satisfaktion gegeben», lautete der Satz, in dem Wieland sich förmlich in seine Bitternis verbiß. Um so frappanter muß die letzte Notiz der Sammlung wirken, in welcher der Oberst festhielt, die Bündner-Zeitung habe es ihm persönlich zwar schlecht gemacht, ihr neuester Artikel «an die Bürgerkrieg-Prediger in der Schweiz» sei aber trotzdem «ein sehr wahres Wort in der Not».

Kurz vor seinem Tode diktierte er seine «Wanderungen in Graubünden und Italien mit Rückblick und Vorblick», eine Chronik des Verflossenen, die bei den Begebenheiten, welche ihm besonders ans Herz gegangen waren, jeweilen etwas länger

verharrte und auch der schweren Anfechtungen des abgelaufenen Jahres gedachten. «Fahre hin Bombe und zerplatze, wo Du Gutes stiften kannst!» war ihr als grimmes Motto vorangesetzt. Aus den Absätzen über die jüngsten politischen Ereignisse ging nochmals hervor, daß er der Regenerationsbewegung vorwarf, die Einigkeit der Eidgenossen zerrissen zu haben und die Tagsatzung beschuldigte, der Stadt Basel in den Arm gefallen zu sein, als diese sich anschickte, das irregeleitete Landvolk zu Recht und Ordnung zurückzuführen. Nochmals zog er gegen Gutzwiller und Martin, «den abgedankten Soldaten vom Regiment Bleuler», gegen das «Sudelblatt» in Trogen, gegen die streitbaren Professoren und die «Schandartikel» der Bündner-Zeitung vom Leder. Dann aber, des Federkrieges müde, beschloß er, die Schrift nicht «in gerechtem Zorn» zu schließen.

«Die mich ohne Ursache hassen, derer ist mehr, denn ich Haare auf dem Haupt habe. Die mir unbillig Feind sind und mich verderben, sind mächtig. Ich muß bezahlen, das ich nicht geraubet habe. Ich bin fremd geworden meinen Brüdern und unbekannt meiner Mutter Kindern.» Die Klage des Psalmisten, welche Andreas Heusler seiner Darstellung von der Trennung des Kantons Basel vorangestellt hat, tönt für das Schicksal Johannes Wielands ebenso wahr, wie für das seiner Stadt. Der Beschuldigungen, die gegen den Obersten erhoben worden, sind viele, und da manche seiner Richter nicht den ganzen Mann gekannt haben, wurden ihm nicht alle Urteile völlig gerecht.

Seine menschliche Art und seine politische Physiognomie, wie sie sich in seinen Schriften abzeichnen, sind früher umrissen worden. Falls wir die Lichtseiten seines Wesens allzusehr hervorgehoben haben, so sei dies nochmals durch ein Basler Urteil berichtigt: «Seine Schattenseite ist Heftigkeit im Temperament», schrieb ein Einsender im Vaterlandsfreund, «schnelles Aufbrausen, das in der Regel nur schädlich ist, und in solcher leidenschaftlicher Gemütsstimmung Vergessenheit früherer Befehle oder ausgestellter Schriften. Diese Stimmung ist aber schneller

wieder in ihm vorüber, als der daraus entsprungene Fehler wieder gutgemacht[61].» Daß ein Soldat von dieser Gemütsart, dem ohnehin an seinem Platz nicht wohl war, die Obliegenheiten eines Polizeidirektors nicht zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllte, kann nicht erstaunen. Als mit dem Heraufkommen der Basler Wirren die innere und äußere Anfechtung anhob, traten seine Schwächen stärker in Erscheinung. Sein übersteigertes Mißtrauen und seine Wut gegen die tatsächlichen oder vermeintlichen Führer der Insurrektion sind sehr wohl verständlich. Diese Führer waren es, welche ihn, den geschworenen Feind aller Parteiung, dazu zwangen, Miteidgenossen mit bewaffneter Hand entgegenzutreten, welche die legitime Verfassungsrevision, der auch er anhing, sabotierten, welche in doktrinärer Starrheit den gemeinsam gangbaren Weg verrammelten. Gegen den kleinen Mann auf der Landschaft hat er sich nie gewendet. Er schonte ihn, wo er konnte und hat sich dadurch den Vorwurf verfehlter Mäßigung zugezogen[62].

Daß er der Sache der Stadt mit dem Drohbillett an Gutzwiller politisch empfindlich geschadet hat, muß auch ihm spürbar geworden sein; allein er sah seinen Fehler nicht ein, versteifte sich im Gegenteil auf seine Wächterfunktion und verstrickte sich zum schweren Nachteil seiner Partei in halbamtliche Pressefehden und Prozeßhändel, die ihn nicht mehr losließen und immer böser in die Enge trieben. Die soldatische Tugend der Unbedingtheit kann sich im Bereiche der Politik, deren Wesen der Kompromiß als integrierender Bestandteil angehört, in einen gefährlichen Mangel an psychologisch-diplomatischem Feingefühl verwandeln. Diese Erscheinung hat sich an Wieland verhängnisvoll erfüllt.

Die militärischen Operationen des Januar bedeuteten neue Belastung seiner Seele und seiner Nervenkraft. Mußte schon zu den Waffen gegriffen werden, so war ein rascher, sozusagen klinischer Schnitt das heilsamste Vorgehen. Daher sein Drängen, in Gottesnamen etwas Ganzes zu tun, daher sein dringender Wunsch nach einem entscheidenden taktischen Erfolg, daher der Befehl vom 13. Januar: «Wenn wir das *Glück* haben, daß die

Insurgenten sich im freien Felde stellen, so eröffnen nur die Artillerie und die leichten Truppen das Feuer, während die Infanterie mit dem Bajonett angreift[63].» Dadurch, daß sie die Waffen zaudernd handhabte, trieb die städtische Regierung nicht nur unweise Politik, sondern stellte auch ihren Feldhauptmann auf eine harte Probe. Die Qualität der Truppen war überdies nicht dazu angetan, dem Obersten seine Aufgabe zu erleichtern. Wie weit die Siegesparade am Steinenberg, die zum Beweis seiner «Popularitätshascherei» herangezogen worden ist[64], sein eigenes Werk war, wissen wir nicht.

Im Laufe der Frühlings- und Sommermonate von 1831 muß die wachsende Bitternis bisweilen derart würgend von ihm Besitz ergriffen haben, daß nicht nur seine körperliche Gesundheit, sondern auch sein seelisches Gleichgewicht ernstlich in Frage gestellt waren. Der sich in der Weite des gesamteidgenössischen Raumes wohler befunden hatte als bei den Basler Herren und Handwerkern, denen seine impulsive Großzügigkeit fremd und der sporrenklirrende Elan seines Lebensstils wenig genehm war, stand nun in den Augen seiner ehemaligen Gesinnungsfreunde in den anderen Kantonen als williges Werkzeug eines reaktionären Klüngels da. Eine Gruppe seiner frühern Anhänger nach der andern trat von seiner Seite weg, bis nur noch die engsten Freunde um ihn blieben. Viel von seinem Ungemach hat er sich selber eingebrockt, die Hauptschuld daran aber trug doch die ehrlose Hetze, welche von radikaler Seite gegen seine Stadt und seine Person losgelassen wurde.

Die schwersten Vorwürfe, die sich gegen ihn erhoben haben, sind jene, welche seine Haltung am 21. August 1831 betreffen, denn die Folgen, die jener Tag für Basel nach sich zog, haben seinem frühen Rückmarschbefehl ein besonderes Gewicht gegeben. Man hat von pathologischer Verdüsterung, von einem Minderwertigkeitskomplex, von defaitistischen Regungen und depressiver Gespensterseherei des militärischen Führers gesprochen, die viel Schuld an dem großen Unglück gehabt hätten, das nachher über die Stadt gekommen sei[65]. Gewiß ist, daß Wieland am Tage der folgenschweren Aktion körperlich und seelisch litt,

und daß er die Lage in Liestal, wie es sich in der Folge herausgestellt hat, allzu skeptisch beurteilte. Ebenso gewiß ist aber, daß von einer zum vornherein defaitistischen Haltung nicht die Rede sein darf. Dagegen spricht nicht nur sein gerader, tapferer Charakter eindeutig, sondern auch der aktenmäßig klar belegte Umstand, daß er noch am selben Tag begann, seine Obern durch militärisch einwandfreie Vorschläge zur besser vorbereiteten Weiterführung der Operationen aufzufordern. Man kann sagen, daß sein früher Rückmarschbefehl den moralischen Kollaps der Stadt ausgelöst habe. Daran aber, daß sich diese nicht zeitig genug zu der ihm selbstverständlichen Fortsetzung und Beendigung des Kampfes aufraffen konnte, trifft ihn keine Schuld.

Erst als durch die Trennung des Kantons die Niederlage der Sache, welche er für die rechte gehalten hatte, feststand, ist der Oberst als gebrochener Mann aus der Prüfung hervorgegangen.

Das Ende

«Umstände und höhere Begebenheiten werfen den einen in diese, den andern in ganz entgegengesetzte Verhältnisse; wer als braver Soldat seinem Eide und der gewählten Partei treu bleibt, seiner Pflicht in den schwierigsten Zeitstürmen nachkommt und auf seinem Posten verharret, der ist immer lobenswert...»

Wieland[66]

«Im Monat Januar 1832», berichtet Wieland in der Schrift, die er kurz vor seinem Tode diktiert haben muß[67], «fand man mich sehr aufgereizt über das schleppende Wesen der Tagsatzung, welche die versprochene Garantie unserer neuen Verfassung nicht halten wollte und den Kanton als in zwei Parteien zerfallen betrachtete. Für mich wurde eine Bewilligung von der hohen Regierung bewirkt und mir ein Urlaub von mehreren Wochen gestattet, um eine Luftänderung zur Herstellung des Gemüts zu versuchen.» Von einer verzehrenden Unrast getrieben, bereiste er die Meeralpenkette und den Kessel von Piemont, Gebiete, die Napoleon in seinen Memoiren meisterhaft beschrieben habe. Nach einem längeren, äußerlich heiter verlebten Aufenthalt bei

einem Schwager in Como, kam er am 8. März unerwartet früh heim, legte sich, ermüdet von zwei in der Diligence verbrachten Nächten zum Ausruhen und stand nicht mehr auf. Zwei Wochen später starb er ruhig, nach einem langen, sehr schweren Todeskampf[68].

Im letzten Abschnitt der letzten auf uns gekommenen schriftlichen Äußerung hat er sich in seiner großen Verlassenheit nochmals jenem Erlebnis zugewendet, dem er Zeit seines Lebens im Herzen am tiefsten verhaftet war und sich in dramatischen Bildern des Feldzugs von 1814, der Untergangsschlacht, des Säbelraubs, der ehrenvollen Aufnahme durch die Monarchen und der Anerkennung Alexanders erinnert. Der Sturz Napoleons, hielt er zum Schlusse fest, habe die «Hoffnung einer brillanten Karriere in seinen Armeen» zunichte gemacht; «das Bild des Kaisers ziert mein Arbeitszimmer in Erz und in der Rahme, und wenn die Kopfwunde schmerzt, belobe ich meine Aufopferung für ihn. Noch bleibt mir die Freundschaft des wackern Divisionsgenerals Amey, bei welchem ich Adjutant war, als schöne Erinnerung an den französischen Kriegsdienst, er gab mir seinen Degen zum Abschieds-Präsent. Schließlich habe ich anzuführen, daß mir zu Paris durch russische Vermittlung mein Liebling, der Krummsabel, wieder zugestellt worden ist.»

Die Baseler-Zeitung gab sein Ende in folgenden Worten bekannt:

«Der eidgenössische Oberst, Herr Johannes Wieland, Zentralpolizeidirektor und Regierungsstatthalter des Bezirks Basel, ist am 21. dieses an einem hitzigen Fieber gestorben, und gestern nachmittag unter großer, wohlangeordneter, militärischer Feierlichkeit zur Erde bestattet worden. Früher wegen seiner militärischen Kenntnisse allgemein geachtet, wurde er in den letzten Jahren hart und lieblos beurteilt; das sehr ansehnliche Gefolge hat bewiesen, daß seine Mitbürger wenigstens ihn, ungeachtet mehrerer Mißgriffe in seinem Amt, nicht verkannt haben, und gewiß wird die Zukunft ihn gerecht zu beurteilen wissen[69].»

IX. WÜRDIGUNG

Geistige Leistung

Während der ganzen Dauer des Jahrzehnts, da der Basler Oberst die freien Stunden seiner Tage und viel von seinen Nächten dem Bemühen widmete, mit seinen Schriften die Eidgenossen zu mannhafter Kraft und Klarheit aufzurufen und dem heimischen Wehrwesen eine vertiefte, starke Gestalt zu finden, saß zu Berlin ein anderer nimmermüder Mann am Schreibtisch und schuf in scheuer, stolzer Verborgenheit ein Werk, welches, so sagte später Schlieffen, «nach Form und Inhalt das Höchste» darstellt, «das jemals über den Krieg gesagt worden ist[1].» Clausewitz mag von Wieland gewußt haben, der Schweizer aber kannte den Preußen kaum, erschienen dessen Schriften doch posthum, zu einer Zeit, da auch Wieland nicht mehr am Leben war. Wir wollen ihn nicht Zug um Zug mit Clausewitz vergleichen; der für unser Empfinden doch deutliche Unterschied in ihrem geistigen Format hält uns davon ab. Wir unternehmen eine kurze Gegenüberstellung nur, um Antwort auf die hier aus größerer Distanz gestellte Frage zu erhalten, in was denn nun eigentlich die geistige Leistung des Basler Obersten bestanden habe.

«Kriegstheorie», lautet eine Formulierung Edgar Schumachers, «ist das unablässige Streben, über Tatsachen hinaus zu Wahrheiten vorzudringen. Sie macht frei vom Materiellen und Wandelbaren und bindet an das Geistige und Gültige. Wer sich ihr mit Ernst zuwendet, dem schenkt sie vor jeder Einzelerkenntnis bereits ein Höchstes: Die Freiheit[2].» Die Erkenntnis von Natur und Wert echter Kriegstheorie hätte zu Wielands Zeit, vor Clausewitzens Bekanntwerden also, noch keinen derart überzeugenden Ausdruck finden können. Erst das Werk des preußischen Generals tat dar, daß immerwährend Gültiges über das Wesen des kriegerischen Handelns ausgesagt werden könne. Es kam dem philosophisch-spekulativ gearteten Geist des Deutschen darauf an, durch intensivste Denkarbeit das Phänomen Krieg ganz zu durchdringen und dessen Grundkomponenten

bloßzulegen. Keine Epoche hatte dieses Phänomen so gewaltig in seiner nackten, elementaren Urgewalt ans Licht emporgerissen wie die eben vergangene napoleonische; der denkenden Anschauung war Stoff in einmaliger Fülle geboten. Nun ist aber charakteristisch für Clausewitz, daß ihm persönliche Beobachtung und kriegsgeschichtliche Studien weniger Anstoß als Bestätigung von rein gedanklich, aus sich selbst heraus Entwickeltem bedeuteten[3]. Seine letztlich deduktive Denkweise ließ ihn – man muß fast sagen trotzdem – weiter als alle andern zur Wahrheit über das Wesen von Krieg und Kriegführung vorstoßen, weil sich ihr ein aufs Äußerste geschärfter Sinn für die ewigen Gegebenheiten der Menschennatur verband, ein psychologischer Instinkt, der einem Jomini z. B. weitgehend abging, woher denn dieser aus dem gleichen friderizianisch-napoleonischen Anschauungsmaterial more geometrico ein rationalistisches System deduzierte, das nur in einzelnen Köpfen von Dauer war.

Während Clausewitz das Schreiben kaum hätte lassen können, auch wenn ihm die so sehr vermißte tätige Wirksamkeit vergönnt gewesen wäre, während er aus innerer Notwendigkeit heraus entwickeln und gestalten *mußte*, drückte Wieland ein als dringend empfundenes äußeres Bedürfnis die Feder in die Hand. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß er unter anderen Verhältnissen daheim oder in der Fremde zu hohen militärischen Ehren emporgestiegen wäre, ohne je eine Schrift der Presse zu übergeben. Und während Clausewitzens Blickrichtung vorzüglich auf Grundsätzliches, Überzeitliches ging, somit taktische, heeresorganisatorische und militärpädagogische Fragen nur streifend, lernte, forschte und schrieb Wieland im Dienste eines konkreten Nahziels. Er war ein völlig unphilosophischer Kopf; ging es um die systematische Erfassung eines Gegenstandes, so stand ihm sein ungeschulter, auf Praktisches gerichteter Geist nur mühsam zu Gebote. Dem Wesen des kriegerischen Handelns hat er nicht viel nachgefragt, und was er aus dem Gebiet der hohen Kriegskunst vorbrachte, war größtenteils Lehngut. Scharfsinniger Erforschung von Gesetzmäßigkeiten, originalen Gedankenschöpfungen, genialen Apercus sind wir nirgends bei

ihm begegnet; denn Kraft und Eigenart seines Verstandes lagen anderswo.

Zweierlei besaß Wieland in hohem Grade, die Gabe richtiger, genauer Beobachtung, welche ihm in den Jahren praktischer Erfahrung ein für allemal klar machte, was im Angesicht des Krieges Bestand habe und was nicht; sodann – und dies trotz seines ungestümen Temperaments – jenen Sinn für das Mögliche, der Eidgenossenschaft Gemäße, den wir früher Sens du praticable genannt haben. Es ist vor allem dieser feine, sachliche Blick für Lösungen, in welchen das im eidgenössischen Raume Realisierbare mit dem zur Sicherung des Staates Notwendigen zusammentraf, der Einheit in sein nicht selten widersprüchliches Gedankenmosaik aus Erfahrenem und Erstudiertem brachte. Mögen sein Sinn für Maß und der Takt seines Urteils in der unglücklichen Konstellation der Basler Wirren momentan versagt haben; der Weg, den er dem eidgenössischen Wehrwesen wies, bewährte sich als richtig. In einer halb fieberig, halb matten, sozusagen rekonvaleszenten Epoche ist er weder hemmend-reaktionär noch illusionistisch-revolutionär gewesen. Er hat aus dem verwirrenden Ansturm der Eindrücke und Ideologien das Nötige und Brauchbare herausgegriffen, es als einziger für die Armee in eine formulierte Lehre gefaßt und diese Lehre voll Entschlossenheit vertreten.

Während Jomini, vom Vaterlande weitgehend losgelöst, zuhanden einer europäischen Leserschaft in strategicis legiferierte, Dufour in seinen weitherum geschätzten Publikationen sein engeres Fachgebiet kaum verließ, Koch und Tavel im wesentlichen bei regionalen Militärfragen stehenblieben und Thellung sich im rein Deskriptiven erschöpfte, stellte der Basler Oberst in langsamer, hartnäckiger Arbeit – denn er habe «viele Mühe», seine Gedanken zu ordnen[4] – eine imponierend vollständige Sammlung wohlkommentierter Ausführungsbestimmungen zum militärischen Grundgesetz von 1817 zusammen, leitete aus der Natur des modernen Krieges einen eidgenössischen Kampfstil ab und gab in seiner Kriegsgeschichte eine hocherwünschte Ergänzung zu Johannes von Müllers Meisterwerk.

Sein Handbuch und die Schriften, die es vorbereiteten, sind vergessen; die Kriegsgeschichte zieht ebenfalls niemand mehr zu Rate. Ihr geistiger Gehalt konnte ihnen keinen dauernden Anspruch verleihen, und auch ihre Form vermochte es nicht, obwohl die Sprache voll stattlicher Spannkraft einherschritt. Doch sind sie der allgemeinen Beachtung erst entschwunden, als ihre Funktion erfüllt war, in einem Augenblick, der nicht allzuweit zurückliegt. Bis zu diesem Zeitpunkt aber erwies es sich, daß man Wieland brauchte, ein Beweis dafür, daß er die Zeichen seiner Zeit richtig gedeutet und was der Eidgenossenschaft nottat, richtig gesehen hatte.

Haltung und Schicksal

«Und wenn schon einige Wenige durch Studium und Erfahrung in der Kriegskunst einen hohen Grad erreicht haben, Talente und Tapferkeit besitzen, so ist es nicht genug, daß sie *da* sind, sondern sie müssen an solchen Stellen gebraucht werden, wo sie ihre Kenntnisse anwenden können und Macht haben, alles den Umständen gemäß anzuordnen und auszuführen[5].» Diesen Ausspruch eines andern «Vaterlandsfreundes» setzt Wieland an den Anfang seines Schlußworts zur Kriegsgeschichte; und früher schon hatte er Tavel geschrieben: «Oh, es belebt und begeistert, wenn gedacht wird, was wir Schweizer, wenn wir recht eigentlich wollen, zu leisten im Stande sind,–es betrübt aber auch oft, wenn man sehen muß, wie wenig getan wird, wie lau viele unserer Staatsleute und obrigkeitlichen Personen über diesen Gegenstand (die Armee) denken –, wie oft selbst eine Art von Jalousie gegen die Militärs sich einschleicht und wie sehr das unheilbringende Vorurteil eingewurzelt ist: unser Heerwesen nütze nicht viel[6].» In der ersten Stelle kommt die Klage über das schwere Los eines unerfüllten Sehnens nach großer Wirksamkeit zum Ausdruck, in der zweiten die verzehrende Spannung eines nie endenden Kampfes gegen Reaktion, Mißgunst und Defaitismus. Fügt man noch die falsch verstandene Volksherrschaft hinzu, jene die Kraft staatlicher Gemeinschaft entnervende

Ungebundenheit des Einzelnen, gegen welche die Vertreter des Wehrgedankens seit jeher im Streite haben liegen müssen, so ist der Ring der Feinde geschlossen, durch den es sich Bahn zu brechen galt. Daß der Oberst den Kampf aufgenommen und bis in den Tod durchgefochten hat, erringt ihm die Achtung der Nachgeborenen und berechtigt zum Urteil, es sei an erster Stelle seine *sittliche* Leistung hervorzuheben.

Wir wollen nochmals einen kurzen Rückblick auf sein Menschenleben werfen und versuchen, dieses in den entscheidenden Punkten von verwandten Schicksalen einiger Zeitgenossen abzuheben.

Johannes Wielands Jugendentwicklung war gekennzeichnet durch ein recht zielloses Tasten, dem das heimische Milieu in all seiner Aufgeschlossenheit und Kultur keine feste Richtung zu geben vermochte, bis plötzlich das faszinierende Blenden der napoleonischen Erscheinung den Sechszehnjährigen in die grausame Schule des Krieges riß, ohne Bildung wie er war und geraume Zeit ehe sein Geist und seine Seele voll zu sich selbst erwachten. Im Dezember des gleichen Jahres 1807, da sich neben Wieland auch der Zürcher Salomon Hirzel[7] zum Regiment Castella nach Marseille begab, fest gewillt, Ingenieur-Offizier zu werden, und wenn es sogar unter Napoleon sein müsse, bezog Guillaume Henri Dufour[8], der Sohn eines der Landwirtschaft ergebenen Uhrenmachers und einer Stickerin, die Ecole Polytechnique in Paris. Während der Basler nach kurzer, blutiger Erfahrung jahrelang gelähmt in portugiesischen Kerkern und schottischen Kautionsquartieren lag, durchlief der Genfer mit wachsendem Erfolg und in bedeutender Umgebung die technische Hochschule des Kaiserreichs, setzte seine Studien an der Ecole d'application zu Metz fort und fand auf dem abgelegenen Korfu Muße, das Erlernte zu vertiefen und auszubauen. Clausewitz endlich[9], der Abkömmling von Professoren, Offizieren und kleinen Beamten, von allem Anbeginn allein auf sich selbst gestellt, war 1793 als zwölfjähriges Kind gegen Frankreich in den Krieg gezogen, hatte dann das Glück erfahren, früh einem großen Lehrer, Scharnhorst[10], nahe zu sein und als Adjutant eines

preußischen Prinzen früh Welt zu sehen. Im Zeitraum, da Wieland in Spanien die unheimliche Energie eines Volkskriegs erfuhr und englische und skandinavische Milizsysteme studierte, nahm Scharnhorsts Schüler und Bureauchef engsten Anteil an der zähen, stillen Arbeit jener Reformerequipe, welche inmitten von Niederlagen und staatlicher Ohnmacht Heer und Landesbewaffnung Preußens für den Tag der Befreiung vorbereitete.

Es kam die große Wende, die mit der Katastrophe in Rußland begann und mit dem Sturz des Kaisers endete.

Clausewitz trat 1812, als sein Vaterland an Frankreichs Seite gegen Osten Front machte, in russische Dienste über, führte im Dezember im Auftrag Diebitschs mit Yorck die Verhandlungen, welche zum berühmten Vertrag von Tauroggen führten, verfaßte zu Beginn des folgenden Jahres jene «Festsetzungen betreffend die Landwehr in den Provinzen Litauen, Ostpreußen und Westpreußen auf dem rechten Weichselufer», die zur Grundlage der mit Gewalt aufstehenden Landesbewaffnung wurden und erfuhr so seine beiden entscheidenden unmittelbaren Eindrücke: den Untergang der Großen Armee in der Weite des russischen Raumes und das längst vorbereitete bewaffnete Losbrechen der eignen nationalen Befreiungsenergie. In den Feldzügen von 1813/14/15 hat er sich aber nicht persönlich auszeichnen können, da seine jeweilige Truppe den Haupthandlungen des Krieges fernblieb. Die ersten Friedensjahre sahen ihn in beglückender Aufbautätigkeit als Stabschef Gneisenaus beim neu errichteten preußischen Armeekorps am Rheine.

Dufour hat sich 1815 gleich entschieden wie Wieland. Der kaiserliche Geniehauptmann wurde von der bourbonischen Restauration auf Halbsold gesetzt und zog sich nach Genf zurück. Zwei Jahre später vor die Wahl gestellt, sich in Frankreich naturalisieren zu lassen, um lohnende Dienstangebote annehmen zu können, oder endgültig auf eine französische Offizierskarriere zu verzichten, entschloß er sich zum Bleiben in der engeren Heimat; «puisque la cause du prince», sagte er, «n'est plus à mes yeux la cause de la Nation que j'ai tant aimée[11]». Damit war ein ungewisses Fortkommen daheim dem sicheren Erfolg in einem

Dienste vorgezogen, der mit seiner inneren Haltung nicht mehr vereinbar war.

Hirzel hatte die Strapazen von Soults Rückzug aus Portugal überstanden, war 1809 zu einem in eifrigem Selbststudium verstrichenen Jahresurlaub nach Hause zurückgekehrt und 1810 wieder in Garnison gezogen. 1812 trat er als Kommandant der Artilleriekompagnie des Regiments Castella den Marsch nach Osten an, ging, an Leib und Seele krank, aus dem namenlosen Elend des Rückzugs hervor und verließ die Armee, obwohl er kaum hoffen konnte, in der Heimat eine befriedigende Anstellung zu finden[12]. Im gleichen verlorenen Haufen hatte sich der Unterleutnant David Zimmerli, ein Aargauer Müllerssohn, von der Beresina gen Wilna geschleppt; er blieb noch bis zur letzten Landung Napoleons in französischen Diensten, kehrte im April 1815 mit den übrigen Schweizertruppen heim, nahm sofort wieder holländisches Handgeld und hat zehn Jahre später seine schweizerische Karriere als aargauischer Platzkommandant und Infanteriechef begonnen[13].

Clausewitz ist 1815 aus einem Siege heimgekehrt, nach dem sich seine Seele jahrelang im Fieber verzehrt hatte; es sah zunächst so aus, als brächte die Zukunft seinem Hunger nach weittragender Tätigkeit Erfüllung. Dufour erlebte den Wandel in Frankreich, an dem er nicht kämpfend beteiligt war, seiner Rolle und seiner humanistisch-wissenschaftlichen Geistesart gemäß, aus einer gewissen gelassenen Distanz. Hirzel und Zimmerli hatten den nahenden Zusammenbruch recht eigentlich Schluck um Schluck in sich hineinzuwürgen. Wieland allein scheint die endgültige Niederlage gleichsam schockartig getroffen zu haben. Die Motive seines Heimkehrentschlusses sind früher untersucht worden[14]. Auch er ist ins Ungewisse zurückgekommen. Was er von diesem Augenblicke an mit Dufour und Hirzel gemeinsam hatte, war das durchaus nicht selbstverständliche Gefühl, vor allem Schweizer, Eidgenosse zu sein, nicht einer Stadt, sondern einer Nation anzugehören[15]. Dieses Gefühl in sich und seinen Mitbürgern zur spürbaren und verpflichtenden Gewißheit zu steigern, war fortan sein erstes Streben. Als vorzüglichstes Mittel

aber, den nationalen Zusammenschluß zu sichern und zu fördern, erschien ihm das eidgenössische Wehrwesen, jene große gemeinsame Sache, in deren Dienst er sich ganz gestellt und von der er nicht mehr gelassen hat.

Merkwürdig ist nun, wie unterschiedlich die betrachteten Offiziere in ihren neuen Wirkungskreisen sich entwickelt haben und zu öffentlicher Geltung gekommen sind. Hirzel nahm 1815 als eidgenössischer Stabshauptmann am Feldzug gegen Hochburgund teil und wurde von General Bachmann[16] mit Materialinspektionen längs der Westgrenze betraut. Als Instruktor des Zürcher Artillerie-Kollegiums machte er sich rasch einen Namen, bekam den Lehrauftrag für Artillerie an der Thunerschule, wurde Zürcher Zeugherr, eidgenössischer Oberstartillerieinspektor und schließlich, 1836/37, Chef der Lehranstalt von Thun.

Dufour kam ebenfalls bald zu eidgenössischem und internationalem Ansehen, als eigentlicher Organisator und belebender Geist der Thunerschule, als Straßen- und Brückenbauer, als europäischer Spezialist für Befestigungsfragen. «Il me faudrait le fil d'Ariane pour me tirer de ce labyrinthe où me jette la fortune», hat er schon 1822 seufzen können[17].

Anders, dem Schicksal des Baslers ähnlicher, erging es Clausewitz. Nachdem Gneisenau dem verdächtigenden Druck reaktionärer Kreise hatte weichen müssen, wurde sein Stabschef 1818 zum Direktor der Allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) in Berlin ernannt. Er war in dieser Eigenschaft lediglich administrativer und disziplinarischer Vorgesetzter seiner Schüler, dozierte selber nicht und besaß keinerlei Einfluß auf die Gestaltung des Lehrplans. Derart um jede Möglichkeit bedeutender äußerer Wirksamkeit gebracht, lebte er ganz auf sich selbst zurückgeworfen und schuf in der Stille sein klassisches Werk über den Krieg. Politisch hat auch er eine wenig populäre, realistische, allein vom Lebensinteresse seines Staates bestimmte Mitte gehalten, die sich weder von verhüllten Klasseninteressen noch von doktrinären Ideologien beirren ließ[18]. Der in erster Linie deutsch, nicht preußisch empfand, lehnte die demokratischen «Um-

triebe» der zwanziger Jahre als einen Einigungsversuch mit untauglichen Mitteln ab[19], bekämpfte hingegen die Auffassung, die Demokratisierung des Wehrwesens fördere die Revolutionsgefahr[20]. Im Laufe des nur schwer ertragenen Jahrzehnts fast völligen Unbeachtetseins hat sich der Schatten einer tiefen Melancholie über seine Seele gesenkt. «Nun geht es langsam und sanft bergab», schrieb er schon 1821 an seine Gattin, «und die Gruft, die noch sehr weit sein mag, erscheint mir darum näher, weil mich wohl nichts mehr von ihr trennt. Das aber will mir gar nicht in den Kopf. Ich denke, die Lebensbahn soll sich noch einmal erheben. Es soll noch ein höherer Kulminationspunkt kommen, und wäre es auch nur damit Du sagen könntest: ‚Un beau mourir toute la vie honore!' Kurz, ich habe nicht genug gearbeitet, um ausruhen zu können, und ich fühle mich nicht müde genug, um schlafen zu gehen.[21]»

Die französisch-belgischen und die polnischen Ereignisse des Jahres 1830 schufen für Preußen eine gespannte Lage. Inmitten der allgemeinen Gefährdung besann man sich endlich auf die bedeutendsten Köpfe der Armee, ersah Gneisenau als Oberbefehlshaber, Clausewitz als Stabschef und ließ sie von Berlin aus die beiden möglichen Fronten beobachten. Als die Gefahr im Westen abnahm, die polnischen Verhältnisse aber immer verworrener wurden, erhielt Gneisenau das Kommando über die vier östlichen Armeekorps und schlug sein Hauptquartier in Posen auf, wohin Clausewitz ihm folgte. Die Sympathie, welche liberale Kreise für die Sache der Polen bekundeten, war den Generalen unverständlich und ärgerlich, lag ihnen doch vor allem daran, den polnischen Krieg möglichst rasch beendet zu sehen, da ihnen die französische Gefahr noch keineswegs behoben schien[22]. «Die Torheit nimmt überhand», klagte Clausewitz im Juli 1831 seiner Gattin, «kein Mensch kann ihr wehren... Ich kann nicht sagen, mit welcher Geringschätzung des menschlichen Urteils ich aus der Welt gehe[23].» Im August fiel Gneisenau, der Freund, dem er zwanzig Jahre angehangen, der Cholera zum Opfer. Im November erreichte und fällte die Seuche auch ihn. «Es bleibt also nichts übrig, als alle einigermaßen tröst-

lichen Bilder der Zukunft fahren zu lassen und sich in seine eigene Bitterkeit zu vergraben[24]»; so hat er im letzten Briefe seiner Frau geschrieben, bevor er als tieftrauriger Mann gestorben ist.

Wieland war weder ein bedeutender Ingenieur noch ein gelehrter Kenner der Artillerie und besaß keine Spezialistenkenntnisse, die seine Dienste auf die Dauer unentbehrlich gemacht hätten. Auch war er kein großer Schriftsteller, aus dessen zerquälter Stille der Nachwelt unvergängliches Geistesgut erblühen konnte. Er war nur ein Mann, der aus dem europäischen Krieg einen geschulten militärischen Blick heimgebracht hatte, dem die Schwäche des Vaterlandes auf der Seele brannte, dessen Ehrgeiz es bitter empfand, daß ihm bedeutende Aufträge nur spärlich zufielen, der sich vom einmal ins Auge gefaßten Ziel aber nie abbringen ließ und mit der Feder auf das hingewiesen hat, was auszuführen andern übertragen oder noch nicht an der Zeit war.

Die Wirren der dreißiger Jahre, in denen sein Schicksal sich zum tragischen Knoten schürzte, haben in ähnlicher, wenn auch weniger schweren Weise, mehr als einen seiner Kameraden aus der Bahn geworfen!

Während Dufour von den neuen Konstitutionen finden konnte, es hafte ihnen «un air de famille» an[25], während er als Generalstabschef der eidgenössischen Bewaffnung einen weitern Schritt auf jener Stufenleiter tat, die ihn im Laufe des Jahrhunderts zur Sonnenhöhe eines exemplarischen Lebens emporgeführt hat[26], wurde andern der politische Erdrutsch zum Verhängnis. In Bern zog sich Oberst Johann Ludwig von Wurstemberger[27], einer der fähigsten Genieoffiziere und eidgenössischer Generalquartiermeister, ins Privatleben zurück und widmete sich fortan seinen historischen Studien. In Aarau stürzte Oberst J. N. von Schmiel, österreichischen Herkommens[28], der es zum aargauischen Regierungsrat und Militärdirektor sowie zum Mitglied der Militäraufsichtsbehörde gebracht hatte. Schon anläßlich des Lagers von Wohlen war diesem josephinischen Geiste

von der liberalen Meinung ausländisches Gebaren vorgeworfen worden, eine aristokratische Haltung, die sich mit der «volkstümlichen» Auffassung vom Wehrwesen nicht mehr vertrage. Er erhielt 1830 das Kommando über die Regierungstruppen, die dem Volksaufgebot begegnen sollten, das Heinrich Fischer von Meerenschwand aus dem Freiamt und dem Fricktal heranführte. Sein Befehl, nicht zuerst zu schießen, bewirkte, daß die Truppe vor dem Volk zerstob. Sein eigenes Ansehen war durch die Vorfälle derart erschüttert, daß er Ende Januar 1831 um Entlassung bat. Auch Salomon Hirzel geriet in Anfechtung li. Er kommandierte während des Züriputsches die Truppen der Zürcher Militärschule, 363 Mann an der Zahl, welche er auf die Zeughäuser verteilte. Gegen die Instruktion seines Chefs attackierte Major Uebel eine drohende Menge auf dem Münsterhof. Hirzel litt furchtbar unter dem Vorwurf, er trage die Schuld an den Opfern des Vorfalls, um so mehr, als die Akten, welche ihn vollkommen rechtfertigten, nie veröffentlicht wurden[29].

Der Konflikt, in den Wieland, von Schmiel und Hirzel sich verstrickten, konnte nicht ohne Härte für den Einzelnen gelöst werden. Sie alle wurden von einem überlebten, wenn auch legitimen Regiment, dem sie als Soldaten Treue geschworen, als Bürger aber nur bedingt anhingen, an exponiertester Stelle dem heraufkommenden neuen Souverän entgegengestellt und hatten durch ihr Dulden oder Stürzen den Blitz zur Erde zu leiten, auf daß er nicht die Republik treffe.

«Wie sein alter Meister Soult und alle Offiziere der konstitutionellen Staaten, die für ihren Stand, ihre Waffe in den gesetzgebenden Kammern auftreten müssen, mochte er die dort üblichen Diskussionen nicht gern», ist über Salomon Hirzel gesagt und damit auf die Spannung hingewiesen worden, die zwischen den Treuhändern des Wehrgedankens und den politischen Trägern des Gemeinwesens in einer Demokratie praktisch immer besteht. Und wiederum glauben wir es Wieland hoch anrechnen zu müssen, daß er, wie alle wahrhaft großen Förderer der eidgenössischen Armee[30], fest an den Wehrwillen und die Wehrfähigkeit seiner Mitbürger geglaubt und nur die schlechten

Führer bekämpft hat, die dem Volke aus Eigennutz die falsche, die bequeme breite Straße wiesen.

Wirkung auf die Zeitgenossen

Wielands klärendes, wegweisendes Bestreben und die schöne Vehemenz seines persönlichen Einsatzes haben vielfach Frucht getragen. Sein sachlich überzeugendes Werk und seine hinreißende Art vermochten Viele zu packen, seine Ideen die Gedanken anderer Baumeister am eidgenössischen Wehrwesen bestimmend mitzuformen und schließlich Zug um Zug verwirklichte Gestalt anzunehmen. Den ersten Hauch der anhebenden Realisationsepoche hat er noch selbst verspüren können.

Er schreibt einmal, das allgemeine Urteil habe ihn belohnt, «für manche saure Stunde und für manche Nachtwache an dem Schreibepult...[31]». Die «Neue Zürcher Zeitung» besprach seine erste Broschüre in zustimmendem Sinne. Seine Neutralitätsschrift begrüßte sie als willkommene Ergänzung zu Pictets, damals noch Jomini zugeschriebenem Buche über die Bedeutung der Schweiz für die Mächte, erklärte sich zwar als inkompetent für eine fachlich-militärische Rezension, unterstrich aber, die Forderung nach einem Wehrstande als Palladium der Nationalität gehe alle Stände und Eidgenossen an und ließ sich von den gemachten Vorschlägen gerne überzeugen; «denn», sagte sie, «den Enthusiasmus ihres Verfassers zügelt überall eine besonnene Überlegung, die auf erfahrener Sachkunde ruht, und auch das zuversichtliche Urteil wird alle Zeit mit Mäßigung ausgesprochen[32]». Leider haben wir nicht ausfindig machen können, was es mit Andreas Heuslers Bemerkung auf sich hatte, Wieland sei «auch in auswärtigen Militärblättern vorteilhaft recensiert» worden[33].

Tavel scheint von des Obersten Gabe, das Richtige zu sehen und weithin verständlich auszudrücken, derart überzeugt gewesen zu sein, daß er beschloß, selbst nichts mehr zu publizieren. «Es ist recht schade», schrieb der Basler im Dezember 1822 nach Bern, «daß wir meinen Versuch zu einem Verteidi-

gungssystem nicht miteinander bearbeiten können; die Sache würde viel besser und gründlicher ausfallen; allein die uns trennende Distanz ist zu zeitraubend für alle Mitteilungen; sehr leid würde es mir jedoch sein, wenn Sie wegen mir und aus Freundschaft für mich auf Ihrem Beschluß beharren sollten, nichts mehr öffentlich bekanntmachen zu wollen. Ihre Schriften sind so kernhaft, so patriotisch gedacht, daß ich mich schämen müßte, wenn unsere Mitbürger meinetwegen diese Sprache nicht mehr hören sollten[34].» Tavel hat 1823 noch mit einem Beitrag in die Berner Milizdiskussion eingegriffen[35], unseres Wissens dann später tatsächlich nichts mehr publiziert, Wieland aber ständig in der Ausarbeitung von Handbuch und Kriegsgeschichte unterstützt.

Jomini, der Hohepriester der strategischen Wissenschaft, äußerte sich denkbar günstig über die eidgenössische Nutzanwendung seiner Lehre in der Basler Neutralitäts-Schrift. «Malgré quelques passages sujets à contestations», ließ er sich vernehmen, «ce livre ne serait point désavoué par les plus grands généraux de nos jours». Es ist bei dieser Gelegenheit, daß er bemerkte: «Un pareil officier ne doit pas être employé à commander un bataillon de milices; sa place est à l'état-major parmi les Adjutants-Généraux[36].»

Pictet hielt es für wünschenswert, das Büchlein eines Offiziers ins Französische zu übersetzen, der, so schien es ihm, seinem Lande «le tribut de connaissances acquises à la première école du monde» anerbiete und dessen Takt des Urteils in Landesverteidigungsfragen frappiere[37].

Der Obristleutnant in königlich-niederländischen Diensten V.E. Thellung von Courtlary hat sich in seinem 1826 erschienenen «Versuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft[38]» stark an Wieland angelehnt und in ständigem Hinweis auf diesen schärfere Handhabung der allgemeinen Wehrpflicht, Modernisierung der Reglemente und Konzentration auf das Wesentliche gefordert. Er sprach von der hohen Wünschbarkeit eines kritischen Lehrbuchs über den Volkskrieg und lud den Basler Kameraden geradezu ein, die Verantwortlichen noch in vermehrtem

Maße mit ausgearbeiteten Einzelvorschlägen zu bombardieren[39]. «Das Beste und Vorzüglichste dabei ist», hob er in seiner Besprechung von Wielands Handbuch hervor, «daß wir nun ein Verteidigungssystem haben, das uns bis heute mangelt. Wenn es auch zwanzig Widerlegungen und hundert Einwürfe veranlassen sollte, so wird eben aus diesen Wolken das Licht hervorstrahlen, das Gewölke sich zerteilen, und wir werden eine Norm besitzen, die freilich bei jedem Kriege neu modifiziert werden muß; aber die tote Form wird durch das Genie des Feldherrn mit Geist und Seele belebt werden[40].» Es muß Wieland von verschiedener Seite zum Vorwurf gemacht worden sein, er habe durch die Veröffentlichung seiner Operationsschemata den zukünftigen Gegner in die eidgenössischen Karten blicken lassen. Dabei wurde übersehen, daß ihm nie an einem starren Rezeptkatalog gelegen hat, sondern daß er lediglich eine gemeinsame Konzeption vom Abwehrkampf schaffen wollte, «vielmehr eine Anwendung der entwickelten Regeln, als einen Defensionsplan», wie er selber sagte. «Es wäre unklug gewesen, dasjenige zu publizieren, was in Hinsicht großer Operationen der Schweiz frommen kann; solche Pläne müßten ausgearbeitet und unter uns besprochen werden[41].» Thellung hat den Kritikern denn auch in aller Deutlichkeit geantwortet: «Statt also die Bekanntmachung unseres Verteidigungssystems zu tadeln, fasse man vielmehr den Entschluß und gebe sich die Mühe, solches recht gründlich zu studieren, und wenn einst die ernste Schicksalsstunde schlägt, dann handle man so wie der Geist – nicht der Buchstabe – des Systems, in Vergleichung und Übereinstimmung der Umstände, vorschreibt[42].»

Die Einflüsse Wielands auf Dufour im Einzelnen zu untersuchen wäre eine Arbeit für sich[43]. Wir haben sie nicht unternommen und müssen uns mit einigen Hinweisen begnügen. Dufour hat zu Wielands Lebzeiten in seinen Publikationen sein engeres Fachgebiet, die Befestigungswissenschaft, kaum verlassen und nicht sichtbar auf den Basler eingewirkt[44]. Wie weit er sich in seinen späteren, strategisch-taktischen Schriften selbst auf den früh verstorbenen Kameraden gestützt hat, ist schwer feststell-

bar. Teilweise weitgehende Übereinstimmungen in Tendenzen und Formulierungen der beiden beweisen nicht ohne weiteres eine direkte Beeinflussung, denn vieles, was sie erkannten und aussprachen, war allen Klarsichtigen der Epoche gemeinsam. Man denke nur etwa an den allerorts erhobenen Ruf nach Hebung des Nationalgefühls, an die weit verbreitete Überzeugung, daß die Armee sich auf das Einfache besinnen müsse und an die Erkenntnis, die Lösung der Kaderfrage sei der eigentliche Prüfstein ihrer zukünftigen Tüchtigkeit[45]. Es kommt dazu, daß Dufour und Wieland sich im wesentlichen auf die gleichen Autoren stützten[46]; nur hat der Genfer den Akzent seiner Interpretation eher auf das Fortifikatorische gelegt und sich in taktischen Fragen persönlicher Vorstöße enthalten, während der Basler, seinem anders gearteten Werdegang und Temperament entsprechend, die vibrierende Schilderung des alles erfassenden nationalen Abwehrkampfes in die Mitte seiner Betrachtung rückte. Dufours 1840 erschienener Cours de Tactique, eine ausgebaute Verarbeitung seiner Thuner Vorlesungen über den Gegenstand, enthält kein Volkskriegskapitel, behandelt zwar den Partisanenkampf im Abschnitt über militärische Sonderunternehmungen[47], räumt der vorbereiteten Landesbewaffnung und ihrer Funktion im Gesamtrahmen seiner Darstellung aber nur einen Nebenplatz ein.

In *einem* Punkte von Dufours Anschauungen jedoch scheint uns Wielands direkter Einfluß klar zutage zu liegen. Seine Vorstellung der von vorgelagerten Bastionen umgebenen zentralen Réduit-Position, auf die gestützt die reguläre Armee den Abwehrkampf als aktive Defensive auf der innern Linie zu führen habe, ist der Wieland'schen Konzeption derart ähnlich, daß zum mindesten eine starke Anlehnung festgestellt werden muß[48]. Man darf somit annehmen, daß im Kriege zwischen der Eidgenossenschaft und Preußen, dem der siebzigjährige General 1857 ins Auge blicken mußte, der Basler Oberst in aller Stille ein Wort mitgesprochen hätte[49].

Wieland erlebte noch die Freude, einen seiner zentralen Vorschläge, den Ausbau der Landwehr, der Verwirklichung nahe zu sehen. Im Januar 1827 schrieb er Tavel, es verlaute aus guter

Quelle, daß die Militäraufsichtsbehörde nächstens die Landwehrfrage in Angriff nehmen wolle[50]. Die Tagsatzung desselben Jahres überwies das Problem denn auch richtig als ordentliches Traktandum der militärischen Fachkommission, welche sich sofort an die Ausarbeitung eines Planes machte. Wir vermuten stark, daß der Oberst gerade um der Landwehrfrage willen 1828 von der Aufsichtsbehörde beigezogen worden ist, besonders darum, weil ihr Bericht sich genau mit seiner Auffassung deckte. Es hieß darin: «Als marschfertige Armee ist unzweifelhaft das Bundesheer zur Beschützung der eidgenössischen Grenzen genügend; nicht so aber, wenn es sich von Verteidigung des Innern und von Erhaltung der Nationalselbständigkeit handelt. Dann muß jeder Schweizer, welcher die Waffe zu tragen fähig ist, bis in das zu bestimmende Jahresalter momentan zum Dienst des Vaterlandes aufgeboten werden können; um aber solches mit Erfolg zu tun, ist unentbehrlich, daß die zur Unterstützung des Bundesheeres bestimmte Mannschaft nach den Regeln der Kriegskunst taktisch geordnet und unter der angenommenen Benennung einer Landwehr in allen Kantonen der Eidgenossenschaft organisiert sei. Dadurch wird der Unterschied zwischen Bundesheer und Landwehr scharf ausgesprochen; das erstere ist die marschfertige Armee; die zweite ist die eigentliche Lokalbewaffnung[51].» Mit diesem Bericht an die Tagsatzung war ein Hauptstück von Wielands Forderungen in das offizielle Wehrprogramm übernommen.

Ausstrahlen

Zum Abschluß sei versucht, Weiterleben und Weiterwirken jener Gedankensubstanz, die Johannes Wieland angesammelt, geschieden und bekannt gemacht hat, in der fortschreitenden Entwicklung des eidgenössischen Wehrwesens mit einigen Strichen anzudeuten. Dabei bleiben wir uns der Gefahr durchaus bewußt, nach der falschen Formel post hoc ergo propter hoc zu folgern. Das Werden der Armee im Laufe des 19. Jahrhunderts hätte ohne Wieland kaum einen wesentlich andern Weg ge-

nommen. Wenn in diesem Zeitraum aber auch nicht sehr häufig direkt auf ihn Bezug genommen wird, so halten wir doch dafür, daß seine Leistung, die wichtigsten militärischen Forderungen einer neuen Epoche spezifisch eidgenössisch modifiziert im denkenden Bewußtsein einer relativ breiten Bürgerschicht verankert und auch der nächsten Generation übermittelt zu haben, Aussprache und Entwicklung in bedeutendem Maße förderten. Die mehr oder weniger deutlichen Anklänge an sein Gedankengut welche wir in der Geschichte unserer Heeresorganisation, der schweizerischen Offiziersgesellschaft und der Militärzeitung zu sehen glauben, wollen lediglich in diesem beschränkten Sinne als sein Verdienst gewertet sein.

Der Ruf nach intensiverer und extensiverer Erfassung der Wehrkraft, nach vermehrter Zentralisation, nach Vereinheitlichung von Ausbildung, Gliederung und Ausrüstung der Armee, kam nach seinem Tode nicht mehr zur Ruhe[52]. Besonders die eidgenössische Bewaffnung von 1830/31, welche böse Mängel aufdeckte, gab den Reformforderungen neuen Auftrieb, führte zur Aufstellung von Landwehrkontingenten in den meisten Kantonen und machte die völlig ungenügende Qualität der Kaders vor aller Augen offenbar[53]. Im Rahmen der geplanten Bundesvertragsrevision von 1832 scheiterten auch weitblickende militärische Vorschläge, die dem erst 1874 und später Verwirklichten schon recht nahe kamen. Der vorsichtigere Revisionsentwurf, den Dufour und Salomon Hirzel 1834/35 vorlegten, fand bei der Mehrheit der Tagsatzung ebenfalls keine Gnade. Er sah die Aufstellung eines Heeres von zweimal 67 000 Mann und einer starken Landwehrreserve vor, dazu eine bessere Gliederung der Armeeleitung, Verdoppelung der Kavallerie und Zentralisierung der gesamten höheren Ausbildung beim Bund, wurde von den Ständen bis 1838 hin- und hergezerrt und fiel schließlich aus Abschied und Traktanden.

Am Ende der dreißiger Jahre, welche der noch immer schwachen Eidgenossenschaft Bürgerwirren und ausländischen Druck gebracht, die äußerste Kraftprobe aber erspart hatten, konnte geklagt werden, als wäre seit Wielands Zeiten alles beim Alten

geblieben[54]. «... Einen summarischen Überblick des Bestandes der Landwehr zu liefern», wurde etwa resigniert festgestellt, «ist unmöglich, da dieselbe zur Zeit in einigen Kantonen nur höchst mangelhaft oder gar nicht organisiert ist[55]». Ferner: Die Infanterie sei sogar im Elementaren unsicher, die Scharfschützen träfen nur bei idealen Schießstandverhältnissen, die Treffresultate der Artillerie befriedigten keineswegs, veraltete Linienvorstellungen beherrschten die Übungsplätze, fremde Mätzchen die Reglemente, dem Bajonettfechten werde zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, an genügend Reiterei gebreche es immer noch, und die Bildung der Offiziere sei «beinahe durchgängig unzureichend[56].» Besonders dem letzten Punkte maß man entscheidende Bedeutung bei. «Noch wenige Jahre und das herannahende Alter wird uns die letzten jener wenigen Führer entreißen, welche auf den Schlachtfeldern auswärtiger Kriege sich praktische Erfahrung sammelten und die bisher in dem eidgenössischen Dienste ausgeharrt haben. Auf wen sollen wir dann bauen[57]?» Was nützen uns rohe Kraft und Enthusiasmus, wurde gefragt, ohne solide fachmännische Tradition im Heere? Was für Zeichen müssen noch erscheinen, bis die Eidgenossenschaft sich endlich zur ernsthaften Ausbildung ihrer Offiziere entschließt[58]?

Die Eidgenossenschaft geriet nach 1840 aber in Sorgen, welche die nationalen Wehrbestrebungen für Jahre auf den zweiten Plan rückten. Zwar wurde an der Kriegsverfassung noch allerhand modifiziert, an Wesentlichem jedoch geschah nichts mehr, bis nach dem Sturm des Bürgerkriegs der Staat einen großen und die Armee einen bescheidenen Schritt nach vorne taten. Ein ständiges Militärdepartement löste die Aufsichtsbehörde ab, die Wehrpflicht wurde schärfer gefaßt, die Ausbildung von Genie, Artillerie, Kavallerie und der Instruktoren kam an den Bund, Rekrutierung, Instruktion und Ausrüstung des infanteristischen Gros blieben aber bei den Ständen, so daß das Heer immer noch aus einem heterogenen Konglomerat kantonaler Kontingente ohne kriegsmäßige Gliederung bestand. Erst Bundesverfassung und Militärorganisation von 1874 brachen mit

dem Kontingentssystem, hoben den Widerspruch zwischen allgemeiner Wehrpflicht und kantonaler Aushebungsskala auf, übergaben Militärgesetzgebung und Unterricht dem Bund und schufen eine bleibende Einteilung in Divisionen, Brigaden und Regimenter[59]. Es gelte, hatte 1834 geschrieben werden können, «de composer la force militaire suisse comme un corps compacte, soumis à l'impulsion immédiate d'une direction centrale[60]». Viel davon, nicht alles, war nun erreicht. Es bewirkte, daß die Entwicklung fortan mit weniger Reibung und vermehrter Zielstrebigkeit weiterschreiten konnte.

Wieland war noch nicht zwei Jahre tot, als eine seiner Lieblingsideen dauernde Gestalt annahm. Am 24. November 1833 fand in Winterthur unter der Führung junger Zürcher- und Thurgaueroffiziere eine Gründungsgemeinde statt, aus der die Eidgenössische Militärgesellschaft hervorging, ein Verein, welchem im Lauf der Jahre immer mehr Sektionen beitraten, bis 1862 zum erstenmal alle Kantone darin vertreten waren[61]. «Ihre Bestimmung», lautete der Hauptpunkt der Statuten, «ist rein militärisch, namentlich gute Waffenbrüderschaft und Gemeinsinn für das eidgenössische Wehrwesen zu befördern, sowie den zur Hebung desselben von den Militärbehörden anzuordnenden Mitteln durch tätiges Mitwirken Vorschub zu leisten...[62]» Sie baute sich auf, wie Wieland vorgeschlagen hatte und erfüllte die gewählte Funktion durchaus in seinem Sinn. Ihre lebenspendende Rolle wird im Urteil deutlich, das der Historiograph nach hundertjährigem Bestehen über sie hat fällen können: «Es gibt wohl wenige Neuerungen oder Fortschritte unseres Wehrwesens seit hundert Jahren, die nicht als Forderungen aus den Verhandlungen der Offiziersgesellschaft hervorgegangen wären, oder die nicht wenigstens in ihrem Schoße eine eingehende Erörterung erfahren hätten[63].»

Wohl am kräftigsten, weil am persönlichsten, kommt der Gedankenkampf um Gehalt und Gestalt der Armee in den Spalten jenes Organs zum Ausdruck, das 1834 zu erscheinen begann und seither das wichtigste Sprachrohr der Männer gewesen ist, denen das eidgenössische Wehrwesen seine nie innehaltende Er-

starkung verdankt[64]. Die Helvetische Militärische Zeitschrift wurde in Burgdorf, dem Ausgangspunkt von Berns politischer Erneuerung, begründet. Als Redaktor zeichnete der Artillerieoberleutnant und Oberförster Friedrich Manuel, bewegende Geister aber waren zwei Männer aus jenem deutschen Flüchtlingsstrom, dem Wieland zuletzt so gram gewesen ist, der württembergische Schriftsteller Rudolf Lohbauer und der ehemalige preußische Gardeulanenoffizier Bruno Uebel, ein Schüler Dekkers, einziger Bürgerlicher in seinem Regiment, welcher 1830 mit den Polen fraternisiert hatte und nach vergeblichem Warten auf die deutsche Revolution über Straßburg nach Zürich gekommen war[65]. Die Zeitschrift setzte sich zum Ziel, den denkenden Soldaten zu fördern und die Diskussion um die wünschbare Form des eidgenössischen Wehrwesens auf allgemein verständliche Weise zu führen. «Unser Streben», kündigte ihre erste Nummer an, «wird weniger sein nach Neuem, Originellem, vornehm von oben herab Kommendem zu haschen, als Altes, aber immer Wahres und nie genug Beherzigtes zu einem erweiterten Gemeingut zu machen[66].»

Auf ihrem knapp zehnjährigen, finanziell stets schwer bedrängten Gang, hat sie manche Lanze für Wielands Sache gebrochen. Sie griff die Lineartaktik an, eiferte gegen Spielerei und Paradewesen, forderte Erziehung statt Dressur, rief wieder und wieder nach jener «Nationaleigentümlichkeit», deren Bedeutung so unterschiedlich ausgelegt werden konnte und brachte die alte Spannung zwischen Massenaufgebot und Elitekorps zu neuem Ausdruck[67]. Auch als sie zwischen 1840 und 1850 unter dem Einfluß von Oberst Kurz und seinem Kreis vom radikalpopularistischen auf einen clausewitzisch-philosophischen Kurs schwenkte, blieben sich ihre praktischen Postulate im großen ganzen gleich.

Ausdrücklich auf Wieland Bezug genommen wurde in M. Rudolfs 1847 erschienenem Buch, das die Decker'sche Lehre von der Kleinkriegführung auf schweizerische Verhältnisse übertrug, sich ganz unter Johannes von Müllers Eigentümlichkeitsforderung stellte und in seinen militärgeographischen und ope-

rativen Teilen vor allem den Basler Obersten und Bruno Uebel sprechen ließ[68].

Im Jahr 1851 ging die Militärzeitung von Walthard in Bern und Schultheß in Zürich an die Schweighauser'sche Offizin in Basel über. Redaktor wurde der 26jährige Neffe des Obersten, Leutnant Hans Wieland, ein Mann, in dem ein guter Teil von seines Oheims Intelligenz und Stoßkraft weiterlebte[69]. Er sei «vielleicht die in der Schweiz bedeutendste militärische Persönlichkeit» der Zeit gewesen, ist von ihm gesagt worden und habe die Militärzeitung erst eigentlich «zum Organ der schweizerischen Armee gemacht[70]». Seine prachtvolle Kampfansage wider alles, was der Entwicklung des Wehrwesens hindernd im Wege stand, erhob sich wie ein flatterndes, weithin sichtbares Panier[71]. Als erstaunlich vielseitiger Publizist, als Oberinstruktor der Infanterie und Adjunkt des Militärdepartements hat er bis zu seinem frühen Tode – er starb 1864 erst 39jährig – aufs intensivste für die Armee gewirkt. Wir nennen nur die wichtigsten seiner Ziele und Resultate: Hebung des Wehrwesens in der allgemeinen Achtung, Verbesserung der Offiziersbildung, Reorganisation des Generalstabs. Als Lehrer an der Zentralschule trat er gegen den Strom für eine auch in der Verteidigung aktive, taktisch offensive Kriegführung ein und verlangte einfache, der nationalen Sonderart gemäße Kampfformen. Die modernen Manöver auf der Luziensteig (1858) und am Gotthard (1861) können als sein Werk betrachtet werden. Er war es, der die wichtigsten Vorarbeiten für das 1865 eingerichtete Stabsbureau lieferte, das die topographischen, die Rekognoszierungsarbeiten und die kriegswissenschaftlichen Studien leitend zusammenfaßte[72]. Endlich hat er sich auch in einer besonderen Schrift zur militärpolitischen Lage der Schweiz geäußert und ist, in einem gewissen Gegensatz zu seinem Onkel, zum Schlusse gekommen, daß Frankreich im Fall einer eigenen antideutschen Offensive ein ausgesprochenes Interesse am Besitz der Schweiz haben müsse, daß Deutschland sich hingegen gerne auf die schweizerische Neutralität stützen und seinen Stoß gegen Paris auf dem direktesten Wege führen werde[73].

Nach Hans Wielands Tode führte sein älterer Bruder, Johann Heinrich Wieland[74], die Militärzeitung weiter, mehr aus Pietät denn aus Neigung, bis ihn von 1868 an Karl von Elgger unterstützte, der 1875 die Redaktion ganz übernahm. Des Obersten zweiter Neffe hat sich mit der Feder nicht hervorgetan; bedeutsam erscheint jedoch, daß mit ihm ein Typus versunken ist. Aus neapolitanischen Diensten zurückgekehrt und in der heimischen Armee bis zum Rang eines Korpskommandanten gestiegen, war er, sagt sein Biograph, einer der «letzten jener Offiziere, die eine schweizerische Truppe vor dem Feind kommandiert und hernach noch eine leitende Stellung im vaterländischen Heerwesen eingenommen haben[75]».

Sieben Jahre nachdem Ulrich Wille die Leitung der Militärzeitung angetreten und die kämpferische Tradition Hans Wielands wieder aufgenommen hatte, rückte er einen mit M. gezeichneten Artikel ein, der den Titel «Moderne Fragen aus vergangenen Tagen» trug und eine erstaunliche Aktualität von Johannes Wielands des Älteren Forderungen feststellte[76]. Der Verfasser nahm das «Handbuch» geradezu als Beweis für die Tatsache, daß die gegenwärtige Militärdiskussion sich vielfach um Probleme drehe, die theoretisch längst gelöst seien, zitierte Wielands Anschauungen über Bekleidung, Ausrüstung, Offiziersbewaffnung, Linientaktik, Feuer, Schock, Kavallerieverwendung und Kampfmoral und glaubte darin zahlreiche unverkennbare Anklänge an Willes «Ausbildungsziele» bemerken zu können. In einer nächsten Nummer der Zeitschrift waren die «Betrachtungen über die Kriegsdisziplin der Schweizer» in extenso als Leitartikel abgedruckt[77]. Ein weiterer Beitrag des gleichen M. ließ den Basler Obersten über eidgenössische Übungslager berichten und enthielt die abschließenden Sätze: «Die Zeiten sind andre geworden. Die Anschauungen haben gewechselt. Die Ausbildung ist besser geworden. Der Wielandsche Geist aber ist geblieben, und dankbar wollen wir ihn auch heute noch hochhalten und pflegen als den guten Geist schweizerischen Soldatentums[78].»

Wir wissen im einzelnen nicht, in welchem Verhältnis Johann Heinrich Wielands Schüler Theophil Sprecher von Berneg zu Johannes Wieland dem Älteren stand. Die auf seine Veranlassung angelegte «Schweizer Kriegsgeschichte» löste dessen «Kriegsbegebenheiten» ab, nachdem diese fast ein Jahrhundert lang in den Händen eidgenössischer Offiziere eine wichtige Bestimmung erfüllt hatten[79].

QUELLEN- UND LITERATURANGABE

Vom Folgenden ist lediglich die Liste der im Druck erschienenen Werke Wielands vollständig. Im Übrigen geben wir hier nur die Hauptstücke aus unserem Beleg-Material. Detaillierte Hinweise finden sich in den Anmerkungen.

I. WIELANDS HANDSCHRIFTLICHER NACHLASS UND GEDRUCKTE WERKE

1. HANDSCHRIFTLICHES

a) Im Archiv von Dr. H. C. Wieland, Basel, Freiestraße 72 (AHCW).

Brief an seine Frau. Lugern bei Schwarzenbach, 19. 8. 1824.

Wanderungen in Graubünden und Italien mit Rückblick und Vorblick. 1832.

b) In der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel (UB).
Signaturen: Mil Ea 406, Mil H VI 3–21.

Exerzier-Reglement für die eidg. Infanterie (gedruckt, aber mit handschriftlichen Bemerkungen Wielands.)

Denkschrift über die Verteidigung des Gebietes von Neuenburg. 1827.

Denkschrift über Verteidigung der westlichen Grenzfronte der Eidgscht. 1828.

Rekognoszierungsbericht über die Verteidigung der westlichen Schweiz, namentlich des Grenzpunkts Basel. 1830.

Vorträge an die Basler Militärgesellschaft, Auszüge, 2 Bde.

Militärische und historische Notizen, 10 Bde.

Manuel militaire.

c) Im Staatsarchiv Basel-Stadt (StA).
Signatur: Priv. Arch. No. 198.

Souvenirs. 1817.

Réflexions sur les moyens défensifs de la Confédération Suisse ....
(zwei Vorträge an eine Offiziersversammlung zu Neuenburg). 1827.

Notices et considérations militaires sur l'importance des routes des Alpes.... 1829.

Briefe an Hauptmann von Tavel in Bern (im Original). 1821–27.

Vorschlag einer eidgenössischen Militärgesellschaft.

Der Demagogen- und Bündnerkrieg. 1831.

Denkschrift an löbl. Militair-Kollegium. 21. 8. 1831.

Vortrag an die Herren Offiziere. 10. 9. 1831.

Aus den Beständen des Staatsarchivs waren uns ferner wichtig:

«Trennung», A 2 und A 13, Wielands Gefechtsberichte und Operationsvorschläge.

Priv. Arch. 328, F 18, A. Heusler, Biographie von Bürgermeister Karl Burckhardt, mscr.

Priv. Arch. 377, A 2, Protocoll der Sitzungen der freiwilligen Militair-Gesellschaft zu Basel 1820–1870, mscr.

Erinnerungen eines alten Soldaten der ersten Kaiserzeit, mitgeteilt durch Hans Wieland. Basler Taschenbuch, 12/1864.

Einige Worte über die Bildung der Eidgenössischen Streitkräfte. Basel 1821.

Un mot sur les lettres de Basle et sur la réponse d'un Genevois par le Chevalier Wieland .... Basel. Genf 1821.

Encore un mot sur Genève et sur le système défensif de la Suisse par le Chevalier Wieland .... Basel. Genf 1822.

Die Schlacht bei Fère-Champenoise, in Verbindung mit dem Feldzuge vom Jahr 1814 dargestellt. In «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit». Aarau (Sauerländer), Jahrgang 1822, Mai-Heft.

Die Neutralität der Schweizerischen Eidgenossenschaft und die Mittel zu ihrer Behauptung. Basel 1822.

De la neutralité de la Suisse, et des moyens de la maintenir, traduit de l'allemand, revu et augmenté par l'auteur. Genf, Paris 1823.

Betrachtungen über die in Vorschlag gebrachten Abänderungen der Dienstordnung bei den Contingentstruppen des Kantons Basel. Basel 1822.

Skizze einer Reise durch das Schweizerland in militärischer Beziehung. «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit». Aarau, Jahrgang 1822, Dezember-Heft.

Der Krieg in Spanien (Ein Überblick des letztern, mit Resultaten für den gegenwärtigen ....) «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit». Aarau, Jahrgang 1823, September-Heft.

Handbuch zum Militärunterricht für Schweizeroffiziere aller Waffen, als Versuch eines Verteidigungssystems der schweizerischen Eidgenossenschaft. Basel 1824. – 2. verbesserte und vermehrte Aufl. 1825.

Ergänzt zum «Schweizerischen Militärbuch» durch:

Geschichte der Kriegsbegebenheiten in Helvetien und Rätien .... 2 Bde. Basel 1827. (2. von Hugo Richter durchgesehene und umgeänderte Aufl. 1868/69; 3. Aufl. 1879.)

Mein Sommer 1826. Basel 1827.

Ein Wort der Wahrheit an die eidgenössischen Waffenbrüder über die ausgestreuten Verleumdungen gegen die Person von Oberst Wieland. Basel 1831.

II. ANDERE QUELLEN

1. WICHTIGE LEHRMEISTER UND ZEITGENOSSEN

Rohan, Henri duc de. Le parfait capitaine. Paris 1667.

Mémoires et lettres sur la guerre de la Valteline. 3 tomes. Genève, Paris 1758 (ed. Zurlauben).

Feuquières, A. de. Mémoires historiques et militaires. Amsterdam 1735.

Puységur, J. Fr. Chassenet de. L'art de la guerre, 2 vol. Paris 1749.

Saxe, Maurice Comte de. Mémoires sur l'art de la guerre (ou Rèveries). Dresde 1757 (nouv. éd.)

Guibert, J. A. H. de. Essai général de tactique, 2 vol. Liège 1773.
Merkens, H. Ausgewählte, kriegswissenschaftl. Schriften Friedrichs des Großen. Jena 1876.
Valentini, Georg W. v. Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen, Berlin 1799.
— Militärische Fragmente, vorzügl. in Beziehung auf den kleinen Krieg u. leichte Truppen. Berlin 1802 (2. Aufl.).
— Abhandlungen über den Krieg in Bezug auf große Operationen, 3 Bde. Berlin 1821–24.
Lloyd, H. E. H. Hist. de la guerre d'Allemagne pendant les années 1756 et suivantes. Trad. de l'anglais. Paris 1803.
Bülow, Dietrich Heinrich v. Lehrsätze des neuen Krieges .... Berlin 1805.
— Geist des neueren Kriegssystems, 2. Aufl. Hamburg 1805.
— Neue Taktik der Neuern...., 2 Bde. Berlin 1805.
Jomini, Henri de. Traité de grande tactique.... 4 vol. Paris 1805–09.
— Histoire des guerres de la Révolution.... 15 vol. Paris 1820–24.
— Première et seconde épître d'un Suisse à ses concitoyens. Lausanne 1822.
Dumas, Math. Précis des événements militaires ou essai historique sur les campagnes de 1799 à 1814. 27 vol. Paris 1806ff.
Carnot, L. N. M. De la défense des places fortes. Paris 1812.
Auracher v. Aurach, Jos. Vorlesungen über die angewandte Taktik oder eigentliche Kriegswissenschaft, 4 Bde. Wien 1812/13.
Karl, Erzherzog. Grundzüge der Strategie, 3 Bde. Wien 1813.
— Gesch. d. Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz, 2 Bde. Wien 1819.
Duhesme, G. Ph. Essai historique sur l'infanterie légère.... Paris 1814.
Rogniat, J. Considérations sur l'art de la guerre. Paris 1816.
Decker, C. v. Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit. Berlin 1817.
— Der kleine Krieg im Geiste der neuen Kriegführung. 2. Aufl. Berlin, Posen 1822.
— Grundzüge der praktischen Strategie, Berlin 1828.
— Die Taktik der drei Waffen. 2 Bde. Berlin, Posen, Brandenburg 1828.
Bismark, Fr. W. v. Vorlesungen über die Taktik der Reuterei, 2. Aufl. Karlsruhe 1819.
— System der Reuterei. Berlin, Posen 1822.
Chambray, G. de. De l'infanterie. Paris 1824.
Carrion-Nisas, M. H. F. E. Essai sur l'hist. générale de l'art militaire.... 2 vol. Paris 1824.
Correspondenz von Suworoff-Rimnikski über die russisch-österreichische Kampagne im Jahre 1799. (Hg. von G. Fuchs, übersetzt von einem preuß. Offizier.) Glogau u. Leipzig 1835.
Joh. v. Müllers sämtliche Werke, vor allem Bd. 28 (militärische Fragmente). Stuttgart, Tübingen 1834.
Dufour, G. H. Mémorial pour les travaux de guerre. Genf 1820.
— De la fortification permanente. Genf 1822.

— Instruction sur le dessin et les reconnaissances militaires, Genf 1828.
— Cours de tactique. Paris 1840.
— Notes sur la Campagne de la Valteline en 1635. Genf 1853.
Clausewitz, Carl v. Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz, 2 Bde. Berlin 1833.
— Vom Kriege. Insel-Ausgabe von Fr. v. Cochenhausen. Leipzig 1940.
Linnebach, Karl. Karl u. Marie v. Clausewitz, ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Berlin 1916.
Rothfels, A. Carl v. Clausewitz, Politische Schriften und Briefe. München 1922.

2. EIDGENÖSSISCHE WEHR-DISKUSSION

Verhandlungen u. Geschichte der helvetischen militärischen Gesellschaft 1779–88 (fortgesetzt bis 1796). Basel 1788.
Abschiede der Eidgenössischen Tagsatzungen 1814–48.
Die eidgenössischen und kantonalen Militärordnungen und -reglemente der Helvetik, Mediation und Restauration (nirgends zusammengefaßt; einzeln aufgeführt im Katalog der Basler Militärbibliothek).
Helvetische Militärische Zeitschrift, Jahrg. 1834–1846.
Schweizerische Militärzeitschrift, Jahrg. 1847, 1848, 1850–54.
Allgemeine Schweiz. Militärzeitung. Jahrg. 1855 ff.
Pictet de Rochemont, Charles. De la Suisse dans l'intérêt de l'Europe, ou examen d'une opinion énoncée à la tribune par le général Sébastiani. Paris 1821.
— Quelques mots sur des questions intéressantes pour la Suisse et Genève. Genf 1818.
Lettres de Basle. Basel u. Genf 1821.
Un Genevois à l'auteur des lettres de Basle. Genf 1821.
Opinion de Mr. le Lieut. Col. Dufour.... relativement à la question sur la fortification de Genève.... Genf 1821.
Lettre à M. le Chev. Wieland.... sur le projet de loi relatif aux fortifications de Genève.... Genf 1822.
Tavel, Emanuel Rudolf. Bestand u. Geist des eidg. Kriegswesens, wie sie sein sollten. Bern 1821.
— Etwas zu Gunsten der allg. Bewaffnung im Canton Bern u. in der ganzen Eidgenossenschaft. Bern 1823.
Koch, Karl. Über die Kriegsverfassung des Cantons Bern. Bern 1823.
Büren, R. v. Ansichten u. Gedanken über die beiden im Druck erschienenen Schriften den bernerschen Wehrstand betreffend. Bern 1823.
Bürki, Ratsherr. Ansichten über Veränderungen in der Organisation des Wehrstandes des Cantons Bern. Bern 1823.
Wyttenbach, F. A. Bemerkungen über die Kriegsverfassung des Cantons Bern von Hr. Art. Oberstlt. Carl Koch. Bern 1823.
Verordnung über die Miliz-Verfassung des Kantons Bern. Bern 1826.

Zschokke, Heinrich. Über einige wesentliche Mängel u. Verbesserlichkeiten des eidg. Heer- u. Kriegswesens. Schweizerisches Museum, 1. Jahrg. 1816 Bd. 1.
— Betrachtung einer großen Angelegenheit des eidg. Vaterlandes. Aarau 1824.
Thellung v. Courtelary, V. E. Versuch über Taktik u. Strategie. Leipzig 1819.
— Versuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der schweiz. Eidgenossenschaft. St. Gallen 1826.
Geigy, W. Versuch einer Darstellung des 5. eidg. Übungslagers bei Wohlen im Monat August 1828. Basel 1829.
Leemann, Heinrich. Abriß der Militär-Statistik der Schweiz. Bern 1839.
Uebel, Bruno. Kurs der Taktik u. Strategie u. Plan zur Verteidigung der Schweiz gegen Frankreich im Jahr 1838. Hg. von H. H. Vögeli, Zürich, Winterthur 1842.
Rudolf, J. M. Der kleine Krieg im Geiste der neuern Kriegführung. Zürich 1847.
Rüstow, Wilhelm. Die Lehre vom kleinen Kriege. Zürich 1864.
Iselin, A. und Hans Wieland. Ideen über Organisation und Taktik der Schweiz. Infanterie. Basel, Mai 1851.
Wieland, Hans. Die schweizerische Neutralität, pol.-mil. Studien. 2. Aufl. Basel 1866.

3. BASLER WIRREN

Heusler, Andreas. Ein Geschichtsblatt aus der Periode der Karlsbaderbeschlüsse (in H. Gelzers protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte), Bd. 31, 1886 I.)
Staehelin, Felix. Aus der Demagogenzeit. Zofinger Zentralblatt, Juni 1899.
Oechsli, Wilhelm. Zwei Denkschriften des Restaurators K. L. v. Haller über die Schweiz aus den Jahren 1824 u. 1825. (In Festgabe für Gerold Meyer v. Knonau, Zürich 1913.)
Burckhardt, Gedeon. Basels 21ster August 1831. Basel 1831.
Heusler, Andreas. Die Trennung des Kantons Basel, 2 Bde. Zürich 1839–42.
Baslerische Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls. 1826 ff.
Baseler Zeitung, Jahrg. 1831 u. 1832.
Appenzeller Zeitung, Jg. 1828 ff.
Bündner Zeitung, Jahrg. 1831 u. 1832.
Der aufrichtige u. wohlerfahrene Schweizerbote, Jg. 1831 u. 1832.
Der Vaterlandsfreund, Jg. 1831 u. 1832.
Schweizerischer Beobachter, Jg. 1831 u. 1832.
Schweizerischer Republikaner, Jg. 1831 u. 1832.

III. DARSTELLUNGEN UND NACHSCHLAGEWERKE

Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. 7 Bde. Neuenburg 1921–1934.
Schweizerisches Geschlechterbuch, 2. und 6. Band. 1907 u. 1936.
Tillier, Anton v. Geschichte der Eidgenossenschaft während der sog. Restaurationsepoche, Bd. 3, Zürich, Bern 1850.
Maag, Albert. Geschichte d. Schweizer Truppen im Kriege Napoleons I. in Spanien und Portugal (1807–14). 2 Bde. Biel 1892/93.

Oechsli, Wilhelm. Gesch. d. Schweiz im 19. Jh. Bd. 2, Leipzig 1913.
Dierauer, Johannes. Geschichte der schweizer. Eidgenossenschaft, Bd. 5, Gotha 1917.
Bonjour, Edgar. Geschichte der Schweiz im 19. u. 20. Jh. (In Gesch. d. Schweiz von Nabholz, v. Muralt, Feller, Bonjour, Bd. 2. Zürich 1931.)
Meister, Ulrich. Die Entwicklung der Schweizer Wehrverfassungen mit bes. Berücksichtigung des eidg. Militärreglements von 1817. Njbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1902.
Bernoulli, Carl Christof. Geschichte der Basler Militärbibliothek, als Einleitung zu deren Katalog von 1907.
Martin, Paul Edmond. Die eidg. Armee von 1815 bis 1914. (übers. v. H. G. Wirz). Bern 1923. Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 12.
Zschokke, Ernst. Die Schweizerische Offiziersgesellschaft 1833–1933. Zofingen 1933.
Fischer, Rudolf v. 100 Jahre Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. ASMZ Jan. 1934.
Ardant de Picq. Etudes sur le combat, 8e éd. Paris 1914.
(Bürkli, Adolf.) Niklaus Franz v. Bachmann an der Letz. Neujbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1882.
Brüderlin, Rudolf. Die drei Obersten Wieland. SA aus der ADB. Leipzig 1898.
Zschokke, Ernst. Oberst Joh. Nepomuk v. Schmiel. Aarau 1911.
Mayer, E. L'œuvre de Jomini et son influence. Bibliothèque Universelle (et revue Suisse), 129e année, jan. 1924.
Lecomte, Henri. Pro Jomini. Rev. militaire suisse 70/1925, Nr. 2.
Chapuisat, Ed. Le Général Dufour, Lausanne, Genf ect. 1935.
Schumacher, Edgar. Scharnhorst und sein Werk. Jena 1935.
Berli, Hans. Vom inneren Werden unserer Armee. In Festschrift für Ulrich Wille zum 60. Geburtstag, Zürich u. Leipzig 1937, S. 40ff.
Weiß, Otto. General Dufour als Heerführer. Bern 1939.
Paur, Max. Oberst Salomon Hirzel.... Neujbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1940.
Schumacher, Edgar. General Wille. Der Weg zur kriegsgenügenden Miliz. Zürich 1940.
— Gesammelte Schriften von General Ulrich Wille. Zürich 1941.
Ernst, Fritz. Generäle. Zürich 1942.
Hartmann, Benedikt. Oberstkorpskommandant Theophil Sprecher v. Bernegg, Generalstabschef der schweiz. Armee. 2. Aufl. Chur 1930.
Bernoulli, August. Basel in den Dreißigerwirren. Basler Neujbl. 1907–10.
Wieland, Alfred. Die militärischen Maßnahmen von Basel-Stadt in den Dreißiger Wirren des 19. Jahrhunderts. Basel 1911.
His, Eduard. Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts. Basel 1930.
Schweizer, Ed. Die Entstehung der Dreißiger Wirren im Kanton Basel. Basler Ztschr. f. Gesch. u. Altertumskunde Bd. 30 (1931) u. 33 (1934).

Burckhardt, Paul. Geschichte der Stadt Basel von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart. Basel 1942.
Scharfenort, v. Quellenkunde der Kriegswissenschaften für den Zeitraum 1740–1910. Berlin 1910.
Jähns, Max. Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland, 3. Abt. München, Leipzig 1891.
Caemmerer, R. v. Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jh. Berlin 1904.
Delbrück, Hans. Gesch. der Kriegskunst im Rahmen der pol. Gesch. 4. Teil, Neuzeit. Berlin 1920.
Feyler, Fern. Les critiques militaires du 19e siècle et la défense des territoires montagneux. Revue de Genève, août 1921 Nr. 14.
Boguslawski, A. v. Die Landwehr 1813–93, Berlin 1893.
Grandmaison, Geoffroy de. L'Espagne et Napoléon 1804–1812. 2 vol. Paris 1908.
Schraudenbach, L. Psyche u. Organisation des Volkskrieges untersucht am spanischen Freiheitskampf gegen Napoleon u. andern neuzeitlichen Volkserhebungen. Berlin 1926.
Fugier, André. Napoléon et l'Espagne 1799–1808, Paris 1930.
Ehrhart, A. Kleinkrieg. Potsdam 1935.
Allgemeine Schweizer. Militärzeitung, Mai 1939 Nr. 5:
Wirz, Hans Georg. Totale Landesverteidigung? Volkskrieg?
Hauser, M. Die neue Verordnung über die Hilfsdienste u. die kriegsrechtlichen Regeln über den Volkskrieg. (mit bibliogr. Angaben über die Guerilla-Diskussion seit Ehrhart).
Allgemeine Schweizer. Militärzeitung, Juli 1939 Nr. 7:
Schürch, Ernst. Volkskrieg! und Replik von Wirz, Eine Abwehr.
Schumacher, Edgar. Die Theorie des Kleinkrieges. Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen, Jahrg. 54/1942, Heft 1, 2.

ANMERKUNGEN

Orthographie. Wir haben die Schreibart der zitierten Stellen modernisiert (z. B. eigenthümlich zu eigentümlich, seyn zu sein, françois zu français), wo der Zweck der Zitate die altertümliche oder unkorrekte Schreibweise der Originale nicht nötig machte.

Abkürzungen:

UB = Universitätsbibliothek Basel.

StA = Staatsarchiv Basel-Stadt.

ArhCW = Privatarchiv von Dr. Hans Conrad Wieland, Basel, Freiestraße 72.

Die halbfetten Ziffern bedeuten Seitenhinweise.

Einleitung

1. Vgl. P. E. Martin (übers. v. H. G. Wirz), Die eidg. Armee von 1815 bis 1914. (Schweiz. Kriegsgesch., Heft 12, Bern 1925) **9**

2. Otto Weiß, General Dufour als Heerführer (Bern 1939) **9**

3. Als Beiträge Berufenerer vgl.:
Otto Weiß, a. a. O.;
Hans G. Wirz, General Ulrich Wille als Lehrer der Kriegswissenschaft. (Schw. Vierteljahrsschrift für Kriegswissenschaft 1925);
Robert Weber, General Ulrich Wille (Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft, Zürich 1926);
Edgar Schumacher, General Wille, der Weg zur kriegsgenügenden Miliz (Zürich 1940), sowie Gesammelte Schriften von General Ulrich Wille (Zürich 1941);
Fritz Ernst, Generäle (Zürich 1942);
Hans Berli, Vom inneren Werden unserer Armee (in Festschrift für Ulrich Wille zum 60. Geburtstag, Zürich und Leipzig 1937), S. 40 ff. **9**

4. Vgl. Ed. His, Basler Handelsherren des 19. Jahrhunderts (Basel 1929); Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts (Basel 1930); Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts (Basel 1941). **10**

5. R. Brüderlin, Die drei Obersten Wieland, SA aus der ADB, Leipzig 1898 (nicht im Handel, Basel UB). **11**

Kapitel I

1. Schweizerisches Geschlechterbuch, 2. Jahrg. 1907, S. 710 ff. und 6. Jahrg. 1936, S. 777 ff. **13**

2. Werner Kaegi, Machiavelli in Basel. SA aus der Basler Ztschr. f. Gesch. u. Altkde., Bd. 39, S. 49 f. **13**

3. Für Bürgermeister W^ siehe Ed. His, Basler Staatsmänner des 19. Jahrhunderts (Basel 1930), S. 35 ff. **13**

4. Hist.-Biogr. Lexikon d. Schweiz, Bd. VI, S. 271. **13**

5. His, S. 44. **15**

6. Von hier an stellen wir den biographischen Überblick hauptsächlich nach folgenden Quellen zusammen: **15**

Bis zur Rückkehr nach Basel

2, 1. «Souvenirs. Basle en l'année 1817.» mscr. StA, nicht paginiert; eigenhändige Erinnerungen Wielands, umfassen die Zeit von seiner Geburt bis zum zweiten Aufbruch von Basel 1813. Ein besonderes Manuskript über Kindheit und Jünglingsjahre, sagt er darin, sei nach 1807 leider verloren gegangen.

a, 2. Ein erster Teil dieser Erinnerungen (bis zu W's Verschickung nach England) von seinem Neffen Hans Wieland ins Deutsche übertragen und als «Erinnerungen eines alten Soldaten der ersten Kaiserzeit» mitgeteilt im Basler Taschenb., Jahrg. 12/1864. Den gleichen Text rückte Hans Wieland in die Schweiz. Militär-Zeitung ein, 1862, S. 166, 173, 181, 189, 197, 206, 214, 222, 230.

In Frankreich 1813/14/15

b. Joh. Wieland, «Die Schlacht bei Fère-Champenoise, in Verbindung mit dem Feldzuge vom Jahr 1814 dargestellt», in «Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit» (Aarau, Jahrg. 1822, Mai-Heft).

c. J'W', «Ein Wort der Wahrheit an die eidg. Waffenbrüder über die ausgestreuten Verleumdungen gegen die Person von Oberst Wieland». (Basel, 10.2.1831, mit zwei Nachträgen.)

Baslerjahre

d. J'W', «Wanderungen in Graubünden und Italien mit Rückblick und Vorblick». 1832, mscr. AHCW, nicht paginiert.

e. Em. Raillard (Pfr. zu St. Alban), Leichenrede bei der Beerdigung des Herrn J'W', 24.3.1832 zu St. Elisabethen (Basel, 1832).

f. «Correspondenz zwischen Hr. Oberst W' in Basel und Hr. Hauptmann von Tavel in Bern aus den Jahren 1821–27 über das Schweiz. Militärwesen». StA (enthält W's Originalbriefe an Tavel und einige wenige Abschriften von Tavels ersten Antworten. Alb. Maag schöpft in seiner «Geschichte der Schweizer Truppen im Kriege Napoleons I. in Spanien und Portugal (1807–14», 2 Bde., Biel 1892/93, die Angaben über J'W' aus (s. oben) a 2 und c. Vgl. vor allem Bd. II, S. 108 ff. und S. 523.

Oberstlt. Rud. Brüderlin stützt sich in «Die drei Obersten Wieland», SA aus der Allg. Deutschen Biogr., Leipzig, 1898 (nicht im Handel) für J'W' auf a, 1 und a, 2, c, e, auf Maag und auf Dr. C. Wieland, Die vier Schweizer Regimenter im Dienste Napoleons I. 1803–14 (Basler Neujbl. 1879).

7. Gebürtiger Freiburger, vgl. Histor.-biogr. Lexikon d. Schweiz. **20**
8. Wir folgen von hier an «Ein Wort der Wahrheit . . . » S. 23 ff. und «Die Schlacht bei F'-Ch'. . . » S. 196 ff. Ferner «Wanderungen . . . » Schlußkapitel. **22**
9. Raillard, S. 11 f., His, S. 44. **22**
10. Vgl. Dierauer, Geschichte d. Schweizer. Eidgenossenschaft, Bd. 5 (Gotha 1917), S. 376 **23**
11. His, S. 51. **23**
12. Wir folgen vor allem den «Wanderungen . . . », Abschnitt Rückblick. **23**
13. Vgl. «Rede gehalten bei der Trauung . . . » (Ms. AHCW). **24**
14. «Seinen Landesvätern und Waffenbrüdern gewidmet, Basel im Augustmonat 1821.» **24**
15. «Bestand und Geist des eidg. Kriegswesens . . . » (Bern 1821). **24**
16. Vgl. Neue Zürcher Zeitung 29.10. 1821, Beilage 18; Korr. mit Tavel 31.10.1821–26.11.1821 (StA); «Auszug der Einlage zur NZZ» (Ms. StA), «An die Redaktion der NZZ» (Ms. StA). **25**
17. W's Reaktion wurde ausgelöst durch 1. Lettres de Basle (à Basle chez tous les librairies, à Genève chez Paschoud, 1821), anonym, und

2. Un Genevois à l'auteur des Lettres de Basle (Genève, Paschoud 1821), anonym.

W's Antworten sind betitelt

1. Un mot sur les lettres de Basle et sur la réponse d'un Genevois par le Chevalier Wieland, Lieut. Col. de Basle (A Basle chez tous les librairies, à Genève chez Paschoud 1821).

2. Encore un mot sur Genève et sur le système défensif de la Suisse par le Chevalier Wieland . . . (Genf und Basel 1822). 25

18. Aarau, Jahrg. 1922. 26

19. Aarau, Jahrg. 1822, Dezember-Heft. 26

20. Damals von der Öffentlichkeit noch Jomini zugeschrieben. 26

21. La Suisse dans l'intérêt de l'Europe, Paris, janvier 1821. 26

22. Basel 1822. Vgl. zur Beurteilung, «Auszug der Einlage zur Neuen Zürcher Zeitung» vom 29.7.1822, (Ms. StA und «Auszug des Literaturblatts von Müllner» vom 1.10.1822, Ms. StA). 27

23. De la neutralité de la Suisse et des moyens de la maintenir (traduit de l'allemand, revu et augmenté par l'auteur, suivi de «La politique de la Suisse», traduction de l'anglais, et d'une lettre adressée de Paris à la Bibliothèque Universelle, concernant cet écrit, Genève, Paris 1823). 27

24. Wielands Schrift beigedruckt, s. Anm. 25. 27

25. Eidg. Abschied 1823, Beil. F., S. 5. 28

26. Protokolle der Basler Freiwilligen Militär-Gesellschaft, Sitzungsbericht vom 15.11.1823. (StA, Priv. Arch. 377 A, 2 Ms.) 28

27. «Der Krieg in Spanien: ein Überblick des letztern, mit Resultaten für den gegenwärtigen.» (Überl. z. Geschichte unserer Zeit, Jahrg. 1823, Sept.-Heft.) Der Herausgeber Zschokke bemerkte einleitend, wenn auch auf den politisch-prophetischen Teil kein besonderer Wert zu legen sei, so verdienten doch die militärgeschichtlichen Abschnitte alle Beachtung. 28

28. Abschied 1824, Beil. D, S. 5. 28

29. Abschied 1825, Beil. H und Brief W's aus Lugern bei Schwarzenbach an seine Frau vom 19.8.1824 (AHCW). 28

30. Basel 1824. Vorwort dat. 1823. 28

31. Vgl. Briefe an Tavel, 8.11.22, 13.12.22, 1.2.23, 21.8.23. 28

32. Vgl. «Militärische Anzeigen für Schweizer» vom 1.4.24 (StA), wo Entwürfe für die Schweighausersche Voranzeige des Werks und für Briefe, in denen W' dieses Generalquartiermeister Finsler in Zürich, Schultheiß v. Mülinen in Bern, dem Basler Kriegsrat und dem Basler Miliz-Inspektor Oberstlt. Müller ankündigt, in der Hoffnung, ihm möglichst rasche Wirkung zu sichern; ferner: Vorwort zur Erstausgabe, S. 2 und Vorwort zur zweiten, verbesserten und vermehrten Auflage («An das Schweizervolk» überschrieben), Basel 1825, S. III f. 29

33. Abschied 1825, Beil. D, S. 8. 29

34. Vgl. Briefe an Tavel vom 1.1. und 8.5.1824, 18.12 und 5.3.1825, 6.10.1826 und 31.1.1827. 30

35. Der erste Teil, das «Handbuch» und der zweite Teil «die Kriegsgeschichte» als «Schweiz. Militärbuch» bei Schweighauser, 3 Bde. (Basel 1824–27 und 1825–27). 30
Die «Kriegsgeschichte» durchgesehen und umgeändert von Hugo Richter als «Gesch. der Kriegsbegebenheiten in Helvetien und Rätien» 1868/69 und als

«Kriegsgesch. der Schweiz. Eidgenossenschaft bis zum Wiener Kongreß» 1879 ebenfalls bei Schweighauser. 30

36. «Mein Sommer 1826» («Reise in das Oberland; Lager bei Thun; Defileen des Leberberges; als Seitenstück zu der Fusspromenade durch das Schweizerland in militärischer Beziehung vom Jahr 1822. Ein freundliches Wort an die Waffenbrüder und an alle Eidgenossen von Oberst W'.») 30

37. Auftrag in Abschied 1827, Beil. D, S. 9. 31

38. «Réflexions sur les moyens défensifs de la Confédération Suisse, discours prononcé dans la réunion des officiers de l'Etat Major, du génie, et de l'artillerie, assemblés à Neuchâtel . . . ». 25.9. 1827 und Oktober desselben Jahres (StA). 31

39. «Denkschrift über die Vertheidigung des Gebietes von Neuenburg», 1827 (StA) 31
«Denkschrift über Vertheidigung der westlichen Grenzfronte der Eidgenossenschaft», Januar 1828 (StA). 31

40. Protokoll, 1. 10. 1827 (StA). 31

41. Siehe für W's Bündner Rekognoszierungen von 1829 und 1830 Abschied 1830, Beil. D, S. 6 und «Wanderungen . . . », Abschnitte II u. III (AHCW). 32

Kapitel II

1. Etudes sur le combat, 8ième éd. (Paris 1914), p. XI. 33

2. Wir entnehmen unsere Angaben dem ersten Teil der Souvenirs. 33

3. Wir entnehmen unsere Angaben dem ersten Teil der Souvenirs, vor allem dem Abschnitt über die Kriegführung in Spanien und dem gedruckten Aufsatz über den Krieg in Spanien. 34
Vgl. hiezu auch L. Schraudenbach, Psyche und Organisation des Volkskriegs untersucht am spanischen Freiheitskampf gegen Napoleon und anderen neuzeitlichen Volkserhebungen (Berlin 1926). Das Werk enthält eine gute Bibliographie zum Spanienkrieg. Ferner: Francisco de Goyas 85 Radierungen «Los desastros de la guerra», hg. vom Phaidon-Verlag (Wien 1937). 34

4. Schraudenbach, S. 13. 34

5. Souvenirs. 36

6. Die Angaben über den Krieg in Katalonien entnehmen wir hauptsächlich: 1. dem Anhang zur «Neutralität . . . », S. 83 ff.; 2. dem «Handbuch . . . », S. 250 ff. 37

7. «Neutralität . . . », S. 87. 38

8. «Handbuch . . . », S. 250. 38

9. «Neutralität . . . », S. 84. 38

10. Wir folgen für die spanischen Abschnitte den Souvenirs, für die Erfahrungen in Holland und Deutschland «Ein Wort der Wahrheit . . . », S. 24 f. und für 1814 der «Schlacht bei F.-Ch. . . . », S. 201 ff. 40

11. «Die Schlacht bei Fère-Champenoise», S. 202. 42

12. Wir folgen dem französischen Original der Souvenirs. Die Episode von Chaves auch detailliert nacherzählt bei Maag, a.a.O., II, S. 108–130. 43

13. «Ein Wort der Wahrheit . . . », S. 26. 43

14. «Wanderungen . . . », Schlußabschnitt. 44

15. Wir entnehmen unsere Angaben wieder den Souvenirs. 44

16. Brief an Tavel, 15.3.1822. 46

17. Angaben aus den Souvenirs. 46

18. Sperrung von uns. 47

19. «leurs chasseurs-carabiniers- patineurs, qui doivent être très adroits au tir du Stutzen et sont munis de longs

patins de bois et de fortes perches pour se porter avec célérité d'un point à l'autre sur la neige gelée et sur les lacs gelés dont tout le pays est couvert.» **47**

20. Karl von Clausewitz, Vom Kriege, von Fr. v. Cochenhausen leicht gekürzte Ausgabe in einem Band (Leipzig, Insel-Verlag, 1940), S. 274. **48**

21. Clausewitz, Vom Kriege, S. 229, 233. **48**

22. Vgl. R. v. Caemmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jh. Berlin 1904), S. 9 ff. und H. Delbrück, Gesch. der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, 4. Teil (Berlin 1920), S. 461 ff. **49**

23. Vgl. Caemmerer S. 16 und Delbrück IV, S. 477. **49**

24. «Neutralität . . . », S. 66. **49**

25. Souvenirs. **50**

26. Vom Kriege, S. 275. **51**

Kapitel III

1. Zitiert aus O. Weiß, General Dufour als Heerführer (Bern 1939), S. 28. **53**

2. *Vorgesehen:* «Manuel militaire ou abrégé de toutes les Ordonnances, Lois et Règlements concernant l'exercice et les manœuvres, le service de Place et de Campagne, la Police et la Discipline . . . de l'Infanterie», etc. **54**
Ausgeführt: Manuel militaire, concernant un abrégé de l'Ordonnance des Manœuvres du 1er Août 1791, avec une série de Commandements en Français et en Allemand ainsi que les Manœvres connues sous le nom de *manœuvres de convention*, dont l'usage est très fréquent à l'armée française et qui ne se trouvent pas dans la susdite Ordonnance.» (UB, Ms.) **54**

3. E. Raillard, Leichenrede bei der Beerdigung des Herrn J'W', 24. 3. 1832 (Basel 1832), S. 12. **54**

4. Protokolle der freiw. Mil. Ges. zu Basel, 1820–70. Vor allem die Sitzungsberichte 1823–28. (StA.) **54**
Vorträge an die Basler Mil. Ges. 1825–30, und 1828–30, 2 Bde. (Ms. UB). Für obige Angaben siehe Notizen zum 20. 12. 28, 21. 2. 29, Dez. 1830. **54**

5. Nach der Verteidigungsschrift des Privatdozenten für Geschichte Friedrich Kortüm in «Der Demagogen- und Bündnerkrieg . . . » (Ms. Juli–Dezember 1831, UB). **55**

6. a. Vgl. M. Jähns, Gesch. der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland, 3. Abt. (München, Leipzig 1891), § 38 ff. **55**
b. Am 19. 1. 1828 beschloß die Basler Mil. Ges. Anschaffung von Übersetzungen von Thukydides, Xenophon, Arian etc. **55**
Oberst Lichtenhahn schreibt in Moritz v. Sachsens Rêveries (UB, Mil. Bc72) Randbemerkungen aus Vegez, Plutarch und Thukydides. **55**

7. Aus einer Liste in «Notes militaires Nr. 1» (Ms. UB). **55**

8. Siehe «Wanderungen . . . », erste und zweite Reise in Bünden. **55**

9. Aus «Notes mil. Nr. 1» und andern Notizen. Bezieht sich vorzüglich auf:
Feuquières, Mémoires hist. et mil. (Amsterdam 1735); **55**
Puységur, Art de la Guerre, 2 vol. (Paris 1749); **55**
Maurice Comte de Saxe, Mémoires sur l'art de la guerre (ou Rêveries, nouv. éd. (Dresde 1757). **55**
H.E.H. Lloyd, Histoire de la guerre d'Allemagne pendant les années 1756 et suivantes, trad. Roux-Fazillac. 2 vol. (Paris 1803); **55**
I.A. de Guibert, Essai général de tactique (London 1770/72, 1773, 75); **55**

– Défense du système de guerre moderne, 2 vol. (Neuchâtel 1779); **55**

Nähere Angaben über all diese Autoren bei Jähns.

D.H. v. Bülow, Der Geist des neuern Kriegssystems (Hamburg 1799). **55**

v. Valentini, Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen (Berlin 1799).

– Abhandlung über den Krieg in bezug auf große Operationen, 3 Bde. (Berlin 1821–24). **55**

10. 12 Bändchen (Ms., UB, Mil. H VI 9–20). **55**

11. Werke von Jomini und Erzherzog Karl, siehe Anm. 30, 32. Im übrigen meinen wir vor allem:

Napoléon, Mémoires.

v. Decker, Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit (Berlin 1817); **56**

– Der kleine Krieg (Berlin, Posen 1822, 2. Aufl.); **56**

v. Bismarck, System der Reiterei (Berlin, Posen 1822); **56**

– Vorlesungen über die Taktik der Reiterei (2. Aufl. Karlsruhe 1819); **56**

Duhesme, Essai sur l'infanterie légère ou traité des petites operations de la guerre (Paris 1814); **56**

Auracher v. Aurach, Vorlesungen über die angewandte Taktik oder eigentliche Kriegswissenschaft (4 Bde., Wien 1812/13); **56**

de Chambray, De l'infanterie (Paris 1824); **56**

Rogniat, Considérations sur l'art de la guerre (Paris 1816); **56**

Carnot, De la défense des places fortes (Paris 1812); **56**

Dufour, Mémorial pour les travaux de guerre (Genève 1820); **56**

– De la Fortification permanente (Genève 1822); **56**

Carrion-Nisas, Essai sur l'histoire générale de l'art militaire . . . 2 vol. (Paris 1824); **56**

Mathieu Dumas, Précis des événements militaires ou essai historique sur les campagnes de 1799 à 1814, 27 vol. (1806 ss.). **56**

12. Siehe UB, Mil. H VI 16. **56**

13. v. Valentini, Fragmente, vorzüglich in Beziehung auf den kleinen Krieg und leichte Truppen. 2. Aufl. (Berlin 1802), S. 1. **57**

14. v. Decker, Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit (Berlin 1817), S. 349. Von einer Volkserhebung auf feindlicher Seite sagte er allerdings, es gebe, falls diese nicht durch Güte zähmbar sei, nur zwei Mittel: «Vernichtung des ganzen Volkes, oder Bändigung desselben durch Kolonnen» (Militärkolonien), ebenda. **57**

Für die feinere Scheidung der Auffassungen von Kleinkrieg und Volkskrieg, auf die wir hier nicht eintreten können, vgl. Edgar Schumacher, Die Theorie des Kleinkriegs (Schweiz. Monatsschr. f. Of. aller Waffen, Jahrg. 54, 1942, Heft 1, 2.) **57**

15. Die allmähliche Erfassung der spanischen Guerillabanden durch ein Zentralkommando klar herausgearbeitet bei Schraudenbach, a.a.O. **57**

16. «. . . Kriegsbegebenheiten . . . », S. 397. **57**

17. Vgl. v. Boguslawski, Die Landwehr 1813–93 (Berlin 1893). **57**

18. «Neutralität . . . », S. 69. **58**

Vgl. auch Moritz v. Sachsens Meinung über das Problem Plotonfeuer-Nahkampf: «Si la dernière guerre avoit

duré encore quelque temps, l'on se seroit battu indubitablement de part et d'autre à l'arme blanche, parceque l'on commençoit à connoître l'abus de la tirerie, qui fait plus de bruit que de mal, et qui fait tousjours battre ceux qui s'en servent.» Das Handgemenge nur wirke entscheidend. «C'est là ou il se tue du monde, et c'est le victorieux qui tue.» Mémoires sur l'art de la guerre, nouv. éd. (Dresde 1757), p. 44, 46. 58

19. Notes mil. Nr. 1. 58

20. Carnot, De la défense des places fortes (Paris 1812), p. 431 ff. 58

21. v. Valentini, Fragmente . . . , S. 2. 58

22. v. Bülow, Geist des neuern Kriegssystems, 2. Aufl. (Hamburg 1805), S. 206. 59

23. Ebenda, S. 236. 59

24. Vgl. zum Übrigen über Bülow R. v. Caemmerer, a.a.O., S. 2 ff. 59

25. Hauptexzerpte dazu in «Notes mil. Nr. 3». Über Rückzugsrichtung in «Handbuch . . . », 2. Aufl. S. 147 59

26. Traité de grande tactique, ou Relation de la guerre de sept ans, extraite de Tempelhof, commentée et comparée aux principales opérations de la dernière guerre, avec un recueil des maximes les plus importantes de l'art militaire, justifiées par ces différents événements. 4 vol. (Paris 1804–09). 59

27. E. Mayer, L'œuvre de Jomini et son influence (Bibliothèque universelle, 129ième année, janvier 1924, p. 54). 60

28. Geschichte d. Kriegskunst, IV, S. 528. 60

29. Aus R. v. Caemmerer, S. 43 u. S. 22 ff. 60

30. Histoire des guerres de la Révolution . . . 15 vol. (Paris 1820–1824). 60
Die Bibliographie der sich sehr kompliziert folgenden Jomini-Publikationen bei H. Lecomte, Pro Jomini. Rev. mil. suisse, 1925, Nr. 2, p. 49–56. 60
Vgl. auch Paur, Leben und Werk Jominis (Njbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1937). 61

31. «Encore un mot sur Genève . . . », Titelblatt. «Notes mil. Nr. 4 und 6». 61

32. Erzherzog Karl, Grundsätze der Strategie, 3 Bde. (Wien 1813). 61
– Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz, 2 Bde. (Wien 1819). 61

33. Vgl. Caemmerer, S. 45 ff. 61

34. Feldzug 1799, II, S. 360. 61

35. Delbrück, IV, S. 504. 61

36. «Kriegsbegebenheiten . . . », II, S. 248. 61

37. «Notes mil. Nr. 2», enthält mit «Notes mil. Nr. 5» die wichtigsten Exzerpte aus Erzherzog Karl. 62

38. «Notes mil. Nr. 5». 62

39. «Kriegsbegebenheiten . . . », II, S. 72, 121 ff., 171, 184 ff. 62

40. Karl von Clausewitz, Politische Schriften, hg. von A. Rothfels (München 1922), S. 131. 62
Jomini seinerseits beurteilte Clausewitz mit bedauerndem Achselzucken. Unter anderem äußerte er sich so: «Quant à moi, je l'avoue, je n'ai su trouver dans ce savant labyrinthe (Clausewitz' Schriften nämlich) qu'un petit nombre d'idées lumineuses et d'articles remarquables . . . » – «Les ouvrages de Clausewitz ont été incontestablement utiles, quoique souvent ce soit moins par les idées de l'auteur que par les idées contraires qu'il fait naître.»
Eine Welt trennt die beiden.
Vgl. Jomini, Précis de l'art de la guerre, 2 vol. (Paris 1838): I, p. 21, 32, wo noch andere Stellen über Clausewitz.

41. Der Ausdruck ist Ardant du Picq entlehnt. 63

42. Joh. v. Müllers sämtliche Werke, Bd. 28 (Stuttgart, Tübingen 1834), S. 74 ff. Dort auch Angaben über Entstehung der Fragmente.

43. Für die Herkunft des Obigen siehe Vorrede der Fragmente und die Aphorismen Nr. 2, 11, 19, 22, 25, 37, 48, 55, 62, 67, 68, 77, 78, 79, 88.

44. «Über einige wesentliche Mängel und Verbesserlichkeiten des eidg. Heer- und Kriegswesens» (Schweiz. Museum, 1. Jahrg. 1816, Bd. 1, S. 126 ff.). Anfang 1815 aufgesetzt und einzelnen Offizieren verteilt. 65

45. S. 128. 65

46. Vgl. «Kriegsbegebenheiten . . . », I, S. 108; Korr. mit. v. Tavel 1. 1. 1824; «Mein Sommer . . . », S. 80 usw. 66

47. «Kriegsbegebenheiten . . .», I, S. 101. 66

48. «Neutralité . . . », p. 109; «Handbuch . . . S. 466 ff.

49. «Kriegsbegebenheiten . . . », I. 66

50. Bern, 1821, anonym. 67

51. Paris, Januar 1821, anonym. 68

52. Sebastiani sagte: « . . . le temps n'est plus ou l'on pouvait confier à une puissance secondaire, mais brave, une portion importante de nos frontières de l'est. Tous ceux qui ont quelque connaissance de la grande guerre, savent aujourd'hui que si la France se trouvait engagée dans une guerre sérieuse avec l'Allemagne elle se verrait forcée d'occuper par ses troupes cette même puissance, afin de se rendre maîtresse des versants du Rhin et du Danube, et de couvrir ses frontières, en menaçant celles de l'ennemi ». Siehe Pictet, p. 1. 68

53. Bis hieher nach Pictet, S. 9 ff., 17 ff., 31, 36, 44 f., 76 ff. 68

54. p. 79. 69

55. p. 105 ff. 69

56. Vgl. S. 119 «La Suisse ne saurait tenter un conquérant; et sa possession serait infiniment moins avantageuse, comme poste militaire, à l'un ou à l'autre des deux Etats voisins, que ne leur est sa neutralité.» «Toutefois, il faut que cette neutralité soit réelle, effective et solide.» 69

57. «Einige Worte . . . ». Die Figur des Hauptmanns Emmanuel Rudolf v. Tavel (1788–1840) ist uns durch Mitteilungen von Dr. H.G. Wirz erst kurz vor Drucklegung näher bekanntgeworden. Zutiefst verankert in der Tradition des Berner Patrizierregiments blieb er Zeit seines Lebens ein Feind der Revolution und der liberalen Ideen. Seine tiefe Abneigung gegen das öde Wesen stehender Truppen holte er sich 1814–19 in holländischen Garnisonen. Wenn er vom Milizen sprach, schwebte ihm das Bild des loyalen Oberländers von 1798 vor. 1831 legte er als Oberamtmann von Frutigen Amt, Ratskandidatur und Offiziersgrad nieder und zog sich mit seinen Standesgenossen von der Leitung der Staatsgeschäfte zurück. Mit Wieland verband ihn die gemeinsame Liebe zur eidgenössischen Nation und ihrem Wehrwesen. In ihrer Beurteilung Napoleons aber unterschieden sie sich aufs schärfste. Tavel hat denn auch die älteren und die militärischen Partieen der «Kriegsbegebenheiten . . . » gerühmt, gegen die Darstellung des Neuesten aber, besonders des Neutralitätsbruchs von 1813, seine Verwahrung eingelegt. Mit dem Erscheinen der «Kriegsbegebenheiten . . . » bricht die Korrespondenz zwischen dem Basler und dem Berner ab.

Vgl. hiezu Schweiz. Geschlechterbuch II (1907), S. 555 ff., VI (1936), S. 697 ff. Neues Berner Taschenbuch auf 1932 (Jahrg. 37), S. 1–42; Erich Gruner, Das bernische Patriziat und die Regeneration (Diss. phil. I, Bern 1943), S. 161; 163, 303, 322, 330 ff. Ferner die hochinteressanten, unveröffentlichten Akten im Tavel-Archiv in Bern (Staatsarchiv Bern). 69

58. «Neutralität . . . ». 69

59. «Kriegsbegebenheiten . . . », II, S. 426. 72

Kapitel IV

1. Basle en l'année 1817 (StA). 73

1a. Vgl. den korrekten Text bei Schiller, Wallensteins Lager, 7. Auftritt. 73

2. Souvenirs. 77

3. «Skizze einer Reise . . . », S. 545. 77

4. «Skizze einer Reise . . . », S. 541. 77

5. «Mein Sommer . . . », S. 32. 77

6. «Skizze einer Reise . . . », S. 347. 77

7. Ebenda, S. 544. 78

8. Beide Zitate aus «Krieg in Spanien . . . », S. 395 f. 78

9. Souvenirs. 78

10. «Mein Sommer . . . », S. 29. 78

11. «Skizze einer Reise . . . », S. 342. 78

12. «Mein Sommer . . . », S. 28 ff. 78

13. Ebenda, S. 111. 79

14. Souvenirs. 79

15. AHCW. 80

16. Vgl. «Mein Sommer . . . », S. 28 ff. 80

17. Souvenirs. 80

18. Souvenirs, Schlußpassus. 80

19. «Mein Sommer . . . », S. 109. 80

20. «Skizze einer Reise . . . », S. 535. 81

21. «Mein Sommer . . . », S. 3. 81

22. Ebenda, S. 23 und 91. 81

23. Souvenirs. 87

24. «Die Schlacht bei F'-Ch'. . . », S. 205. 82

25. An die Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung 1. 11. 1821 (StA). 82
Vgl. auch «Mein Sommer . . . », S. 76. «Blitz und Sternen! ich, eine gesunde Kritik, eine Berichtigung meiner Vorschläge und Ansichten fürchten! nein; im Gegenteil such und provoziere ich dieselbe aus allen Kräften . . . », um das öffentliche Interesse zu stacheln, um die Diskussion zu entflammen, die allein die Wahrheit gebäre. 82

26. Beide Zitate aus «Notes mil. Nr. 3». 83

27. «Skizze einer Reise . . . », S. 538. 83

28. Ebenda S. 347. 83

29. Ebenda S. 543 f. 83

30. «Mein Sommer . . . », S. 101. Die andern Zitate aus den Souvenirs. 84

31. In einem Vortrag an eine Offiziersversammlung in Neuenburg, Herbst 1827 (StA). 84

32. Nach Oberst M. Paur, «Oberst Salomon Hirzel», Njbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1940, vor allem S. 29, 45 ff. und 50 f. 85

33. «Ein Wort der Wahrheit . . . », S. 28. 85

34. «Wanderungen . . . », Abschnitt «Rückblick». 86

35. Neben dem früher erwähnten Hinweis von His, Wieland habe sich mit der Absicht getragen, in russische Dienste überzutreten, bemerkt W. Vischer in «Basel in der Zeit der Restauration . . . 1814–30» I (83. Basler Neujbl. 1905, S. 19); «Bei Vergebung der (Offiziers) Stellen (anläßlich der Kapitulation von Schweizertruppen an das bourbonische Frankreich 1816) wurde Basel nicht bedacht, wie man erwartete. Oberstleutnant J'W', der Sohn des Bürgermeisters, der unter Napoleon mit Auszeichnung gedient hatte,

fand keine Berücksichtigung trotz dem bei der Bewerbung beigefügten österreichischen Freiherrntitel, der aber vielleicht in Frankreich gerade nicht als Empfehlung diente.» Auch diese Absicht wird in W's Nachlaß mit keinem Wort erwähnt. Da wir Vischers Quelle nicht kennen, müssen wir die Frage offen lassen. **86**

36. «Mein Sommer . . . », S. 77 f. **87**

Kapitel V

1. Vgl. Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 12: P. E. Martin, Die eidgenössische Armee von 1815 bis 1914 (übersetzt von H. G. Wirz);
   W. Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bd. 2 (Leipzig 1913), S. 435–456;
   Joh. Dierauer, Gsch. d. Schw. Eidgenossenschaft, Bd. V Gotha 1917), XII. Buch;
   E. Gagliardi, Gsch. der Schweiz, Bd. II (Zürich 1937), S. 1256–1267 und 1270 ff;
   E. Bonjour, Gsch. d. Schweiz im 19. u. 20. Jahrh. (Zürich 1937), S. 78–91, und die Hinweise in den folgenden Anmerkungen. **90**
2. Was im Folgenden an sachlichen Angaben nicht mit einer besonderen Anmerkung versehen ist, aus Martin S. 6–15. **90**
3. Vgl. Ulrich Meister, Die Entwicklung der Schweizer Wehrverfassungen, mit besonderer Berücksichtigung des eidg. Militärreglements von 1817 (Njbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1902), S. 6–18. **91**
4. Verhandlungen und Geschichte der helvetischen Militärgesellschaft, 1779–88 und weiter bis 1796 (Basel 1788 ff.), S. 12 und 14 des Protokolls von 1796. (Interessant das Anwachsen des nichtpatrizischen Elements in der Mitgliederliste). **91**
5. Meister, S. 19. **92**
6. Meister, S. 19. **92**
7. Bern 1804. **92**
8. Zürich 1807. **93**
9. Exerzier- und Dienst-Reglement für die eidg. leichten Truppen, 1. Teil (Zürich 1806). **93**
10. Meister, S. 22. **94**
11. Bericht des Herrn Oberbefehlshabers, General v. Bachmann, über seine Verrichtungen, vom 31. März 1816 (Abschied 1817, 2. Ausgabe, Anhang Litt. D III), S. 21–28. Ebenda auch der sich mehr mit dem Materiellen beschäftigende Bericht Oberstquartiermeister Finslers. **95**
12. Wir folgen Martin, S. 17–23, wo nicht auf andere Unterlagen hingewiesen ist. **98**
13. Oechsli, II, S. 446. **98**
14. Vgl. Bundesvertrag 1815, ß 2, 3 und 8 letzter Absatz. **98**
15. Martin, S. 20. **99**
16. Quart-Ausgabe, Bern 1817; Oktav-Ausgabe, Zürich 1818. Das Reglement ist eingeteilt in einen einleitenden Abschnitt, «Allgemeine Grundlagen», einen 1. Teil, «Bestandteile der Bundesarmee und der Militärbehörden», und einen 2. Teil, «Organische Bestimmungen». Die folgenden Belegstellen sind den Artikeln 1–14 des allgemeinen und den §§ 13, 16, 20, 29–34, 39 und 87 des speziellen Teils entnommen. **99**
17. Wo keine andere Herkunft angemerkt ist, folgen wir wieder Martin, S. 24–30. **103**
18. Abschied 1826, Beil. Litt. D, S. 9. Die Militäraufsichtsbehörde berichtete jähr-

lich ausführlich über den Stand der Rüstung im allgemeinen, über die Inspektionen in den Kantonen, die Militärschule in Thun, die Übungslager, den Stand der topographischen Arbeiten und die Verwendung von Geldern aus der eidg. Kriegskasse. Vgl. die Beilagen zu den betr. Abschieden. **103**

19. H. Leemann, Abriß der Militärstatistik der Schweiz (Bern 1839), S. 225. **103**

20. Vgl. UB Mil Ec 154: Basler militärische Vorschriften von 1817 ff., enthaltend:
Gesetz über die Militärorganisation des Kantons Basel 4.2.1817;
Verordnung über die Landwehr-Infanterie 5.11.1817;
Verordnung über Kompagnie- und Korps-Org. d. Auszüger 9.10.1817;
Kundmachung wegen der Organisations-Musterungen der Landwehr 27.1.1818 etc. etc. **104**

21. Vgl. z. B. Militär-Organisation für d. Kt. Aargau vom 27.12.1816;
Gesetz betr. die neue Militärorganisation des Standes Zürich, 1816;
Organisation militaire du Canton de Vaud, 1819–1820;
Militär-Reglement für d. Kanton Appenzell A.Rh. 1827. **105**

22. Otto Weiß, General Dufour als Heerführer, S. 20. **106**

23. Die Beilagen zu den Abschieden enthalten ausführliche Berichte über die Übungslager. Die beste, uns bekannte private Schilderung ist der «Versuch einer Darstellung des 5. eidg. Übungslagers bei Wohlen im Monat August 1828» von Stabshauptmann W. Geigy, dem Adjutanten Wielands. Basel 1829. **106**

24. Vgl. Oechsli II, S. 446, und «Sammlung der Gesetze und Verordnungen die eidg. Kriegsverfassung betreffend», in der das Reglement von 1817 und die Gesetze über die Rechtspflege enthalten sind.
Reglement für die eidg. leichte Infanterie (Zürich 1821);
Reglement für die eidg. Scharfschützen (Zürich 1822);
Reglement für die eidg. Kavallerie (Zürich 1823);
Anleitung für den Generalstab der eidg. Bundesarmee (Luzern 1823);
Exerzier-Reglement für die eidg. Inf. 1823, Heft 1–3 Ausg. 1826);
Reglement für die eidg. Kriegsverwaltung, genehmigt 1828 (Ausg. 1831). **107**

25. Vgl. Oechsli II, S. 450, und vor allem den Bericht der Militär-Aufsichtsbehörde über die trigonometrischen Vermessungen der Schweiz in der Beilage des Abschieds von 1823. Auch abgedruckt in Schweizerische Jahrbücher, 1. Jahrg. 1823 (Aarau), Bd. IV, S. 681 ff. **107**

26. Abschied 1822, Beil. Litt. D, S. 8. **108**

27. Abschied 1830, Beil. Litt. D, S. 6 f. Hier überhaupt, S. 5 ff., ausführliche Zusammenfassung der im Laufe der Restaurationsjahre unternommenen Rekognoszierungen. **108**

28. So Clausewitz über Preußen 1805. In «Politische Schriften und Briefe», hg. von A. Rothfels (München 1922), S. 4. **109**

29. «Neutralität», Vorwort. **109**

30. «Neutralité», S. VII, note du traducteur. Wir glauben auf Pictet selbst schließen zu dürfen, da der Tenor des einleitenden Textes Stil und Gedankenführung des «La Suisse dans l'intérêt de l'Europe» auffallend ähnelt. **109**

31. Vgl. z. B. die Schilderung des Offiziersfestes von Langenthal am 18.

Juli 1822 bei Oechsli II, S. 453. **109**

Vgl. über das Schützenwesen sowohl Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 11 (Bern 1917): H. Merz, «Das Schießwesen in der Schweiz», als auch die Statuten des Schweizer Schützenvereins von 1824.

Zur außerdienstlichen Weiterbildung der Offiziere:

Ernst Zschokke, Die Schweizer. Offiziers-Gesellschaft 1833–1933 (Zofingen 1933), vor allem S. 17 ff.

32. Vgl. «Zwei Denkschriften des Restaurators K. L. v. Haller über die Schweiz aus den Jahren 1824 und 1825», mitgeteilt von W. Oechsli in der Festgabe für Gerold Meyer von Knonau (Zürich 1913), S. 413 ff., die Zitate S. 421 ff. Haller war damals Publizist im französischen Ministerium des Auswärtigen. **110**

33. Über die Kriegsverfassung des Cantons Bern (Bern 1823), S. 1–20, die Zitate auf S. 9 und 11. **110**

34. La Suisse dans l'intérêt de l'Europe, p. 107 s. **111**

35. Thellung de Courtelary, Versuch über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der Schweiz. Eidgenossenschaft (St. Gallen 1826), S. 413. Vgl. auch den 30 Jahre später gefallenen Ausspruch von Johannes Wielands Neffe Oberst Hans Wieland in «Die schweizerische Neutralität» (Basel 1866), 2. Aufl., S. 56. «Die reine Neutralität kann daher bedenklich unfruchtbar werden, wenn sie aus Gespensterseherei die eigenen Interessen beiseite setzt.» **111**

36. Zusammengedruckt mit der französischen Ausgabe von Wielands Neutralitätsschrift (Genf und Paris 1823). Die zitierte Stelle S. 198. **111**

37. Vgl. ebenda Wielands Reaktion auf die englische Zumutung S. 147 f. Pictet «est accusé de faire de la Suisse une tortue en temps de paix et un porc-épic en temps de guerre». **112**

38. La Suisse dans l'intérêt de l'Europe, p. 114 s. **112**

39. Lettre à l'auteur de «la Suisse dans l'intérêt de l'Europe». (Basel 1821), S. 256 von Band Mil Aa 46 der Basler UB. **112**

Vgl. auch «Ansichten eines eidg. Milizoffiziers über den fremden Kriegsdienst der Schweizer im Allgemeinen und insbesondere über die von der Krone Neapel den h. Ständen der Eidgenossenschaft angetragene Militärkapitulation», Zürich 1824, als Gegenstück zu; «Ansichten eines gedienten Militärs über den Dienst der Schweizer im Auslande» von C. A. Jenni, Bern 1824. **112**

40. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der sog. Restaurationsepoche (Zürich, Bern 1850), Bd. 3, S. 299. **112**

41. S. 8, 12. **113**

42. Ebenda, S. 18, 20. **113**

43. «Neutralité . . . », préface du traducteur, p. V. **113**

44. Feyler, Les critiques militaires du 19e siècle et la défense des territoires montagneux (Revue de Genève, août 1921, Nr. 14), S. 152. Wir können nicht untersuchen, was für Gründe die Wandlung der strategischen Bewertung im Laufe des 19. Jahrh. bewirkt haben und welche der beiden Anschauungen die richtige ist. Auch entnehmen wir Feyler nur das Dokumentarische und distanzieren uns von seinen Schlußfolgerungen für die Moderne, in denen er glaubt, auch der Schweiz seiner Zeit vom Reduit-

Gedanken abraten und die offene Feldschlacht empfehlen zu müssen. 114

45. Die schweizerische Neutralität, 2. Aufl. (Basel 1866), S. 8. 114

46. Feyler, S. 152. 114

47. Taktik der Neueren (Leipzig 1805), S. 642. 114

48. Wir folgen der Darstellung Feylers, der seine Zitate genau belegt. Vgl. für die Haltung Erzherzog Karls und Jominis S. 157 ff., für das Urteil Clausewitzens S. 161 ff., sowie Carl v. Clausewitz, Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz, 2 Bde. (Berlin 1833): II, S. 377 ff., 386 ff., 389 ff. 114

49. Feyler, S. 163 und ff. 116

50. Lettre à l'auteur de la Suisse dans l'intérêt de l'Europe (Basel 1821), in Bd. Mil Aa 46 der UB, S. 240 und 243 ff. 117

51. Abschied 1826, Beil. Lit. D S. 8. 117

52. Nach B. van Muyden, La Suisse sous le Pacte de 1815, I, S. 415. 117

53. Koch, Anm. 33. 118

Hptm. E.R.v.Tavel «Etwas zu Gunsten der allgemeinen Bewaffnung im Kanton Bern und in der ganzen Eidgenossenschaft» (Bern 1823).

Ratsherr (Samuel) Bürki. «Ansichten über Veränderungen in der Organisation des Wehrstandes des Cantons Bern.» (Bern 1823).

R. v. Büren, «Ansichten und Gedanken über die beyden im Druck erschienenen Schriften (von Koch und Bürki) den bernerschen Wehrstand betreffend» (Bern 1823).

Fr. Alb. Wyttenbach, «Bemerkungen über die Kriegs-Verfassung des Kantons Bern von Herrn Art. Obristlt. Carl Koch.» Bern 1823.

54. Première et seconde Epitre d'un Suisse à ses concitoyens (Lausanne 1822). Vgl. S. 8 des ersten und S. 5 ff. u. 11 des zweiten Briefs. 118

55. Heinrich Zschokke, Betrachtung einer großen Angelegenheit des eidgenössischen Vaterlandes (Aarau 1824), S. 9 ff., 12, 23, 24. 118

56. Observations sur le système militaire suisse, trois suites (Lausanne 1823), S. 10 ff., S. 20 ff. («l'esprit de l'armée fédérale n'a rien de commun avec les armées permanentes»). 1ère suite p. 7, 2de suite p. 3, 3ème suite p. 42. 119

57. V.E.Thellung von Courtelary, Obristlt. in königl. niederl. Diensten, Versuch über Taktik und Strategie (Leipzig 1819). 119

58. Carl Stuber, Die Vorteile einer aufzustellenden gemeineidgenössischen stehenden Armee (Bern 1826). 119

59. Koch, a.a.O., S. 23, 30, 34, 38 ff., 42, 67 ff. 121

60. v. Tavel, a.a.O., S. 3, 6 ff., 12, 17 f., 21, 22, 23. 122

61. Bürki, a.a.O., S. 3, 11, 18. 122

62. v. Büren, a.a.O., S. 5, 6, 34 f., 42. 123

63. Wyttenbach, a.a.O., S. 4, 19, 23, 44. 123

64. Vgl. Beilagen zur NZZ vom 14.7., 21.7. und 28.7.1823. 123

Ferner Verordnung über die Milizverfassung des Kantons Bern (Bern 1826), in der unter die Diskussion von 1823 der offizielle Schlußstrich gezogen war. Sie schuf 8 Militärkreise, von denen jeder seine Auszüger-, Reserve- und Landwehrkontingente stellte. Die Dienstpflicht lief vom 20. bis zum 40. Altersjahr. Die Auszüger (12 Dienstjahre Auszug) bestimmte das Los. Sie wurden vom Staat ausgerüstet und bewaffnet. Dispensierte, Beamte und unabkömmliche Berufe zahlten in vier

Steuerklassen Militärpflichtersatz. Die Ausbildung der Scharfschützen lag den Amtsschützengesellschaften ob. Die Auszüger hatten eine Rekrutenschule, dann nur noch kurze Ergänzungsmusterungen zu passieren. Die Landwehr übte an 10 Trüllsonntagen, etc. etc. 123

Kapitel VI

1. Nach Wieland der «Wahlspruch eines wackern Offiziers und bekannten Militärschriftstellers». «Mein Sommer», S. 82. 127
2. «Mein Sommer», S. 76 f. 127
3. S. III, vgl. auch Handbuch (1. Aufl.), S. 2. 128
4. Vortrag an eine Offiziersversammlung in Neuenburg (Ms. StA.) 128
5. «Kriegsbegebenheiten . . . », I, S. 499. 129
6. Von Wieland zitiert, «Skizze einer Reise . . . », S. 548. 129
7. «Handbuch . . . », S. 264. 129
8. «Handbuch . . . », S. 504. 129
9. Ebenda. 129
10. Aus einem Bericht Wielands über die Musterung der Basler Truppen auf dem Pratteler Felde, abgedruckt aus den «Basler Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls» vom 14.9.1827 in der Allg. Militär-Zeitung, Jahrg. 2, 1827, Dezember-Heft, Nr. 12, S. 16 (Leipzig und Darmstadt 1827). 129
11. «Handbuch . . . », S. 14. 129
12. «Handbuch . . . », S. 15, und 2. Aufl., S. IV. 130
13. Vgl. «Handbuch . . . », S. 42 f. 130
14. «Handbuch . . . », S. 13. 130
15. Vgl. «Neutralität . . . », Vorwort, und «Mein Sommer . . . », S. 125. 130
16. «Handbuch . . . », S. 3. 131
17. Ebenda, S. 502. 131
18. «Neutralität . . . », Vorwort. 131
19. «Handbuch . . . », S. 217. 131
20. «Neutralität . . . », S. 33. 131
21. «Handbuch . . . », S. 14. 132
22. «Handbuch . . . », 2. Aufl., S.V. 132
23. «Kriegsbegebenheiten . . . », II, S. 427. 132
24. «Einige Worte . . . », S. 12. 132
25. Ebenda, S. 50. 132
26. «Handbuch . . . », S. 10. 133
27. Ebenda, S. 6. 133
28. Brief an Tavel, 16.1.1822 (StA.). 134
29. «Einige Worte . . . », S. 10. 134
30. «Handbuch . . . », S. 4. 134
31. «Einige Worte . . . », S. 12. 134
32. «Handbuch . . . », S. 41. Vgl. zur Landwehrfrage General Willes Stellungnahme. Gesammelte Schriften, S. 72 ff., S. 92 ff. 135
33. «Einige Worte . . . », S. 6. 135
34. «Handbuch . . . », S. 242. 135
35. «Etudes sur le combat», p. 83. 135
36. «Einige Worte . . . », S. 13. 136
37. «Handbuch . . . », S. 39. 136
38. «Neutralität . . . », S. 34. 136
39. «Handbuch . . . », S. 473 f. 137
40. «Handbuch . . . », S. 3. 137
41. General Wille schrieb z. B. «Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß wir eine «nationale Taktik, ‚nationale' Anschauungen über Truppengebrauch und Truppenausbildung haben sollen; solcher Glaube führt auf ins Verderben führende Irrwege . . . ». Ges. Schr. S. 330. 138
42. Vgl. als Belegstellen unter vielen anderen: 139
«Einige Worte . . . », S. 16 ff., 38 ff.
«Betrachtungen über . . . », S. 3.
«Handbuch . . . », S. 52 ff., S. 115 ff.
43. Brief an Tavel, 16.1.22 (StA). 139
44. «Kriegsbegebenheiten . . . », II, S. 420. 140

45. Ebenda. Vgl. auch Anhang 2 des Handbuchs: «Über den Dienst des eidgenössischen Generalstabs». 140

46. Briefe an Tavel 8.11.22 und 13.12.22, sowie Anhang 3 des Handbuchs: «Die Scharfschützen und deren Gebrauch im Kriege» (ganz oder teilweise aus Tavels Feder). Für Infanterie-Organisation, Hdb. S. 68 f.; Hdb. S. 70 werden für den Infanteristen Metallhelm, Feldflasche, Brotsack und individuelles Kochgeschirr verlangt, ferner «kurze Oberkleider, lange Beinkleider, halbe Kamaschen, starke runde Schuhe und ein kurzer Mantel», wenn möglich von «einerlei Schnitt und Hauptfarbe ... aus inländischem Tuch». 140

47. «Handbuch ...», S. 89 ff. 140

48. «Einige Worte ...», S. 30 ff. 141

49. Appenzellerzeitung, Nr. 26, 27.12.1828, aus einem Artikel: «Sollen die Schweizer nicht zu den Türken in die Schule gehen.» 141

50. «Betrachtungen über ...», S. 11. 142

51. Instruktion für die Trüllmeister des Kantons Bern (Bern 1827). 142

52. «Handbuch ...», S. 103. 142

53. Vgl. auch General Wille, Über die Redaktion der Reglemente für unsere Milizarmee (Ges. Schr. S. 325 ff.), vor allem die Formulierung: «Wenn der im Wehrwesen herrschende Geist frisch und kräftig ist und Männer moderner Anschauungen, hoher Bildung und freien eigenen Urteils mit den Reglementen zu arbeiten haben, dann läßt sich auch mit veralteten Vorschriften ein Wehrwesen schaffen, das seiner Aufgabe gewachsen ist.» 142

54. Soldaten- und Plotons-Schule für die Infanterie (Bern, Basel 1800); Bataillonsschule und Linien-Evolutionen (Basel 1801). 142

55. Politische Schriften, S. 211. 142

56. Exerzier-Reglement für die eidg. Infanterie (1810). 142

57. Ebenda, in der Einleitung. 143

58. § 87. 143

59. «Einige Worte ...», S. 23. 143

60. Vgl. Exerzier-Reglement für die eidg. Infanterie, Hefte I–III (1826) und Heft IV (1831) nach dem Exemplar der UB Mil Ea 406, mit handschriftlichen Bemerkungen Wielands. Der Niederschlag seines Jugendstudiums der französischen Vorschriften in Manuel militaire, Notes militaires Nr. 1 und Planches relatives à quelques manœuvres de l'Ecole de Peloton, de celle de Bataillon et des Evolutions de ligne ... supplément au Règlement du 1er août 1791, alle drei UB, Ms. Mil. XVI, 9, 10, 21. 143
Schicksal seiner Revisionsbemühungen nach der Korrespondenz mit Tavel, Briefe vom 15.3.22, 30.3.22, 8.11.22, 24.11.23, 13.11.27. 143

61. Bericht der Militäraufsichtsbehörde an die hohe Tagsatzung über eine Revision des 4. Heftes des Infanterie-Exerzier-Reglements, 18.7.27 (UB Mil. Ea 405^0, S. II). 143

62. «Skizze einer Reise ...», S. 540. 144

63. «Handbuch ...», S. 73. 144

64. «Handbuch ...», S. 75 ff. 145

65. Vgl. General Wille, Die Entwicklung der Manöver in unserer Schweizerischen Milizarmee. Ges. Schr. S. 261 ff. 145

66. Z. B. in Militärischen Notizen (UB Mil. H VI 16): «Grundzüge und Regeln, welche bei den meisten deutschen Armeen zu taktischen Übungen beobachtet werden, und auch bei eidgenössischen Lagern anwendbar sind».

67. «Handbuch ...», S. 105. 145

68. Aus den in Anm. 66 zitierten Notizen und aus Hdb. S. 104. **145**

Vgl. ferner Anhang Nr. 5 des Hdb. «Über eidgenössische Übungslager» und die Berichte über die Manöver bei Thun von 1826 in «Mein Sommer . . . », S. 50 ff.

69. «Handbuch . . . », S. 105. **146**

70. Brief an Tavel, 6.10.26. **146**

71. «Handbuch . . . », S. 479 und «Mein Sommer . . . », S. 66. **146**

72. «Notes militaires» (Mil. H VI 6, UB). **146**

Vgl. zum Problem von Wissen und Können in einer Milizarmee ohne eigene Kriegserfahrung zwei charakteristisch gegensätzliche Bemerkungen Dufours und Willes:

«Dans une armée comme la nôtre, un officier sans instruction ne rendra jamais que de faibles services, l'expérience ne pouvant, chez lui, suppléer au défaut de théorie.» (Dufour, Cours de Tactique, Paris 1840, S. VII.) –

«Es ist eine Tatsache, daß in Wissen und Kenntnissen unsere Offiziere denen stehender Armeen nicht nachstehen, vielfach sogar überlegen sind, die Verschiedenheit tritt erst zutage, wenn dies Wissen ins Handeln umgesetzt werden muß. So paradox es sich auch anhört, so ist es doch zutreffend, daß unsere Offiziere im Hinblick auf die kurze Ausbildungszeit viel zu viel Wissen erworben haben.» (Wille, Ges.Schr., S. 421.)

73. Vom Kriege (Insel-Ausgabe, Leipzig 1940), S. 227 ff. **148**

74. Reglement für die eidg. Truppen über die inneren Einrichtungen, die Disziplin und die Dienstordnung für jeden Grad (Solothurn 1805), p. 53, Nr. 160. **148**

75. Zur vergleichenden Wertung des Folgenden halte man sich einige Formulierungen Willes vor Augen:

«Die Disziplin, die das Resultat der Überlegung ist, bleibt immer eine sehr wacklige Disziplin, und nur die Disziplin, welche als kategorischer Imperativ gefühlt und befolgt wird, führt eine Truppe zum Sieg.» (Ges. Schr., S. 70.)

«. . . weil das Schlagwort von einer «nationalen Disziplin», von Berücksichtigung der Eigentümlichkeiten unseres Volkes etc., uns nicht unbekannt ist, und weil wir in seiner unheilvollen Einwirkung auf die Instruktion unserer Milizen eine schwere Gefährdung der Wehrfähigkeit erkennen.» (Ges. Schr., 186.)

«. . . daß die höchste patriotische Begeisterung des Volkes, die größte Unerschrockenheit des Einzelnen gegenüber überlegener Disziplin und Schulung der Truppe und überlegener Führung nicht einmal genügt, um wenigstens die Waffenehre zu wahren.» (Ges. Schr., S. 358.)

«Wohl soll jeder Vorgesetzte trachten, das Vertrauen seiner Untergebenen zu erringen, und dies Vertrauen ist das sicherste Mittel zur *Erhaltung* militärischer Disziplin, aber das darauf gerichtete Bestreben des Vorgesetzten hat nichts zu schaffen mit der Pflicht zu gehorchen, es ist nicht die Bedingung der Disziplin; diese fordert, dem Vorgesetzten das Vertrauen in sein Können entgegenzubringen, bloß weil er Vorgesetzter ist.» (Ges. Schr., S. 416.)

Die Stelle vom «denkenden Gehorsam», siehe Ges. Schr., S. 462.

76. Vgl. Briefe an Tavel vom 16.1.22, 15.3.22, 30.3.22 u. 12.4.23. **149**

77. «Einige Worte . . . », S. 35. **149**
«Neutralität . . . », S. 57.
«Handbuch . . . », S. 101.

78. «Neutralität . . . », S. 58. **150**
Vgl. auch die Auszüge zur Disziplinfrage aus Rogniat und Gibbon in «Notes militaires 3, 4».

79. «Neutralität . . . », S. 58. **150**
Vgl. die Wille-Stelle: «Es ist zuviel, wenn ich den Satz aufstelle, daß von dem Augenblick an, wo der Apostel der menschlichen Gleichheit, St. Just, bei der Rheinarmee mit barbarischer Härte und rücksichtsloser Strenge, Disziplin und Unterordnung herstellte, der Siegeszug der Heere des republikanischen Frankreichs erst seinen eigentlichen Anfang nahm, – aber sicher ist, daß durch sein Auftreten mit einem Schlag bei jener Armee alles anders wurde und Sieg auf Sieg erfolgte!» (Ges. Schr., S. 299.)
Dazu Ardant du Picq's Urteil: «Il serait temps de faire comprendre le peu de force des armées tumultuaires; de faire revenir de l'illusion des premières armées de la révolution, que le peu de vigueur, l'indécision des cabinets européens et de leurs armées a seul empêchées d'être immédiatement balayées.» (Etudes sur le combat, p. 263.)

80. «Die Schlacht bei F'-Ch'. . . », S. 194. **150**

81. Ebenda, S. 208. **150**

2. Sein gelegentliches Urteil über die Frage des Fremdendienstes wirft ein weiteres Licht auf seine Bildung begriffene Anschauung: «So verwickelt sind die Wechselfälle für den Militär in ausländischen Diensten, daß er heute für ein politisches Zerrbild sich schlagen muß, gegen welches einige Jahre früher seine Schar in den Kampf geführt ward . . . » («Mein Sommer . . .», S. 119). – Oder: «Im Ganzen betrachtet, erscheint der fremde Dienst, in seiner jetzigen Form, als ein notwendiges Übel.» **151**

83. «Handbuch . . . », S. 499. **151**

84. «Handbuch . . . », S. 500. **152**

85. Vgl. zu Wielands Bild vom Milizen und seinem Offizier: **152**
«Neutralität . . . », S. 59 f.; «Betrachtungen . . . », S. 29; «Handbuch . . . », S. 463 und S. 498 ff. «Betrachtungen über die Kriegsdisziplin der Schweizer», wahrscheinlich der von Wieland überarbeitete Aufsatz Tavels. **152**

86. «Mein Sommer . . . », S. 24. **152**

87. «Handbuch . . . », S. 501, siehe dort mehr über die vorgeschlagenen Strafen. Ferner die Strafdiskussion mit Tavel in den in Anm. 76 angegebenen Briefen. **153**

88. Über die Schaffung innerer Festigkeit und die Mischung der Altersklassen vgl. «Betrachtungen . . . », S. 11 ff., 17 f., 23 f. **153**

89. Etudes sur le combat, p. XXVII. **153**

90. «Über die von löbl. Kriegsrat in Vorschlag gebrachten Abänderungen der Dienstordnung der beiden Auszugsbataillone . . . » (Basel 1821), S. 18. **153**

91. Thellung de Courtlary, Miliz, a.a.O., S. 465 ff. **154**

92. Neue Zürcher Zeitung, 1823, 28.7., S. 117. **154**

93. Abschied 1831, Beil. J, S. 26. **155**
An der Gründungsversammlung der

Eidgenössischen Militärgesellschaft tauchte das Problem wieder auf. Sollte man «politischen» oder «reinmilitärischen» Charakter haben? Man entschied für letzteres. Argument und Gegenargument lauteten: «Die Politik dem schweizerischen Wehrmann verbieten zu wollen, wäre gleichsam ihm dadurch auch einen Teil seines Lebens abgeschnitten» / «... denn Politik ist in dem Maße wie sie in bürgerlichen und staatsrechtlichen Verhältnissen Leben ist, im Militärwesen Tod!» E. Zschokke, Die Schweiz. Of.-Ges. 1833–1933 (Zofingen 1933), S. 24 ff.

94. Vgl. Korrespondenz mit Tavel: 16.1. 22, 6.10.26. **155**

95. «Einige Worte ...», S. 47 f. **156**

96. «Neutralität ...», S. 64. **156**

97. Vom Kriege, VI/1, S. 394. **156**

98. «Handbuch ...», S. 454. Vgl. auch den Clausewitzschen Satz (Feldzug von 1799, II, S. 395): «Jene wunderbare Vervielfältigung ihrer selbst aber, welche Lecourbe und Molitor gezeigt haben, ist offenbar mehr eine Wirkung ihres Feuers, ihres Ehrgeizes und ihrer Energie, als daß es einer gewissen Methode zugeschrieben werden könnte.» **157**

Über Wielands strategische Konzeption vgl. «Einige Worte ...», S. 49 f. und «Handbuch ...», S. 157 ff. Zudem Dufours Vorstellung (bei O. Weiß, S. 196): «Vous devez placer en arrière de la frontière un corps principal dans la position la mieux choisie pour se porter, le plus promptement possible, sur les diverses routes ouvertes à l'ennemi. En avant de ce corps principal et sur ses flancs vous enverrez de simples détachements, pour occuper momentanément les passages et annoncer l'attaque. Ils disputeront le terrain en se repliant; ils retarderont la marche de l'ennemi et vous donneront le temps d'arriver pour le recevoir.» **157**

99. «Handbuch ...», S. 230. Mehr über Gebirgskrieg, deutlich im Kielwasser des Erzherzogs, «Handbuch ...», 225 ff. und 230 ff. Vgl. auch Clausewitzens meisterhaft zusammengefaßtes Urteil über den militärischen Wert gebirgiger Gegenden: Vom Kriege VI/14, S. 480 f. **157**

100. Vom Kriege, VI/13 (Gebirgsverteidigung), S. 465. **158**

101. «Neutralité ...», p. 112. **158**

102. «Encore un mot sur Genève ...», S. 14. **158**

103. Etudes sur le combat, p. 175. **159**

104. Wir folgten bis dahin «Einige Worte ...», S. 41 ff. (Schlachtordnung). «Handbuch ...», S. 76 (Bataillons-Massen) und S. 130 ff. (defensive und offensive Kampfordnung). **160**

105. «Handbuch ...», S. 114. **160**

106. Vgl. hiezu und zum Folgenden Ardant du Picq's Aphorismen (in Etudes sur le combat), die den Bemerkungen Wielands zwar an Schärfe der Form überlegen, im Beobachtungsgehalt aber erstaunlich ähnlich sind. Zum Beispiel: «Lorsqu'on tire et qu'on ne peut tirer qu'au hasard, qui tire le plus touche le plus, ou, si l'on aime mieux, qui tire moins se figure être touché plus. Frédéric était bien pénétré de cela, car il ne croyait pas aux manœuvres de Potsdam. Le rusé Fritz regardait le feu comme un moyen d'étourdir et d'occuper des soldats de mauvaise volonté ...» (p. 298.)

«Les feux à commandement supposent un sang-froid tel que si jamais des troupes en avaient été capables elles auraient fauché les bataillons comme on fauche des épis . . . » (p. 191.)

«Il est à remarquer que lorsqu'une troupe arrive (chose infiniment rare) à en attendre une autre à l'arme blanche et celle-ci va jusqu'au bout, la première ne se défend pas. C'est le ‚caedes' des combats antiques.» (p. 123.)

«L'homme dans le combat moderne qui tient à si longue distance les combattants, en arrive à avoir horreur de l'homme.» (p. 125.)

«La ligne serrée, en apparence si forte, s'écroule sous l'effet meurtrier d'un feu isolé, en apparence si faible.» (p. 291.)

107. «Neutralität . . . », S. 68. **160**

108. «Neutralität . . . », S. 75. **161**

109. Ebenda, S. 76. **161**

110. In notes militaires Nr. 1. Suworoffs Ausspruch: «C'est à la manière d'attaquer avec la bayonnette et le sabre, que nous devons nos succès multipliées et très peu sanglants!» Wo Wieland die Lehren des russischen Feldmarschalls rezipierte, wissen wir nicht. Dessen markanteste Bemerkungen über den unterschiedlichen Wert von Feuer und Schock seit 1835 in «Correspondenz v. Suworoff-Rimniksky über die russisch-österreichische Kampagne im Jahre 1799», von E. Fuchs, übersetzt von einem preußischen Offizier (Glogau und Leipzig 1835), I, S. 112, 150, II, S. 101, 190. **161**

111. «Handbuch . . . », S. 153. **162**

112. «Handbuch . . . », S. 50. **162**

Zum *Bajonettkampf* vgl. «Handbuch . . . », Anhang Nr. 4: «Instruktion über das Gefecht mit dem Bajonett», S. 484 ff. und die «gedrängte Übersicht» des Königlich-württembergischen Reglements über das Bajonettfechter von 1821 in «Militärische Notizen» (Mil. H VI. 16 UB).

Zur *Scharfschützenfrage* vgl. Feldmann-Däniker, Hundert Jahre Schweizer Wehrmacht (Bern 1935), S. 54 ff., wo die Rolle der helvetischen Scharfschützen von 1799 gewürdigt wird. Ferner «Einige Worte . . . », S. 34 f., und Wielands Bemerkung «Handbuch . . . », S. 483: «Approximative Berechnungen der in einer Schlacht getanen Infanterie-Schüsse und der davon getroffenen Menschen beweisen, daß von 200–300 Kugeln nicht mehr als *eine* trifft; es benötiget daher 200000 Schüsse, um dem Feind 1000 Mann außer Gefecht zu setzen, oder 10000 Mann müssen jeder 20 Schüsse tun, um diese Wirkung hervorzubringen. Wenn das Feuer der Scharfschützen zweckmäßig angebracht werden kann und wenn dieselben ganz nach Übung und Gewohnheit schießen können, darf man annehmen, daß die Hälfte ihrer Schüsse treffen wird; auf geschlossene Truppen in Kernschußdistanz werden alle Schüsse der Scharfschützen treffen, nicht aber so auf einzelne Leute und auf größere Distanzen. Nach diesem Verhältnis braucht es 2000 Schüsse, oder 200 Scharfschützen müssen jeder 10 Schüsse tun, um dem Feind den nämlichen Verlust beizubringen. Beweise hievon sind die Erfahrungen des Krieges in den Schweizerbergen und im Tirol.»

113. Vom Kriege, VI/19, S. 523. **163**

114. «Handbuch . . . », S. 210. **163**

115. «Handbuch . . . », S. 25, «Neutralité . . . », S. 116. **163**

116. «Handbuch . . . », S. 209 f. Vgl. weiter zum Volkskrieg «Neutralité . . . », S. 116 f., und «Handbuch . . . », S. 219. **164**

117. «Neutralité . . . », S. 7 f.

Über die Rolle der Landwehr auch «Handbuch . . . », S. 193, 242 ff.

Über die nach Bismarck, Decker, Valentini und Duhesme behandelten Kleinkriegspraktiken der Parteigänger (Partisanen) und Streifkommandos «Einige Worte . . . », S. 45, «Handbuch . . . », S. 254 ff. und die bemerkenswerte Stelle in «Mein Sommer . . . », S. 87: «Der kleine Krieg, ohne Hilfe der reglierten Armee, könnte die Schweiz nicht retten; das leichte Volk bildet zwar einen wesentlichen Bestandteil unserer Streitkräfte, aber sie dürfen keineswegs als Grundlagen derselben betrachtet werden. Man benutze unsere Gebirge und Wälder mit der größten Tätigkeit, erwarte aber nicht von ihnen allein unsere Rettung, setze nicht zuviel Vertrauen auf ihre Unzulänglichkeit, denn im 19. Jahrhundert gibt es keine Unzugänglichkeit mehr, als diejenige, welche der Mut und die Geschicklichkeit des Verteidigers bewirkt.»

118. «Handbuch . . .», S. 25. **165**

119. «Handbuch . . . », S. 42. **165**

120. Thellung de Courtlary, Miliz, a.a.O., S. 477. **166**

121. Wir verweisen vor allem auf die kristallklaren Analysen Clausewitzens in seinem Werk vom Kriege, V/7 «Gegend und Boden» S. 384 f. und VI/19, S. 521 ff. «Volksbewaffnung». Auch er hielt, zutiefst beeindruckt vom eben Vergangenen, den Volkskrieg unter bestimmten Umständen, die allerdings für die Eidgenossenschaft von 1825 nur sehr beschränkt zutrafen, für fähig, «wie eine still fortglimmende Glut die Grundfesten des feindlichen Heeres» zu zerstören (S. 522), und sprach das Wort: «Wie klein und schwach ein Staat in Beziehung auf seinen Feind auch sei, er soll sich diese letzten Kraftanstrengungen nicht ersparen, oder man müßte sagen, es sei keine Seele mehr in ihm.» (S. 528). **166**

An Neueren vgl. v. Boguslawski, Die Landwehr 1813–93 (Berlin 1893).

Schraudenbach, a.a.O.

A. Ehrhardt. Kleinkrieg (Potsdam 1935), eine knappe, streng militärisch gehaltene, sehr eindrucksvolle Untersuchung der neueren und neuesten Volkserhebungen.

Willes Urteil in Ges. Schr., S. 67, 72 ff. und 378 f.

Für die im Kleinkriegs-Sektor besonders notwendige Scheidung der Begriffe ist Edgar Schumachers Arbeit unerläßlich: «Die Theorie des Kleinkrieges» (Schweiz. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen, 1942, 54. Jahrgang, Heft 1, 2).

122. Wir müssen uns versagen, näher als es hier geschehen ist, auf das ungemein weitschichtige Problem des Kleinkriegs und der Volksbewaffnung einzutreten. Ein Mehreres würde den Rahmen unserer Aufgabe sprengen. **166**

123. «Einige Worte . . . », S. 37. **166**

124. Vgl. hauptsächlich «Neutralität . . . », Abschnitt I, «Strategischer und geschichtlicher Blick auf den allgemeinen Kriegsschauplatz von Mitteleuropa, in Beziehung auf die Schweiz.» **167**

125. Ebenda, S. 8. **167**

126. Ebenda, S. 80. **168**

127. «Handbuch . . . », S. 216. **168**

128. Wir halten an diesem Urteil fest, trotzdem Clausewitz, der in dieser Frage nicht Partei war, ebenfalls den strategischen Wert der Schweiz an sich allgemein für überschätzt hielt. Vom Kriege, VIII/9, S. 720: «Nichts wäre törichter, als der Schweiz, weil sie das höchste Land Europas ist, einen überwiegenden geographischen Einfluß auf die Kriegsbegebenheiten einräumen zu wollen. Ein solcher Einfluß besteht nur unter gewissen sehr beschränkten Bedingungen . . . » **168**

129. «Neutralität . . . », S. 30. **169**

130. Ebenda, S. 149. **169**

131. Vorträge an die Basler Militärgesellschaft (UB, Mil. H VI, 4). **170**

132. Nach Otto Weiß, «Dufour . . . », S. 180. **170**

133. «Denkschrift über Verteidigung der westlichen Grenzfronte» (UB, Mil. H VI, 8, auf Bogen 28). **170**

134. Dufour: es sei nötig, «de marquer la résistance partout où il y aurait violation de la frontière. Cela est nécessaire pour affirmer notre principe de neutralité. Cela l'est aussi pour tranquilliser les populations qui se croiraient abandonnées si l'on agissait autrement.» (Otto Weiß, S. 182 ff.) **170**

Wieland: «Durch einen solchen Plan (Aufgabe jeder Grenzwehr) würden aber die Grenzkantone ohne ernsten Widerstand den Verheerungen des Feindes preisgegeben, und hauptsächlich aus diesem Grunde müssen wir dafür halten, daß gegen jeden Angriff der Eidgenossenschaft sowie gegen jede Verletzung ihrer Grenzen die Verteidigung mittels entschlossener Behauptung der ersten Territoriallinie, sodann der innern Basis mit allen disponiblen Kampfkräften anfangen, endlich und zwar erst im äußersten Notfall, durch einen Rückzug in die Gebirge geführt werden muß.» («Handbuch . . . », S. 211.)

135. « . . . Verteidigung der westlichen Grenzfronte . . . », Vorerinnerung. **170**

136. Das folgende nach «Handbuch . . . », S. 167 ff. **171**

137. Vgl. Dufours Reduit-Vorstellung in der Karte bei O. Weiß, S. 182 ff. Aare, Limmat, Weesen, Altdorf, Thun umschrieben *seine* Zentralfestung, um die sich als vorgelagerte Bastionen Graubünden, der Säntis, Schaffhausen, Les Rangiers, Aarberg, die Saanelinie, der Gotthard, St. Maurice und der Tessin reihten. **171**

138. Vgl. die in Kapitel II, Anm. 17 verzeichneten Schriften. **171**

Ferner: Quelques mots sur des questions intéressantes pour la Suisse et Genève par Charles Pictet (Genève 1818, p. 19, 21 ff., 26 ff.).

Pictet, La Suisse dans l'intérêt de l'Europe, S. 95 ff.

Opinion de M. le Lieutenant-Colonel Dufour . . . relativement à la question de la fortification de Genève. Discours prononcé dans la séance du Conseil représentatif de Genève le 28 novembre 1821, p. 74–81.

Lettre à M. le Chevalier Wieland . . . sur le projet de loi relatif aux fortifications de Genève. Par l'auteur des lettres de Basle. (Genf, Januar 1822.)

Fazy-Pasteur, Opinion énoncée dans le Conseil représentatif du Canton de

Genève sur les fortifications de la ville de Genève. (Genf, Mai 1822, etc. etc.)

139. Basel «métamorphosée en demi-forteresse, . . . serait regardée comme mille fois plus précieuse pour toute armée qui opérerait sur la ligne du Rhin, qu'en sa qualité actuelle de ville close.» «Encore un mot . . . » S. 10. **172**

«Comme ville fortifiée, Basle aurait un intérêt autre que celui de la Confédération, elle ne voudrait voir la défense du pays que dans celle de ses murailles, elle ne se persuaderait plus que la patrie doit être défendue dans les montagnes après que la plaine aura succombé . . . ». Ebenda S. 11.

140. Brief an Tavel, 16.1.22. **172**

141. «Un mot sur . . . », p. 10. **172**

142. Vgl. «Handbuch . . . », S. 314. **172**

143. «Un mot sur . . . », p. 9. **173**

144. Ebenda, p. 12. **173**

145. «Notices et Considérations militaires sur l'importance des Routes des Alpes; Essay descriptif par le Colonel Wieland.» 1829 StA, eine ausführliche militärische Beschreibung aller Alpenverbindungen von der Dauphiné bis Ungarn. **173**

146. «Denkschrift über Verteidigung der westlichen Grenzfronte . . . » (UB, Vorerinnerung.) **173**

147. Das Folgende nach «Handbuch . . . », S. 168–216 und nach «Neutralität . . . », S. 52 f. **174**

148. Nach «Neutralität . . . », S. 52 f. **174**

149. Nach «Handbuch . . . », S. 172 ff. **174**

150. «Handbuch . . . », S. 211 ff. **174**

151. «Handbuch . . . », S. 213. **175**

152. «Handbuch . . .» S. 214 **175**

153. «Handbuch . . . », S. 215. **175**

154. «Handbuch . . . », S. 208. **176**

155. Vom Kriege, VI/18, «Rückzug in das Innere des Landes », S. 508, 510. **176**

Kapitel VII

1. W. Vischer, Basel in der Zeit der Restauration, II (Basler Neujbl. 1906), S. 20. **177**

2. Betrachtungen über die in Vorschlag gebrachte Abänderung der Dienstordnung bei den Contingentstruppen des Kantons Basel. Von einem Stabsoffizier (Basel 1822), S. 27. **178**

Vgl. dazu auch: Ratschlag und Gesetzesentwurf über einige Abänderungen in der Militär-Organisation unseres Kantons. (Basel, Dezember 1821.) **178**

Ferner: Basler Militärische Vorschriften. (UB, Mil. Ec 154.) **178**

3. Brief an Tavel, 27.3.24. **178**

4. Militärische Anzeigen für Schweizer. (Ms. StA.) **178**

5. Brief an Tavel, 6.10.26. **179**

6. Vgl. Baslerische Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls, 1826, Nr. 19, S. 433: Über die große Heerschau sämtlicher Miliztruppen unseres Kantons am 14. September 1826. **179**

Antwort auf diese, nach Gehalt und Gebaren bestimmt aus Wielands Feder stammende Kritik in Nr. 21, S. 489. Wielands Beitrag auch abgedruckt in der Allg. Militär-Zeitung (Leipzig und Darmstadt) 1827, Jahrg. 2, Heft 12, S. 16 ff. **179**

7. Brief an Tavel, 24.11.23. **179**

8. Vgl. hiezu und zum Folgenden: **179**

Vorwort zum Katalog der Basler Militär-Bibliothek von C. Chr. Bernoulli (Basel, 15.6.1907).

Protokoll der Sitzungen der freiwilligen Militär-Gesellschaft zu Basel 1820–

1870 (StA, Privat-Archive 377 A2, Ms.).

Vorträge an die Basler Militär-Gesellschaft (Ms. UB Mil. H VI, 3 und 4).

Notices Militaires (Ms. UB, Mil. H VI, 6).

9. UB Mil. H VI, 3, Notiz zum 29.12.27. **180**

10. Nach Boutourlin, Histoire militaire de la campagne de Russie 1812, 2 vol. (Paris 1824) **180**

de Chambray, Hist. de l'expédition de Russie, 3 vol. (Paris 1825).

Vaudoncourt, Mémoires pour servir à l'hist. de la Guerre entre la France et la Russie en 1812 (Paris 1817).

11. Fr. Guillaume, Hist. des campagnes d'Annibal en Italie pendant la 2ème guerre punique, 3 vol. (Paris 1812). **180**

12. UB, Mil. H VI, 3, der Brief datiert am 12.12.1830. **181**

13. «Skizze einer Reise . . . », S. 540. **181**

14. Ebenda. **181**

15. «Mein Sommer 1826 . . . », S. 37. **182**

16. Ebenda, S. 43. **182**

17. Ebenda, S. 56 ff. und 61 ff. **182**

18. Wir folgen (mit der gebotenen Vorsicht, denn er war Partei) Stabshauptmann W. Geigy, Versuch einer Darstellung des 5. eidgenössischen Übungslagers bei Wohlen im Monat August 1828 (Basel 1829). **182**

19. Baslerische Mitteilungen zur Förderung des Gemeinwohls, 1828, S. 109 ff.: Lagergedanken, in Wohlen aufgezeichnet während des Übungslagers im August 1828, II. **183**

20. Geigy, S. 22 ff. **183**

21. Ebenda, S. 21. **183**

22. Ebenda, S. 40 ff. **184**

23. Ebenda, S. 74, 77. **184**

24. Ebenda, S. 95. **184**

25. «Wanderungen . . . ». Ms. AHCW, Abschnitt Rückblick. **184**

26. 1828, Nr. 11 vom 13. Herbstmonat. **184**

Vgl. auch: E. Zschokke, Oberst J. N. v. Schmiel (Aarau 1911), S. 115 ff.

27. S. 73. **185**

28. Vgl. hiezu nochmals das Basler Exemplar des Exerzierreglements mit handschriftlichen Schlußbemerkungen Wielands. (UB Mil. Ea 406.) **185**

29. Gefordert in «Mein Sommer . . . », S. 107. **185**

30. Vgl. die in Basel noch greifbaren Denkschriften: **185**

Denkschrift über die Verteidigung des Gebietes von Neuenburg, 1827, Ms. UB Mil. H VI, 5.

Rekognoszierungsbericht über Verteidigung der nordwestlichen Schweiz und namentlich des Grenzpunktes Basel. 1827 (Ms. UB Mil. H VI, 7).

Denkschrift über Verteidigung der westlichen Grenzfronte der Eidgenossenschaft, Januar 1828 (Ms. UB Mil. H VI, 8).

31. «. . . westliche Grenzfronte . . . », Vorerinnerung. **186**

32. Brief an Tavel, 4.9.24. Übrige Daten nach E. Zschokke, Die Schweizerische Offiziersgesellschaft 1833–1933 (Zofingen 1933), hauptsächlich S. 17 ff. **186**

33. Brief an Tavel, 6.10.26. **186**

34. Réflexions sur les moyens défensifs de la Confédération suisse, discours prononcé dans la réunion des officiers d'état major, du génie et de l'artillerie, assemblés à Neuchâtel le 25 septembre 1827, suite octobre 1827 (Ms. StA). **186**

35. Vorschlag zur Gründung einer eidgenössischen Militär-Gesellschaft, undatiert (Ms. StA). **186**

36. UB, Mil. H VI, 3, 12.11.28, Dezember 1830. **187**

37. Vgl. den Brief an Tavel vom 31.1.27. **187**

38. Abschied 1829, Beilage Lit. H, S. 6. **187**
39. Andreas Heusler, handgeschriebene Biographie von Bürgermeister Karl Burckhardt, II, S. 46 f. (StA, Priv.-Arch. 328, F. 18.) **187**
40. «Handbuch . . . », S. 463. **187**
41. Vgl. nochmals Pestalutzens Lob in der Appenzeller Zeitung, 1828, Nr. 11, vom 13. Herbstmonat. **187**

Kapitel VIII

1. Paul Burckhardt, Geschichte der Stadt Basel von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart (Basel 1942), S. 159. **189**
2. «Kriegsbegebenheiten...», S. 192 ff. **189**
3. Ebenda, II, S. 287 ff., S. 303 **189**
4. Ebenda, II, S. 342. **190**
5. Brief an Tavel, 1.2.23. **190**
6. «Die Schlacht bei F'-Ch' . . . », S. 209. **190**
7. «Kriegsbegebenheiten...», II, S. 2. **190**
8. Ebenda, II, S. 235, 353. **191**
9. Vgl. «Die Schlacht bei F'-Ch . . . », handschriftliche Vorbemerkung Wielands im Exemplar der UB, Mil. Ci 10, ferner ebenda, S. 193, 209. **191**
10. Lettre à M. Pankouke, Libraire à Paris et éditeur des Victoires, Conquêtes . . . etc. des Français, relativement à la relation du siège d'Huningue en 1815. StA. Wieland verteidigte in diesem Brief die Teilnahme baselischer Truppen an den Aktionen gegen die Festung Hüningen und versicherte, daß die Schweiz trotzdem immer die Freundin Frankreichs bleiben werde. «Dans l'exaspération des esprits,» schrieb er, «qui à cette époque était considérée comme méritoire, quelques-unes des personnes influentes ont su se laisser égarer par leurs opinions, mais le peuple suisse est toujours et en toutes circonstances resté l'ami de la nation française . . . »
11. Brief an Tavel, 14.6.23. **191**
12. «Kriegsbegebenheiten...», II, S. 398. **191**
13. Ebenda, II, S. 396. **191**
14. «Mein Sommer . . . », S. 41. **192**
15. Vgl. zum Professorenhandel von 1824: **192**
    Andreas Heusler, Ein Geschichtsblatt aus der Periode der Karlsbader Beschlüsse in H. Gelzers protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte, Bd. 31 (1868), I, S. 207 ff.
    Felix Staehelin, Aus der Demagogenzeit, Zofinger Zentralblatt, Juni 1899, S. 539 ff.
    W. Vischer, Basel in der Zeit der Restauration, II (Basler Neujbl. 1906), S. 31 ff.
16. Vischer, S. 42. **192**
17. Zwei Denkschriften des Restaurators Karl Ludwig von Haller über die Schweiz aus den Jahren 1824 und 1825, mitgeteilt von W. Oechsli in der Festgabe für Gerold Meyer v. Knonau, (Zürich 1913), S. 432 f. **193**
18. Brief an Tavel, 1.11.21. **193**
19. Brief an Tavel, 31.1.27. **193**
20. W. Geigy, a.a.O., S. 78 ff. **193**
21. Andreas Heusler, Die Trennung des Kantons Basel, 2 Bde. (Zürich 1839/42), I. S. 79. **193**
22. Wir halten uns in diesem Abschnitt hauptsächlich an folgende Quellen und Darstellungen: **194**
    Johannes Wielands Rapporte, Operationspläne, etc. (StA, Trennung A2, A 13);
    Gedeon Burckhardt, Basels 21. August 1831 (Basel 31.10.31);
    Andreas Heusler, die «Trennung» (ge-

druckt, siehe Anm. 21) und die handgeschriebene Biographie von Bürgermeister Karl Burckhardt (StA, Priv.-Arch. 328, F 18, II, S. 46 f.);

August Bernoulli, Basel in den Dreißigerwirren (Basler Njbl. 1907–10; für uns gilt 1907.

Karl Weber, Dreißiger Wirren und Kantonstrennung, S. 387 ff. der «Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft» von Gauß, Freivogel, Gaß, Weber.

Alfred Wieland, Die militärischen Maßnahmen von Baselstadt in den Dreißiger Wirren des 19. Jahrhunderts (Basel 1911).

Eduard Schweizer, Die Entstehung der Dreißiger Wirren im Kanton Basel (Basler Ztschr. für Geschichte und Altertumskunde, Bd. 30 (1931) und 33 (1934), über den für uns in Frage kommenden Zeitraum hinaus fortgesetzt in Bd. 36 (1937), 38 (1939) und 39 (1940). Wir bezeichnen die beiden ersten Beiträge als «Schweizer I u. II».

Paul Burckhardt, siehe Anmerkung 1.

23. Weber, S. 400; Schweizer I, S. 179 f.; Paul Burckhardt, S. 166. **194**

24. P. Burckhardt, S. 167. **194**

25. Weber, S. 401. **194**

26. Heusler, Ms. **194**

27. Vgl. zur Drohbillet-Affäre: Weber, S. 401; Schweizer I, S. 227. **194**

28. Appenzeller Ztg. 1831, Nr. 2, 3. Januar. **195**

29. Für die eidgenössische Bewaffnung von 1830/31 vgl. P. Martin, a.a.O. S. 29 ff. **195**

30. Das Folgende nach A. Wieland, S. 7–23. **195**

31. Vgl. die Gefechtsberichte Wielands (StA, Trennung A2). **196**

32. Paul Burckhardt, S. 170. **196**

33. S. 20. **196**

34. Plan für den Ausfall vom 12. Januar (StA, Trennung A2, 11.1.31). **197**

35. Schweizer I, S. 257 f. **197**

36. Vgl. Appenzeller Ztg. 1831, Nr. 11 (19.1.), 13 (22.1.), 15 (26.1.), 18 (31.1.). **198**

37. Schweizer I, S. 150 ff., 233 f., 319 ff. **199**

38. Schweizer II, S. 26 f. **199**

39. Vgl. Bündner Ztg. 1831, Nr. 4 (30.1.), 6 (9.2.), 7 (13.2), 20 (18.5.), 21 (22.5.), 22 (1.6.), 25 (15.6.), 33 (13.7.). **199**

40. Schweizerischer Beobachter 1831, Nr. 14 (15.2.). **199**

41. Basler Zeitung 1831, Nr. 52 (12.5.). **200**

42. Ms. **200**

43. «Ein Wort der Wahrheit . . .», Anhang I vom 15.3.31. **200**

44. A. Wieland, S. 23. **200**

45. Schweizer II, S. 91 ff. **200**

46. Ebenda, S. 99–101. **201**

47. Vgl. Anm. 22. **201**

48. Wir folgen zunächst A. Wieland, S. 23–29. **201**

49. Wir können in der Beurteilung von Wielands Haltung vor und in Liestal weder A. Wieland noch Ed. Schweizer völlig folgen. Auch P. Burckhardt, der sich eher an Schweizer anlehnt, dem wir aber immerhin am nächsten kommen, scheint uns dem Obersten nicht ganz gerecht worden zu sein. **201**

50. Gefechtsbericht, 21.8., Punkt 5; Em. Raillard, Leichenrede, S. 15. **203**

51. Denkschrift an löbl. Militär-Kollegium, 21.8.31 (StA, Mappe J.W.). **204**

52. Vortrag an die Herren Offiziere am 10. September, ebenda. **204**

53. 1. Ein Wort der Wahrheit an die eidgenössischen Waffenbrüder über die

ausgestreuten Verleumdungen gegen die Person von Oberst Wieland. Basel, 10.2.1831 mit Nachträgen vom 15.3. und 30.4.1831. **204**

2. Der Demagogen- und Bündner-Krieg, Juli-Dezember 1831 (Ms., UB, Mil. G 41, nicht paginiert). **204**

3. Wanderungen in Graubünden und Italien mit Rückblick und Vorblick, 1832 (AHCW, nicht paginiert). **204**

54. «Ein Wort der Wahrheit . . . », S. 12. **205**

55. Ebenda, S. 32. **206**

56. Ebenda, Nachtrag 1. **206**

57. Ebenda, Nachtrag 2. **206**

58. Vgl. Wielands einleitende Bemerkungen. **206**

59. Bündner Zeitung Nr. 25 (15.6.31); Schweizerischer Republikaner Nr. 50 (10.6.31); Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote Nr. 20 (19.5.31) und 24 (16.6.31). **207**

60. Appenzeller Ztg., Nr. 22 (7.2.31). **207**

61. Vaterlandsfreund 1831, Nr. 37, S. 187. **209**

62. Schweizer II, S. 133 f. **209**

63. A. Wieland, S. 12. **210**

64. Schweizer II, S. 114, Anm. 287. **210**

65. Schweizer II, SS. 108, 124, 130, 132ff., 141 f., 149. **210**

P. Burckhardt urteilt S. 179: «Aber Wieland, verbittert und gelähmt, glaubte nicht an einen Erfolg; er wagte es nicht, was durchaus möglich gewesen wäre, Sissach, das Zentrum des Widerstands im obern Baselbiet, zu besetzen, sondern führte die Truppe schon am frühen Nachmittag nach Basel zurück.»

66. «Mein Sommer . . . », S. 119. **211**

67. «Wanderungen . . . », AHCW. **211**

68. Vgl. E. Raillard, Leichenrede, Ende des wahrscheinlich von Hauptmann Geigy aufgesetzten Lebenslaufs. Ferner die Todesanzeige im Schweizer Boten Nr. 13 (29.3.32), wo, nicht ohne Schauder, gesagt wurde: «Schon vor 14 Tagen kam er sehr krank von seiner Reise zurück. Die Krankheit hatte ihren Sitz im Gehirn; er war auch die letzten 8 Tage völlig von Sinnen, bis zur Raserei, und hatte schrecklich zu kämpfen, bevor er starb. Schon früher hatte dieser unglückliche und in mehr als einer Hinsicht sonst schätzbare Mann Spuren von einer sonderbaren Überspannung gezeigt. Bei seinem Ehrgeiz und der Begier, eine glänzende Rolle in seiner Vaterstadt zu spielen, oder in der Eidgenossenschaft hervorzuragen, bei der Tätigkeit und Heftigkeit, mit der er alles ergriffen und jeden für seine Lieblingssache begeistern wollte, ist es nur zu wahrscheinlich, daß er auf das Schicksal unseres Kantons mehr Einfluß gehabt, als man ihm hätte gestatten sollen. Er gab nach allen Seiten einen Anstoß zu Entschlüssen, die zuletzt verderblich werden mußten, und welche man doch nachher nicht wieder mit Ehren zurückziehen konnte.» **212**

69. Baseler Zeitung 1832, Nr. 49 (26.3.32). Die Teilnehmer am Grabgeleite sind aus den Sterbeakten im AHCW ersichtlich. **212**

Kapitel IX

1. Karl Linnebach, Karl u. Marie von Clausewitz, ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern (Berlin 1916), S. 25. **213**

2. Die Theorie des Kleinkriegs, Schw. Monatsschrift für Offiziere aller Waffen, 1942, 54. Jg., Heft 1, S. 2. **213**

3. «Ich habe nun einmal den unglücklichen Trieb, alles aus sich selbst zu

entwickeln, und würde, wenn ich mich weniger verschlossen, gewissermaßen geheim dabei benähme, viel Tadel, vielleicht gar Spott auf mich ziehen . . . » schrieb er 1817 an Gneisenau. Vom Kriege (Leipzig 1940), Einleitung Fr. von Cochenhausens, S. 36. **214**

4. Brief an Tavel, 1.2.1823. **215**

5. «Kriegsbegebenheiten . . . », II, S. 435. **216**

6. Brief an Tavel, 27.3.1824. **216**

7. Vgl. M. Paur, Oberst Salomon Hirzel, Oberstartillerieinspektor, 1790–1844 (Njbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1940). **217**

8. Vgl. O. Weiß, a. a. O., u. Ed. Chapuisat, Le Général Dufour 1787–1875 (Lausanne 1935), erstes Kapitel. Das weitere Biographische über Dufour nach Chapuisat, Kapitel II–V. **217**

9. Für das Biographische über Clausewitz vgl. von Cochenhausens Einleitung zur Insel-Ausgabe des Buches «Vom Kriege», (1940) S. 9 ff. et passim. **217**

10. Vgl. Edgar Schumacher, Scharnhorst und sein Werk (Jena 1935). **217**

11. Chapuisat, S. 46; vgl. auch O. Weiß, S. 11 ff. **218**

12. Vgl. Abschnitt 3 unseres V. Kapitels. **219**

13. Vgl. den Sauerländerschen Sonderabdruck aus dem Schweizerboten von 1875: Oberst David Zimmerli 1792–1875, der eine prachtvoll eindrückliche Schilderung vom Rückzug der Großen Armee aus Zimmerlis eigener Feder enthält. Zimmerli war 1835–50 bernischer Oberstmilizinspektor und erlag dann schweren Anfeindungen. In eidgenössischem Dienst war er Mitglied des Kriegsrates, Generaladjutant der Armee im Sonderbundsfeldzug und Kommandant der Thuner Zentralmilitärschule. **219**

14. Kapitel IV, Abschnitt 3. **219**

15. Paur sagt, S. 51, von Salomon Hirzel: «Während nun aber die Mehrzahl seiner Freunde und die aus den fremden Diensten zurückgekehrten Kameraden sich zu Hause nur dem Stande Zürich verpflichtet fühlten, sah Hirzel in der gesamten Eidgenossenschaft sein Vaterland, dem er zu dienen gewillt war. Schwer beeindruckt von der politischen und militärischen Schwäche der Schweiz entschloß er sich, seine volle Kraft einzusetzen für die Schaffung einer einheitlichen eidgenössischen Armee.» **219**

16. Für dessen Schicksal vgl. Ad. Bürkli im Njbl. der Zch. Feuerw.-Ges. 1882: Niklaus Franz von Bachmann an der Letz, General der eidg. Armee in den Jahren 1802 und 1815. **220**

17. Chapuisat, S. 68. **220**

18. Vgl. R. Rothfels, Carl v. Clausewitz, Politische Schriften und Briefe, München 1922. **220**

19. Rothfels, S. 177 ff., 182 f. **221**

20. Vgl. Rothfels, S. 149, 153. **221**

«Bei gleichen Kosten eine größere Macht im Kriege und zwar eine viel größere, eine, die keine bestimmten Grenzen hat, zu geben, das ganze Volk mit kriegerischem Geist zu durchdringen, Wehr- und Nährstand ganz miteinander zu verschmelzen, in einen Verteidigungskrieg das Gewicht der ganzen Volksmasse hineinzuziehen, – das sind also die Hauptvorteile des Landwehrsystems, die von einer solchen Bedeutung sind, daß sie allein dem in unserer Zeit zu seiner Urkraft des rohen Elements zurückgekehrten Kriege genügen.»

«Preußen hat das Bedürfnis, sein ganzes Volk zu bewaffnen, damit es den beiden Kolossen widerstehen könne, die es von Osten und Westen her stets bedrohen werden. Soll es sein eigenes Volk mehr fürchten, als diese beiden Kolosse?»

Es darf aber nicht übersehen werden, daß er den bewaffneten preußischen Bürger nie als mitverantwortlichen Träger der Staatspolitik, sondern immer nur als loyalen Untertan gesehen hat. «Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit im eigenen Geschäfte und warme Teilnahme an den großen Interessen des Landes . . . », mehr wollte er nicht verlangen und konnte z. B. schreiben: «Über den Wert jenes unruhigen Staatslebens, wo der Gedanke an das, was der Staat gestern getan hat, heute tut und morgen tun wird, den Bürger in der Nacht das Auge nicht ruhig schließen läßt, haben wir oft die vernünftigsten, ruhigsten Männer recht unvernünftig sprechen hören.» Mit dieser Haltung stand er letztlich wieder auf dem gleichen Boden, von dem aus der Berliner Stadtkommandant nach dem Tage von Jena und Auerstädt der preußischen Bevölkerung zugerufen hatte: «Der König hat eine Bataille verloren, Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht.»

21. v. Cochenhausen, S. 39. 221

22. v. Cochenhausen, S. 41. 221

23. K. Linnebach, Karl u. Marie v. Clausewitz (Berlin 1916), S. 29. 221

24. Linnebach, S. 500. 222

25. Chapuisat, S. 88. 222

26. Vgl. auch Fritz Ernst, General Dufour (Generäle, S. 117 ff., Zürich 1942). 222

27. Vgl. Hist. biogr. Lexikon derSchweiz, Bd. 7, S. 602 und ADB, 44, S. 343 Griff 1841 mit seinen «Nachtgedanken eines Invaliden über schweizerische Kriegerei» nochmals in die Armeediskussion ein. 222

28. Vgl. E. Zschokke, Oberst J. N. v. Schmiel, 1774–1850 (Aarau 1911). 222

29. Vgl. Paur, S. 59 ff. Übels Bericht über die Schießerei auf dem Münsterhof in Helv. Milit. Zeitschrift 1839, S. 153 ff., 161 f. 223

30. Man erinnere sich des Ausspruchs von General Wille (Ges. Schr., S. 552): «Wenn ich zurückblickend mir vergegenwärtige, was alles und wer alles zusammenwirkte, um soldatisches Wesen in unserer Armee nicht aufkommen zu lassen, so erfüllt mich das trotzdem Erreichte mit neuer Bewunderung vor der natürlichen Veranlagung unseres Volkes.» 223

31. «Mein Sommer . . . », S. 81. 224

32. Vgl. die Auszüge zur Einlage der NZZ vom 29.10.1821 und 29.7.1822. (StA.) 224

33. Die Trennung des Kantons Basel, 2 Bde. (Zürich, 1839/42), I, S. 79. 224

34. Brief an Tavel, 13.12.1822. 225

35. Etwas zu Gunsten der allgemeinen Bewaffnung im Canton Bern und in der ganzen Eidgenossenschaft (Bern 1823). 225

36. Seconde Epître d'un Suisse à ses concitoyens (Lausanne 1822), S. 11. 225

37. «Neutralité . . . », S. IX, X, «. . . frappé de la justesse de ses observations et de ses vues . . . ». 225

38. St. Gallen 1826. 225

39. Vgl. vor allem die Stellen S. 203 ff., 215, 359, 368 ff., 436 ff., 455, 475 ff. 225

40. S. 447. 226

41. Brief an Tavel, 6.10.1826. 226

42. «Versuch . . . », S. 482. Diese Parade hat Wieland zu der knurrenden Bemerkung veranlaßt. «Rücksichtlich des Verteidigungssystems ist der Verfasser gerecht und trifft da, wo derselbe zum heiklen Punkt kommt, den Nagel auf den Kopf; nämlich, daß viele Leute dieses nicht gern berührt und noch weniger öffentlich behandelt sehen, und lieber sich geheimnisvoll eine wichtige Miene hinter einem Blatt weißen Papiers geben . . . » Handgeschriebenes Zettelchen im Thellung-Exemplar der UB, Mil. Aa 57. 226

43. Man müßte vor allem auch die bei O. Weiß verzeichneten Akten im Bundesarchiv und in den Archives Dufour studieren, wo wohl Dufours interessanteste militärpolitische Äußerungen zu finden sind. 226

44. Es erschienen vor 1832 in der Hauptsache: 226

Mémorial pour les travaux de guerre (Genève 1820);

De la fortification permanente (Genève 1822);

Instruction sur le dessin des reconnaissances militaires (Genève 1828).

45. Vgl. O. Weiß, S. 20 ff. et passim. 227

46. Vgl. z. B. die Liste der dem Cours de Tactique (Paris 1840) zugrunde liegenden Werke. Wieland selbst wird mit dem Handbuch angeführt, ferner an Autoren, auf denen auch der Basler fußte: Erzherzog Karl, Boutourlin, Carnot, Chambray, Decker, Duhesme, Feuquières, Folard, Friedrich d. Große, Guibert, Jomini, Lloyd, May de Romainmotiers, Montluc, Napoleon, Rogniat, Rohan, *nicht* aber Clausewitz. 227

47. Hiezu E. Schumacher, Die Theorie des Kleinkriegs, Schw. Monatsschrift für Of. aller Waffen, 1942, Heft 2, S. 55. 227

48. Vgl. die entscheidenden Zitate in Kapitel VI, Anm. 98 u. 137. 227

49. Vgl. O. Weiß, S. 200. 227

50. 31.1.1827. 228

51. Abschied 1828, Beilage Lit. D, S. 6 f. 228

52. Für die Angaben aus der Armeegeschichte folgen wir P. E. Martin, S. 34 ff, 43 ff. et passim. 229

53. Vgl. die aufrüttelnde Rede des Zürcher Abgesandten Oberst v. Muralt (des spätern Bürgermeisters) vor der Tagsatzung, Abschied 1831, S. 11 ff.; ferner den Bericht der Militäraufsichtsbehörde über die Organisation von Landwehrkontingenten, Abschied 1832, Beil. H. 229

54. H. Leemann. Abriß der Militärstatistik der Schweiz (Bern 1839). 230

55. Ebenda, S. 214 230

56. Vgl. Leemann, S. 220 ff., 226 ff., 230, 231 ff. 230

57. Ebenda, S. 232. 230

58. Ebenda, S. 233. 230

59. Vgl. P. E. Martin, S. 72 ff., 115 ff. und U. Meister, Die Entwicklung der schweizerischen Wehrverfassung mit besonderer Berücksichtigung des eidg. Militärreglements von 1817, Njbl. d. Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1902, S. 43 ff., 47. 231

60. (F. von Elgger.) Considérations sur l'état militaire de la Suisse (Lucerne 1834), S. 51. 231

61. Nach E. Zschokke, Geschichte der Schw. Offiziersgesellschaft 1833–1933 (Zofingen 1933), S. 24 ff. et passim. 231

62. Zchokke, S. 29. 231

63. Ebenda, S. 48. 231

64. Wir folgen R. v. Fischer, 100 Jahre Allgemeine Schweizer Militärzeitung, ASMZ 1934, Januarheft, S. 3 ff. 232

65. Näheres über Lohbauer und Uebel bei v. Fischer, S. 4–8. 232

66. Helv. Mil. Zeitschrift 1834, Nr. 1, S. 3 f. 232

67. Vgl. u. a. Helv. Mil. Zeitschrift 1836, S. 194ff.; 1838, S. 90ff.; 1840, S. 223ff., 243ff.; 1843, S. 61ff.; 1846, S. 21 ff., sowie die saftige Schrift J. L. v. Wurstembergers, «Nachtgedanken eines Invaliden über schweizerische Kriegerei» (Basel 1842, anonym). 232

68. M. Rudolf, Der kleine Krieg im Geiste der neueren Kriegführung (Zürich 1847). Vgl. vor allem S. 17, 23, 27, 60. 233

Stützt sich zum Teil auf Uebels «Kurs der Taktik und Strategie u. Plan zur Verteidigung der Schweiz gegen Frankreich im Jahr 1838», hg. von H. H. Vögeli (Zürich und Winterthur 1842). In Bülow'schem Geiste geschrieben. 233

69. Für das Biographische über Hans Wieland vgl. R. Brüderlin, Die drei Obersten Wieland, SA der ADB (Leipzig 1898). 233

70. R. v. Fischer, S. 12. 233

71. Vgl. Schw. Mil. Zeitung 1855, Nr. 1, «Ein Wort zum Eingang». 233

1862 veröffentlichte die Mil. Zeitung Johannes Wielands Souvenirs auf deutsch in 9 Folgen (bis zur Abreise von Lissabon).

72. Vgl. R. v. Fischer, S. 13–18. 233

Zum Taktischen ferner die mit Hptm. Aug. Burckardt-Iselin im Mai 1851 zu Basel als Festschrift für eine Versammlung der Schweiz. Militärgesellschaft herausgegebenen «Ideen über Organisation und Taktik der schweiz. Infanterie», hauptsächlich in den Punkten XVIII und XIX.

Zur Frage des Stabsbüros P. E. Martin, S. 92.

73. Hans Wieland, Die schweizerische Neutralität, politisch-militärische Studien (Basel 1861 und 1866). 233

74. Für das Biographische vgl. Brüderlin. 234

75. Brüderlin. 234

76. ASMZ 1908, Nr. 31 und 32. 234

77. ASMZ 1908, Nr. 34. 234

78. ASMZ 1909, Nr. 25. 234

79. Seit Wielands Kriegsgeschichte waren erschienen: 235

M. Rudolf, Die Kriegsgeschichte der Schweizer seit Gründung des Schweizerbundes bis zum ewigen Frieden mit Frankreich (Baden 1847); David Nüscheler, Schweizer Kriegsgeschichte bis an das Ende des 15. Jahrhunderts (1.–44. Njbl. der Feuerwerker-Gesellschaft Zürich 1806–1849). Emil Frey, Die Kriegstaten der Schweizer (1905). Neuausgaben von Wielands Werk 1868/69 und 1879, beide Male bei Schweighauser erschienen, besorgt von Hugo Richter. (Vgl. Kapitel II, Anmerkung 37.)

VITA

Ich, Eric Ernst Mettler, wurde am 22. Mai 1917 in St. Gallen geboren, als Sohn des Fritz Ludwig Mettler, Kaufmann von St. Gallen und der Adele, geb. Hamburger, von Buchs (Zch.). Ich besuchte Primarschule und kantonales Gymnasium in St. Gallen und bestand im Herbst 1936 die Maturitätsprüfung (Typ B). Ein Jahr später bezog ich die Universität Zürich und hörte während zwei Semestern bei den Herren Dieth, Szadrowsky, Ermatinger, Bernhard Fehr, Jud, Spoerri, Roedel, Arnald Steiger, Hoffmann, Gschwind, Stadler, Faesi und Grisebach. Im Herbst 1938 bezog ich für zwei Semester die Ecole de préparation pour professeurs du français à l'étranger an der Universität Paris, arbeitete bei den Herren Charles Bruneau, Beaulieux, Laurent, Michaut, Fouché, Chamard, Pauphilet, Canat und Mornet und schloß im Sommer 1939 mit dem Diplom der Schule ab. Im Frühjahr 1940 bezog ich die Universität Basel, ließ außer dem Französischen die Sprachfächer fallen und begann Allgemeine Geschichte und Schweizergeschichte zu studieren. Meine Lehrer waren die Herren Bonjour, von Wartburg, Kaegi, von den Steinen, Däniker, Béguin, Felix Staehelin und Heinrich Barth. Die Anregung zum Thema meiner Dissertation empfing ich von Dr. Hans Georg Wirz, Dozent für Kriegsgeschichte an der Universität Bern. Ihre Ausarbeitung begleitete Prof. Dr. Edgar Bonjour in Basel mit seinem Rat.